Seibt

Klugheitslehren.

II. Band.

Anthr. 128 n - 2 Seibt

Klugheitslehre

oder

DIE KUNST

aus dem Umgange mit Menschen die möglich gröfsten Vortheile zu ziehen,

praktisch abgehandelt

von

Karl Heinrich von Seibt

Ritter der k. k. Erblande, k. k. Rath, und ordentlicher Professor der Philosophie.

ZWEYTER BAND

Dritte Auflage

Prag 1824

bey Martin Neureutter.

Leipzig

bey Friedrich Fleischer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zweyter Theil.

Besondere Klugheitslehre.

Grundgesetz der Klugheitslehre.

Die bürgerliche Klugheit, welche den eigentlichen Gegenstand unsrer Klugheitslehre ausmacht, ist dem Begriffe nach, den wir bereits im ersten Theile davon gegeben haben, die Kenntniß und der geschickte Gebrauch derjenigen Mittel, wodurch der Mensch, im gesellschaftlichen Leben, seine äussere Glückseligkeit so gut, als die jedesmaligen Umstände es ihm möglich machen, befördern und erhalten kann.

Da nun in der Beförderung der äussern Glückseligkeit der Endzweck der bürgerlichen Klugheit besteht, und die Erreichung jedes Endzwecks ihren zureichenden Grund in den angewandten Mitteln hat, folglich Handeln voraussetzt; Handeln aber nichts anders ist, als die Anwendung gewisser Kräfte zur Erreichung irgend eines Endzwecks: so

folgt,

folgt, daß ein Mensch ein um so ausgebreiteters Vermögen, zu handeln, besitze, und um so mehrere Endzwecke zu realisiren fähig sey, mit je mehrern Kräften er ausgerüstet ist. Nun geht die Absicht der Klugheitslehre dahin, uns mit den Maßregeln bekannt zu machen, die wir zur Beförderung unsrer äussern Glückseligkeit einzuschlagen haben: ihr Grundgesetz wird demnach dieses seyn: Zu denen Endzwecken äusserer Glückseligkeit, deren Erreichung in deiner alleinigen Macht stehen kann, verschaffe dir so viele Kräfte, als du kannst; und in Ansehung derjenigen Endzwecke, zu denen es dir entweder ganz an Kräften fehlt, oder die deinigen allein nicht hinreichen, bewirb dich um die Mitwirkung fremder Kräfte.

Jeder Mensch ist eines gewissen Masses von Kräften, zur Realisirung moralischer Endzwecke, durch seine moralische Natur fähig; aber nur fähig, da seine ganze moralische Natur in der Summe der ihm anerschaffenen Fähigkeiten besteht. Erst durch eine fleissige Uebung werden diese Fähigkeiten zu Vollkommenheiten und zu wirkenden Kräften. Die Wirksamkeit eines rohen, ungeübten, ungebildeten Verstandes ist natürlich überaus eingeschränkt; seine Kräfte verhalten sich, wie der Grad seiner Ausbildung. Ein Mensch mit einem solchen Verstande ist nur zur Realisirung weniger Endzwecke geschickt; er vermag vieles nicht, weil ihm die Kräfte dazu fehlen. Wenn nun das Grundgesetz der Klugheitslehre fordert, daß wir, zu den Endzwecken der äussern Glückseligkeit, uns so viele Kräfte erwerben, als wir können, so legt sie uns

dadurch

dadurch fürs Erste die Verbindlichkeit auf, um so viele Kräfte des Verstandes besorgt zu seyn, als immer möglich ist.

Da jedoch nicht alle Endzwecke eines bequemen, und von aussen beglückten, Lebens durch unsre Verstandeskräfte unmittelbar und einzig zu erreichen sind, sondern ein grosser Theil derselben einen gewissen Vorrath an zeitlichem Vermögen erheischt, durch welches man diejenigen Bedürfnisse des Lebens bestreiten könne, die durch blosse Geschicklichkeiten des Verstandes nicht zu befriedigen sind: so fordert das Grundgesetz der Klugheitslehre fürs Zweyte, daß man sich auch um einen hinlänglichen Vorrath an zeitlichem Vermögen bewerbe.

Nun sind aber auch mancherley Endzwecke möglich, deren Erreichung unsre äussre Glückseligkeit befördern — erhöhen kann, zu welcher aber unsre eigenen Kräfte allein nicht hinreichen, folglich die Mitwirkung fremder Kräfte schlechterdings nöthig wird. Daher fordert das Grundgesetz der Klugheitslehre endlich noch fürs Dritte, daß wir, auf ähnliche Fälle, uns der Mitwirkung fremder Kräfte in voraus versichern: Und wodurch? Dadurch, daß wir uns so viele Gönner und Freunde erwerben, als die Umstände möglich machen.

Diesen Betrachtungen zufolge werden alle, aus obigem Grndgesetz der Klugheitslehre herfliessenden besondern Regeln in zween Hauptabschnitte zerfallen, deren der eine die Regeln zur

Vermehrung eigener Kräfte — der andre aber die Regeln enthalten wird, durch deren Befolgung wir zu den Endzwecken der äussern Glückseligkeit auch die Mitwirkung fremder Kräfte uns verschaffen können.

Von den Geschicklichkeiten des Verstandes.

Es ist nicht möglich — selbst bey der größten Summe von Fähigkeiten nicht — daß ein Mensch seinen Verstand in allen Wissenschaften, Kenntnissen und Geschicklichkeiten übe und ausbilde. Jeder muß demnach eine kluge Wahl treffen, und sich um solche Vollkommenheiten des Verstandes bewerben, die vor allen andern ihm, in seiner Lage zu einem von aussen beglückten Leben verhelfen können.

Zu einem von aussen glücklichen und bequemen Leben gehört vor allem der erforderliche Lebensunterhalt, und dieser setzt wieder ein mehr als nothdürftiges Einkommen voraus. Wem solches nicht durch andere Wege, als etwa durch Erbschaft, Vermächtniß, Schenkungen ꝛc. zugeflossen, der muß es sich erst erwerben. In einer bürgerlichen Gesellschaft, in einem State ist alles okkupirt, alle zum Lebensunterhalt gehörigen Güter haben bereits ihre Eigenthümer. Wem hievon, zu einem bequemen Leben nicht genug zu Theil geworden, muß auf Mittel denken, von seinen Mitbürgern, oder vom State selbst, einen Beytrag an zeitlichem Vermögen zu erhalten, der ihn in den Stand setze, die Bedürfnisse des Lebens zu bestreiten. Diesen Beytrag aber kann

er

er, aus dem Grunde eines unbedingten Rechts, nicht fordern, weil ihm kein Recht auf das Eigenthum seiner Mitbürger zusteht; allenfalls hat er ein Bittrecht darauf. Allein nicht zu gedenken, daß es eben so schimpflich als mißlich ist, seinen Unterhalt von Andern zu erbetteln: so streitet es auch aus dem Grunde mit der Klugheit, diesen Weg einzuschlagen, weil sich auf etwas nicht sicher rechnen läßt, das bloß von dem freyen Willen andrer Menschen abhängt, folglich keineswegs erzwungen werden kann.

So viel lehrt demnach eine mässige Klugheit, daß man sichrer für seinen Unterhalt sorge, wenn man sich denselben, und das hiezu erforderliche Vermögen, durch einen verbindenden Vertrag zu verschaffen sucht.

Wechselseitige Bedürfnisse sind das Band der Geselligkeit. Kein Mensch besitzet alles, was zu einem bequemen Leben erfordert wird. Dieß nöthigt die Menschen, einander zu suchen, und gegenseitig einander etwas von dem, was jeder mehr hat, als er braucht, gegen etwas anzubieten, woran jeder Mangel leidet. Hieraus entsteht eine unzählige Menge und Verschiedenheit bürgerlicher Verträge, welche durchzugehen, hier der Ort nicht ist. Wer also den, zu seinem Unterhalt nöthigen, Vorrath an zeitlichem Vermögen sich erst zu erwerben hat, muß für gewisse andre Güter sorgen, deren Erwerbung in seiner alleinigen Macht steht, um dafür dasjenige, woran es ihm gebricht, sich gleichsam von Andern einzutauschen. Diese Güter können nun keine andern seyn, als solche Geschicklichkeiten des Verstandes, wodurch man fähig wird, Andern mancherley ersprieß-

liche Dienste zu leisten, die ihre äussere Glückseligkeit befördern, und gegen welche sie gern einen Theil von ihrem zeitlichen Vermögen, den sie füglich entbehren können, als ein Aequivalent hingeben.

Die Regeln der Klugheit nun, die man in diesem Stücke zu befolgen hat, werden etwa folgende seyn.

1. Regel. „Man bewerbe sich um solche Geschicklichkeiten des Verstandes: die zur Zeit, in der man lebt, geschätzt und gesucht werden; d. i. man bestrebe sich, ein Mann seiner Zeit zu werden."

Will ein Kaufmann einen ersprießlichen Handel treiben, so muß er sich nach dem Sinn, Geschmack und Bedürfniß derjenigen richten, an die er seine Waare abzusetzen gedenkt. Wer durch Geschicklichkeiten des Verstandes seinen Unterhalt suchen muß, wird ebenfalls seine Waare an den Mann zu bringen sich bestreben müssen; und wird er das können, wenn sie von der Art ist, daß niemand sie braucht, niemand danach fragt?

2. Regel. „Man wähle diejenige von den Wissenschaften und Geschicklichkeiten des Verstandes, zu welcher man die glücklichste Anlage zu haben glaubt."

Der Grund der Regel ist dieser, weil alsdann mehr Möglichkeit vorhanden ist, es darinn über den Grad der Mittelmässigkeit zu bringen, welches immer erfordert wird, um desto sicherer sein Glück damit zu machen. Besitzt jemand eine Wissenschaft oder Geschicklichkeit des Verstandes nur in einem mittelmässi-

gen Grade von Vollkommenheit, so ist die Anzahl Derer, mit welchem er um den Vorzug zu streiten hat, viel grösser, folglich auch die Wahrscheinlichkeit vorgezogen zu werden, geringer. Uebertrifft er hingegen die Mehresten, so ist der Streit nur zwischen Wenigen und die Wahrscheinlichkeit des Vorzugs nach eben dem Verhältniß grösser.

3. Regel. „Hat man nun, nach Vorschrift obiger Regeln gewählt, so schränke man seine Bemühungen, sich auszubilden, nicht auf den Umfang der gewählten Wissenschaft ein. Man bewerbe sich vielmehr auch um diejenigen Geschicklichkeiten, Kenntnisse und Eigenschaften, die zur Verfeinerung der Sitten beytragen, und nicht nur in den Stand setzen, auch da als ein gebildeter Mann zu erscheinen, wo man von seiner Brodwissenschaft keinen Gebrauch machen kann, sondern die auch fähig sind, Achtung bey Denjenigen zu erwecken, die unsre Geschicklichkeit, in Absehn auf unsre Berufswissenschaft, nicht einmal zu beurtheilen Einsicht genug haben.

Hieher gehören Sprachen, Welt- und Menschenkenntniß, Beredsamkeit, Artigkeit, Höflichkeit, Klugheit, Witz ꝛc. kurz alle diejenigen Eigenschaften, die uns zu angenehmen Gesellschaftern machen. Selbst unsre Berufswissenschaft, unterstützt durch diese allgemein geschätzten Eigenschaften und Nebenkenntnisse, gewinnt ungemein viel, da sie hiedurch eine um so geschicktere und gefälligere Anwendung erhält.

4. Regel. „Je mehr Geschicklichkeit und Einsicht man besitzt, desto Weniger wird man uns zu gu-

te

te halten. Man hütte sich daher, bey seinen übrigen Geistesvollkommenheiten, auffallende Fehler und Schwachheiten blicken zu lassen, weil dadurch eines Theils unsrer Werth in den Augen Anderer sinkt; andern Theils wir unsern Feinden und Miteiferern Waffen wider uns in die Hände geben."

Die Befolgung dieser Regel setzt eine genaue Kenntniß seiner selbst, und daß man in Gesellschaft über sein Thun und Lassen sorgfältig wache; daß man sich angewöhne, auch ohne Zeugen sich so zu betragen, wie man in der Gesellschaft solcher Leute, an deren Beyfall uns gelegen ist, sich zu benehmen wünschen muß *).

Zu den Endzwecken, die wir in der bürgerlichen Gesellschaft, durch unsre Geschicklichkeiten und Geistesgaben, zu erreichen suchen, ist es noch nicht genug, diese zu besitzen, das Meiste hiebey kömmt auf die Art und Weise an, wie wir die Welt davon unterrichten, d. i. wie wir, bey der Kundmachung derselben, uns benehmen. Hier müßen uns vorzüglich nachstehende Klugheitsregeln leiten.

5. Regel. „Man zeige seine Einsichten und Geschicklichkeiten niemals vor Leuten, bey denen man nicht

---

*) Cumque ædificaret (Livius Drusus) domum, promitteretque ei architectus, ita se ædificaturum, ut liber a conspectu, immunis ab omnibus arbitris esset; tu vero, inquit, si quid in te artis est, ita compone domum meam, ut, quicquid agam, ab omnibus perspici possit.
Val. Max.

nicht ähnliche vermuthen kann, oder die darüber zu urtheilen nicht fähig sind.“

Den im erstern Falle wird man beschwerlich, macht sich wohl gar verhaßt, wenn es den Schein einer Demüthigung hat; im zweyten Falle ist es unnütz.

6. Regel. „Man erreicht seinen Endzweck, durch Kundmachung seiner Geistesgaben, sich Beyfall und Achtung zu erwerben, sehr schlecht, wenn man es auf eine Art thut, welche diese Absicht zu deutlich verräth. Man vermeide daher allen Schein von Ruhmredigkeit und Prahlerey, und lasse sich seine Geschicklichkeiten vielmehr abnöthigen, als man sie Andern wider Willen aufdringe.“

Die Hochachtung ist eine der freyesten Gemüthsneigungen; sie flieht Diejenigen, die sie mit Hastigkeit suchen, und verfolgt Diejenigen, die sie zu fliehen scheinen *). Mit der Schönheit des Geistes verhält es sich, wie mit der körperlichen Schönheit, die um so weniger gefällt, je mehr sie zu gefallen sucht. So bald wir merken lassen, daß wir Beyfall und Achtung, als einen unsern Verdiensten gebührenden Tribut, fordern, erhalten wir nichts. Machen wir aber auf Beyde keinen sichtbaren Anspruch, sehen wir vielmehr, was uns davon zu Theil wird, als ein freywilliges Geschenk an, dann giebt man uns gern, auch wohl mehr, als uns gebührt. Hiezu kömmt, daß Stolz, Eitelkeit und Prahlerey allgemein verhaßt sind, und alle übrigen noch so ausgezeichneten, Geistesvollkommenheiten verdunkeln.

„Ich

*) Gloria fugientes magis sequitur. Sen.

„Ich nehme mir die Freyheit, Eurer Herrlichkeit unsern Lieblingsdichter Alcetas, der, durch seine dramatischen Meisterstücke, uns so viel Vergnügen und Ehre macht, vorzustellen" (spricht Cyneas, indem er beym Minister Eumenes eintritt.)

E. Sie verbinden mich, lieber Cyneas, daß Sie mir Gelegenheit zu einer Bekanntschaft machen, nach der ich mich schon lange gesehnt habe.

A. (Macht eine stumme, aber dreiste Verbeugung, die nur zu deutlich verräth, daß er seinen Werth fühle.)

E. (fährt fort) Wir wollen uns setzen! (zum Alcetas) Ich habe Ihnen recht viel zu sagen.

A. (setzt sich ohne alle Umstände.)

E. Sagen Sie mir doch, wie Sie ein so grosser Dichter geworden?

A. Dichter — wie Eurer Herrlichkeit nicht unbekannt seyn kann — müßen geboren werden. Die gütige Natur bestimmte mich zum Priester der Musen; ich entdeckte frühzeitig diesen ihren Wink, und machte aus der Dichtkunst mein Lieblingsstudium.

E. Mit dem glücklichsten Erfolge, wie Ihre dramatischen Stücke beweisen.

A. Der Beyfall, den schon meine dramatischen Erstlinge erhielten, munterte mich ungemein auf, und flößte mir diejenige Dreistigkeit ein, ohne welche kein Genie über das Mittelmäßige sich erhebt.

E. Haben Sie schon viele dergleichen Stücke geliefert?

A. Das erste schrieb ich in meinem achtzehnten Jahre, und hatte die Vorsicht, es ohne meinen Namen ans Licht treten zu lassen. Es giebt Leute, die

einem

einem jungen Menschen nicht viel zutrauen, und ohne Weiters alles verwerfen, wenn der Verfasser noch nicht die schriftstellerische Volljährigkeit erreicht hat. Das Stück machte durch diesen Kunstgriff sein Glück; und es schmeichelte — ich muß gestehen — meiner Eitelkeit nicht wenig, als niemand glauben wollte, daß ich der Verfasser davon wäre. Denn da es mit dem Stücke so gut ablief, trug ich kein Bedenken mehr, hinter dem Vorhange hervorzutreten.

E. Wie heißt dieß Stück? Ohne Zweifel hab' ich es auch gesehen?

A. Der Grillenfänger, Eurer Herrlichkeit aufzuwarten. Ich wählte diesen Titel, weil er noch neu, folglich darauf zu rechnen, war, daß er die Neugierde des Publikums intressiren werde. Auch fand ich mich in dieser Erwartung nicht betrogen. Alles strömte herbey, diesen Grillenfänger aufführen zu sehen; man mußte ihn sechsmal hintereinander geben. Unglaublich würd' es scheinen, wenn ich läugnen wollte, daß dieser erste, so glückliche, Flug meiner Muse mich ungemein spornte, fortzufahren.

E. Leicht zu begreifen! Und seit dem wie viele Stücke haben Sie verfertigt?

A. Herausgegeben habe ich ihrer zwar erst neune; es liegen aber deren noch viere in meinem Schreibepult, welche die letzte Feile erwarten.

E. Das macht Ihnen Ehre. Da Sie noch so jung sind, können Sie uns noch viele gute Stücke liefern, woran wir Deutschen eben keinen Ueberfluß haben.

A. Eure Herrlichkeit haben recht. Stücke genug, aber neun Zehntheile unsers dramatischen Nationalvor-

nalvorraths sind von Dichtern ohne Genie geschrieben. Da diese Dichtungsart heut zu Tage gleichsam zur Mode geworden, so will jeder mitmachen, der ein wenig Sprache, und die Gabe besitzt, ein hier oder da aufgerafftes Geschichtchen in Dialogen zu bringen. Daher so viele höchst elende Komödien, die sich kaum einmal sehen lassen.

E. Aber — wenn ich fragen darf — kostet ein gutes dramatisches Stück viel Arbeit?

A. Wie andre Dichter arbeiten, und wie viel Schweiß es sie kostet, etwas gutes zu Stande zu bringen, weis ich nicht. Was mich betrifft, so kann ich wohl sagen, daß das beste Stück mir weniger Arbeit verursacht, als man glauben sollte. Wem's bey Arbeiten dieser Art sauer wird, der sollt' es für einen Wink der Natur ansehen, davon zu bleiben. Die Wahl des Sujets hängt von einem glücklichen Einfall ab. Die Disposizion geben die Regeln der Kunst, und die Ausarbeitung geht mir dann so glücklich von Statten, daß hiebey das Aufschreiben mir beynah die größte Mühe macht. Ein empfindsames Herz, Menschenkenntniß und eine fruchtbare Einbildungskraft, geben oft mehr Stoff, als man gebrauchen kann. Versteht man das Beste zu wählen, nun so kann man sich an jedes Sujet wagen.

E. Unser Theater besitzt gegenwärtig einige gute Schauspieler *).

A. Die

*) Bey dieser Ablenkung des Gesprächs auf einen andern Gegenstand, hätte der unbescheidene Prahler leicht merken können, daß sein Gespräch nicht wohl aufgenommen werde,

A. Die wenigen guten könnten noch besser, und aus den übrigen schlechten gute Schauspieler, werden, wenn die Leutchen sich wollten belehren lassen. Aber die Einbildung, daß sie schon über alle Kritik hinaus sind, hindert sie, weiter zu kommen. Bey der Vorstellung meiner eigenen Stücke hab' ich mir zuweilen einige Erinnerungen herausgenommen; man nahm es übel. Und um diesen Leuten, deren Spiel so grossen Einfluß in die Aufnahme unsrer Arbeiten hat, es nicht zu verderben, mußte ich zu allen ihren, auch wesentlichen, Fehlern, ein Aug zudrücken. Sie hegen das Vorurtheil, der Dichter habe nur für die Verfertigung des Stücks zu sorgen; wie es aufzuführen sey, müße man ihrer Beurtheilung überlassen. Allein es liesse sich leicht darthun, daß —

E. (unterbrechend) Ein andermal, ein andermal; für ietzt habe ich Geschäfte.

C. Wir wollen uns demnach Eurer Herrlichkeit zu Gnaden empfehlen.

E. Leben Sie wohl. (Zum Cyneas zwischen der Thüre leise) Was haben Sie mir da für einen Gecken aufgeführt?

C. Eure Herrlichkeit wollen vergeben; ich kannte nur den Schriftsteller an ihm, nicht den Menschen.

E. Der Erstere ist nicht viel werth, weil der Letztere nichts taugt.

Auser

Auſſer dem, daß Alcetas auf die unausſtehlichſte Art prahlte, und mit ſeinen Dichtertalenten ſich brüſtete, verrieth er wenig Lebensart dadurch, daß er in Gegenwart des Miniſters, dem er in mehr als einer Rückſicht, Achtung ſchuldig war, ſich eine ſo ausgelaſſene, ſo gemeinmachende Geſchwätzigkeit erlaubte, beynah ganz allein ſprach, und ſeine Urtheile im Tone der Entſcheidung vortrug. Daß er durch dieß unanſtändige und minder kluge Benehmen, dem Miniſter ſich nicht werde empfohlen haben, läßt ſich denken. Vielmehr muß man, nach der Aeuſſerung des Miniſters gegen den Cyneas zwiſchen der Thüre, annehmen daß Alcetas die günſtige Meynung, die der Miniſter von ihm, ſeiner dramatiſchen Stücke wegen, etwa ehedem hegte, mit einem Mal verſcherzt habe.

Dieſem Fehler der Prahlerey ſteht eine affektirte Demuth und Herabſetzung ſeiner ſelbſt entgegen. Man will nicht auf Stelzen einhergehen, und man kriecht auf allen Vieren. Daher die

7. Regel. „Nicht weniger, als eine prahlhafte Kundmachung ſeiner Geſchicklichkeiten und Geiſtesvorzüge, iſt eine gewiſſe affektirte, übelverſtandene Beſcheidenheit, oder vielmehr Herabſetzung ſeiner ſelbſt, zu vermeiden. Hier iſt die Klugheitsregel des Cato zu befolgen:

Nec te laudaveris, nec te culpaveris ipſe“

„Sich ſelbſt loben iſt Eitelkeit; ſich ſelbſt tadeln iſt Niederträchtigkeit“ ſagt Gracian. Auch ſind

Demuth und Bescheidenheit vielleicht gerade die Tugenden, die sich am schwersten glücklich simuliren lassen. Es giebt Menschen, die so wenig mit dem Charakteristischen dieser Tugenden und ihrer Sprache bekannt sind, daß sie glauben, es sey schon Demuth und Bescheidenheit, wenn sie durchaus nicht eingestehen, daß sie etwas gutes, etwas lobenswerthes an sich haben. Sie widersprechen daher jedem, der von ihren Geschicklichkeiten und Verdiensten ein günstiges Urtheil fällt, auf die albernste Art, welches noch unerträglicher ist, als Ruhmredigkeit und Selbstlob. Wer sein eigener Lobredner wird, verräth Eitelkeit, und macht sich lächerlich. Allein wer auf eine so plumpe Art sich erniedrigt, verräth nicht nur Eitelkeit, sondern auch die Absicht, zu hintergehen — zu äffen, welches einen doppelten Grund abgiebt, ihn zu verachten.

„Ich komme, Eurer Herrlichkeit Befehle zu vernehmen" (spricht Lysias, indem er beym Minister Hohenburg eintritt.)

H. Ich habe so viel rühmliches von Ihnen gehört, daß ich meinem Verlangen, Sie näher kennen zu lernen, die Ungelegenheit, die ich Ihnen mache, nicht habe abschlagen können.

L. In der That muß ich mich wundern, Eurer Herrlichkeit, auch nur dem Namen nach, bekannt zu seyn.

H. Es würd' uns und unserm Zeitalter wenig Ehre machen, wenn Männer, wie Sie, ungekannt — unbelohnt blieben.

L. Eure

L. Eure Herrlichkeit geruhen, zu scherzen.

H. Sehr zur Unzeit, wenn es wäre. Doch Sie wollen mich nur auf die Probe stellen, ob ich zuverläßig genug von Ihren Verdiensten unterrichtet sey.

L. Gott! wie könnte, bey dem Gefühl meines Nichts, ein solcher Gedanke —

H. Nun wohl! Wer behauptet, muß beweisen. Sie haben verschiedene, und, wie man mich versichert, sehr gute Bücher über die Erziehung geschrieben?

L. Fast wünscht' ich, diese Bücher nicht geschrieben zu haben.

H. Wie? Sie könnten bereuen, Gutes gestiftet zu haben?

L. Böses vielmehr, wenn Eure Herrlichkeit zu erlauben geruhen. Man hat schon ungleich bessere Werke in diesem Fach; ich habe bloß die Anzahl der schlechten vermehrt.

H. Männer, deren Urtheil für entscheidend gelten kann, behaupten das Gegentheil.

L. Zu meiner um so größern Demüthigung! Da ich nur zu wohl weis, wie viel meinen Schriften zur Vollkommenheit noch fehlt, und wie reich sie theils an falschen, theils an impraktikablen Erziehungsmaximen sind: so ist mir strengste Kritik nicht so empfindlich, wie Lob von Männern, die es verstehen, weil dieses Lob nichts, als Ironie seyn kann.

H. Gleichwohl möcht' ich Ihnen einen Antrag thun, der beweisen sollte, daß ich wenigstens nicht für Ironie halte, was man zum Lobe Ihrer Schriften sagt.

L. Ich

L. Ich fürchte, man hat es gewagt, Eure Herrlichkeit zu hintergehen.

H. Wär' es, ich würde mir schon Genugthuung zu verschaffen wissen. Vor der Hand meinen Antrag, wenn Ihnen beliebt. Ich hab' einen Sohn, der sich bereits in dem Alter befindet, wo der erste Grund zu einer guten Erziehung gelegt werden muß. Sein Wohl liegt mir unaussprechlich am Herzen, und Sie erachten leicht, daß ich keinen angelegenern Wunsch habe, als ihn zu einem vernünftigen, tugendhaften und glücklichen Menschen zu bilden. Meine Geschäfte würden mich nicht hindern, ihn selbst zu erziehen, fehlte es mir auch nicht, an der erforderlichen Einsicht dazu. Ich finde mich daher bemüßigt, dieses Geschäft einem Manne zu übertragen, von dem ich überzeugt bin, daß er mit allen den Eigenschaften ausgerüstet sey, die für den gewünschten Erfolg dieses, für mich äußerst wichtigen, Geschäfts bürgen können. Der Ruf, welcher Ihnen die gründlichsten Einsichten in das Erziehungswesen zuerkennt, hat meine Wahl auf Sie geleitet. Wollten Sie wohl —

L. Der Ruf ist selten gerecht, er giebt bald zu viel, bald zu wenig. Das Erstere trifft eben bey mir ein. Wär' ich das, wofür der Ruf — wie Eure Herrlichkeit zu glauben, und zu versichern geruhen — mich erklärt: ich würd' es für das größte Glück, für die größte Ehre schätzen, mich einem Geschäfte dieser Art zu unterziehen. Allein bey der Ueberzeugung, daß ich demselben nicht gewachsen bin, wäre es Mißbrauch Ihres gnädigen Zutrauens, nur daran zu denken.

H. Sie müßen sich mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Man weis doch, daß mehrere Fami-

Familien, in Absehn auf die Erziehung ihrer Kinder, sich Ihres Raths bedienen?

L. Wohl wahr. Aber die Frage ist immrr mit welchem Erfolge?

H. Mit dem glücklichsten, versichert man mich.

L. Diese Leute fordern nicht viel, und da sie von der Erziehung auch zu wenig verstehen, um zu wissen, was zu fordern sey: so glauben sie, man habe Wunder mit ihren Kindern gethan, wenn sie ums Merken besser gerathen, als die Kinder vom gemeinen Schlage.

H. Man nennt mir ins Besondre den Sohn des Wechslers Vielgut, und rühmt mir ihn, als das Muster eines wohlerzogenen Jünglings. Sie sollen den Plan zu seiner Erziehung gemacht haben.

L. Hier brauchte es wenig Kunst; die Natur hatte das Meiste vorgearbeitet, ihr gehört die Ehre nicht mir. Ueber dieß wäre Vielgut nicht zu sehr mein Freund gewesen, um ihm diese Gefälligkeit abzuschlagen, nie würd' ich mich dazu verstanden haben.

H. Nun gut! was Vielgut in Rücksicht auf Freundschaft für Sie war, das will ich auch werden — zu werden mich wenigstens bestreben. Dann werden Sie mir doch meine Bitte auch nicht abschlagen?

L. Eines Wechslers Sohn, und der Sohn eines Ministers! Erlauben Eure Herrlichkeit, der Abstand ist zu groß.

H. Doch wohl nur in Ihren Augen? Auch will ich Ihnen ja keineswegs zumuthen, einen Minister aus meinem Sohne zu ziehen. Bilden Sie ihn nur zum vernünftigen und rechtschaffenen Menschen, er wird sich

sodann

sodann zu allem schicken, wozu ihn die Fürsehung bestimmt hat. Es ist billig, daß ich in meiner Forderung bescheiden sey, nachdem Sie es so sehr in Betreff dessen sind, was Sie zu leisten vermögen.

L. Wie unwürdig wär' ich aber des schmeichelhaften Zutrauens, mit welchem Eure Herrlichkeit mich beehren, wenn ich, bey dem Gefühl meiner Unfähigkeit, auch dieses Wenige zu leisten, dreist genug wäre, in Eurer Herrlichkeit Dienste zu treten!

H. Dienste? Ich will nicht hoffen, daß Sie dieses Wort nach dem Begriffe gewählt haben, den Sie Sich von der Art, wie ich über Erziehung denke, machen? Wer bey meinem Sohn meine Stelle vertritt, den bin ich eben so entfernt, für meinen Diener anzusehen, als ich mich für den Diener meines Sohns halte. Beynah gerath' ich auf die Vermuthung, daß Sie bloß darum in meine Bitte zu willigen Bedenken tragen, weil Sie mich für einen jener Väter halten, welche die Erzieher ihrer Kinder, als die ersten Dienstboten im Hause, betrachten und behandeln.

L. So was zu denken wäre eine Vermessenheit, die nicht geringer, als mit Eurer Herrlichkeit Ungnade bestraft zu werden verdiente! Meine Bedenklichkeit gründet sich bloß auf mein Unvermögen, auf die Ueberzeugung, daß ich diejenigen Eigenschaften bey weiten nicht besitze, die das Amt heischt, welches Eure Herrlichkeit, aus einem allzu unverdienten Zutrauen, mir aufzutragen geruhen.

H. Sie werden doch natürlich finden, daß ich mehr Zutrauen in einen Mann setze, der über die Kenntnisse, die ich fordre, Bücher geschrieben hat,

als zu einem andern, dem es an solchen Beweisen seiner Fähigkeit mangelt?

L. Das Gute, das meine Bücher etwa enthalten, hab' ich — die Wahrheit zu gestehen — von andern Schriftstellern entlehnt; oder es sind Bemerkungen und Erfahrungen, die mir einsehende Männer mitgetheilt haben. Auch werden Eure Herrlichkeit zu erinnern erlauben, daß man über irgend eine Kunst gut und gründlich schreiben könne, ohne eben im Stande zu seyn, sie auszuüben. Und ich habe Grüinde, zu glauben, daß ich mich eben in diesem Fall befinde.

H. Wenn ich nun aber gerade nicht mehr noch weniger von Ihnen fordre, als Sie zu leisten fähig sind?

L. Eure Herrlichkeit geruhen aber mir mehr zuzutrauen, als ich wirklich besitze.

H. Die Folgen dieses Irrthums können — sollen nur mir zur Schuld fallen, nichts, gar nichts davon auf Ihre Rechnung.

L. Zu viel Gnade! und um mich derselben nicht unwürdig zu machen, halt' ich es um so mehr für Pflicht, nicht zu hindern, daß Eure Herrlichkeit Ihren Sohn einem würdigern Erzieher, als ich seyn würde, anvertrauen.

H. (etwas aufgebracht) Das geht zu weit, und über die Grenzen derjenigen Bescheidenheit, die den Namen der Tugend verdient! Sie wollen nicht, und befehlen kann ich nicht; möcht' es auch nicht, wenn ich könnte. Zu dem Geschäft der Erziehung wird mehr freywillige Entschliessung, als vielleicht zu keinem andern

dern, erfordert. Ich entlassen Sie, und bitte der Ungelegenheit wegen, die ich Ihnen gemacht habe, um Vergebung.

L. (betreten) Sollte ich so unglücklich seyn, Eurer Herrlichkeit Ungnade verwirkt zu haben?

H. Ich habe kein Recht, Sie zu zwingen, und Sie keine Verbindlichkeit zu etwas, was ich von Ihnen nur bittweise erhalten wollte und — konnte.

L. Eure Herrlichkeit dürfen, ja nur befehlen; und ich mache mir die größte Gnade daraus, wenn ich —

H. Hierüber hab' ich mich bereits erklärt. Leben Sie wohl.

Lysias sieht sich genöthigt, abzutreten; und die Ungnade des Ministers ist die Folge seiner übel verstandenen, albernen Bescheidenheit.

Die Bescheidenheit, welche unsre obige 6te Regel, bey der Kundmachung unsrer Geschicklichkeiten und Geistesgaben, empfiehlt, besteht nicht in einer affektirten und plumpen Verläugnung derselben, sondern darinn, daß man damit nicht prahle, sie nicht selbst herausstreiche, sie nicht auf eine Art geltend zu machen suche, die kleinselige Eitelkeit, oder pöbelhaften Ehrgeiz verräth, folglich Spott und Verachtung nach sich zieht. In diesem Stücke muß man sich eben so sehr hüten, ein prahlerischer Alcetas, als ein heuchlerischer Lysias zu werden.

Allein zwischen diesen beyden Extremen, welches ist die Mittelstrasse, die zum Ziele führt? — Vielleicht zeigt uns solche nachstehender Versuch?

Da

Da die Unterhandlung des Ministers v. Hohenburg mit unserm falschbescheidenen Lysias — wie wir eben gesehen haben — sich völlig zerschlug, ward Ersterer bemüßigt, sich nach einem andern Erzieher umzusehen. Ismenias wurde ihm hiezu von einem sachverständigen Mann empfohlen. Der Minister läßt ihn zu sich erbitten. Ismenias erscheint. — „Auf Eurer Herrlichkeit Befehl —" (spricht er im Eintreten mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.)

M. Keineswegs Befehl! bloß das Verlangen, einen Mann von Ihren Verdiensten näher kennen zu lernen —

J. (macht eine ehrerbietige stumme Verbeugung, und ohne Zweifel erröthend, wofern er wahrhaft bescheiden ist *)

M. Setzen Sie Sich.

J. (wiederholt seine Verbeugung.)

M. Ich bitte.

J. (setzt sich **),

M. Man hat mir Ihren patriotischen Eifer, die Nazionalerziehung zu verbessern, ungemein gerühmt.

J. Das

---

*) Eine stumme Verbeugung, begleitet von einer ausdruckvollen Miene, sagt oft mehr, als ein leeres Wortgepränge. Auch läßt sich auf Manches nicht in Worten, sondern nur in Geberden, antworten; wie eben hier der Fall ist.

**) Uebel verstandene, kleinstädtische Höflichkeit wäre es gewesen, hätte Ismenias auch, auf wiederholtes Heissen des Ministers, sich noch geweigert, Sitz zu nehmen.

J. Das vorleuchtende Beyspiel unsers erhabenen Monarchen muß wohl jeden Unterthan auffordern, nach dem Maß seiner Kräfte, zur Beförderung des grossen Endzwecks der Erziehung mitzuwirken.

M. Edel gedacht! zu wünschen wäre, daß Alle, die etwas in diesem Punkte vermögen, gleicher Eifer beseelte! Ich habe einige von Ihren Erziehungsschriften gelesen; und wenn ich Ihnen sage, daß sie vortrefflich sind, so sag' ich Ihnen nicht mein Urtheil, welches, da ich kein kompetenter Richter bin, nicht viel entscheiden würde, sondern das Urtheil der Sachverständigen.

J. (macht eine tiefe Verbeugung mit einiger Verlegenheit zu antworten. Nach einer kleinen Pause spricht er) Da ich mich einmal ans Licht gewagt, muß der Beyfall einsehender Männer das Einzige seyn, was ich zu wünschen habe.

M. Diesen haben Sie, dieß können Sie gewiß seyn.

J. Eurer Herrlichkeit Beyfall gilt mir für den Beyfall Aller.

M. Insofern, als eben jetzt Alle durch mich sprechen? Nicht so?

J. In jeder Betrachtung.

M. Wir wollen darüber nicht streiten; genug, Sie haben meinen ganzen Beyfall, mag er doch gelten, so viel oder so wenig er will. Ihre Schriften verrathen viel praktische Einsicht in die Erziehungskunst; ohne Zweifel haben Sie mit der Erziehung Sich bereits abgegeben?

J. Ich leite die Erziehung in den Familien meiner Freunde; und da hab' ich Gelegenheit, zuweilen

len eine Bemerkung zu machen, die mir in dieser Kunst neue Aufschlüsse gewährt.

M. Ueber diesen Gegenstand sollte niemand schreiben, als der sich darinn praktische Kenntnisse gesammelt hat. Viele Erziehungsbücher sind deßwegen unbrauchbar — nichts als platonische Republiken. Man rühmt mir besonders den Sohn des Herrn v. Lindheim, zu dessen Erziehung Sie den Plan entworfen haben sollen?

J. Diese kleine Gefälligkeit war ich dem Hrn. von Lindheim schuldig, da er in meinen Studierjahren mich auf die großmüthigste Art unterstützte. Der Sohn verspricht in der That viel, obgleich der kleinste Theil von dem, was er ist, auf meine Rechnung gehört. Ein besonders fähiges Naturel, und das lehrreiche Beyspiel seines Vaters, das ihm vor Augen schwebt, haben unstreitig zu seiner Bildung das Meiste beygetragen, und müssen es bey jedem Zögling.

M. Auch ich hab' einen Sohn, aus dem ich gern einen jungen v. Lindheim ziehen möchte. Die Natur scheint, ihn nicht stiefmütterlich behandelt zu haben; mein Beyspiel will ich mich bestreben, ihm so lehrreich zu machen, als möglich. Nur fehlt mir noch ein Freund, wie Sie ein Ismenias.

J. Eure Herrlichkeit geruhen nur, zu wählen; und derjenige, den die Wahl trifft, wird es sich zur größten Ehre rechnen.

M. Getrauen Sie Sich, mir dafür zu bürgen?

J. Mit meinem Leben, wo es erforderlich wäre.

M. Sie wagen viel; und ich werde nicht gestatten, daß Sie zurückziehen. Meine Wahl ist getroffen,

troffen, und — wie ich überzeugt bin — die beste, die ich treffen konnte.

J. Eurer Herrlichkeit tiefe Einsicht — *)

M. Der Mann, dessen Rath und Beystand ich mir bey der Erziehung meines Sohns wünsche, sind — Sie selbst.

J. Dieses gnädige Zutrauen setzt mich, bey dem Gefühl, wie wenig ich es verdiene, und bey der Vorstellung, wie viel dazu erfordert werde, es zu befriedigen, in die größte Verlegenheit.

M. Bedenken Sie, Ihr Leben haben Sie verpfändet!

J. Auch ohne diese Verpfändung, würd' ich es für die größte Ehre halten, Eurer Herrlichkeit mein Leben zu widmen; nur wünscht' ich auch, Einsicht genug zu besitzen, um —

M. (unterbrechend) Dieß überlassen Sie meinem Ausspruch. Ich lasse keine andre Einwendung gelten als diese, daß Sie nicht — Doch warum sollten Sie nicht wollen, wenn ich Sie darum bitte — beschwöre? Ein Mann, dem die Erziehung seiner jungen Mitbürgerschaft so sehr am Herzen liegt, wie könnte der einem Vater seine Einsicht und Hülfe versagen, der in einem Sohne dem Stat einen nützlichen Bürger zu erziehen wünscht?

J. Die

---

*) Das ist genug; der Satz, ganz ausgedrückt, würde beyweitem so viel nicht sagen. Oft muß man nur in abgebrochenen Sätzen sprechen, wenn nämlich das, was gesagt werden soll, so einleuchtet, daß, wenn es nur durch ein paar Worte innuiret ist, das Uebrige sich leicht hinzu denken läßt; wie der Fall es eben hier giebt.

J. Die Ehre, die Eure Herrlichkeit mir durch Ihr Zutrauen erweisen, ist zu reizend, als daß ich der Versuchung, sie anzunehmen, widerstehen könnte.

M. Sie gewähren mir also meine Bitte?

J. Alle die wenige Einsicht, die ich in die Pädagogie besitze, und ich selbst, sollen Eurer Herrlichkeit zu Gebote stehen.

M. Meine Erkenntlichkeit soll Sie überzeugen, daß Sie es mit keinem Undankbaren zu thun haben.

J. Und mein Bestreben, Eurer Herrlichkeit Erwartung zu befriedigen, soll beweisen, welchen Werth ich dem Zutrauen, mit dem Sie mich beehren, beylege.

M. Mein größtes Anliegen ist nunmehr gehoben. Meine Freude kann nur von einem Vaterherz empfunden werden. Morgen, sprechen wir uns weiter; für ietzt will ich mich ganz der Zufriedenheit überlassen, die mir Ihre Zusage gewährt. Leben Sie wohl mein werthester Ismenias, und von nun an mein theuerster Freund!

So wenig Ismenias mit seinen pädagogischen Einsichten prahlt, so wenig sucht er solche heuchlerisch zu verläugnen, oder seinen Schriften allen Werth abzusprechen. Der Antrag des Ministers, die Erziehung seines Sohns zu übernehmen, setzt ihn zwar, wie billig, in einige Verlegenheit; er lehnt ihn aber, unter dem affektirten Vorwande seiner Unfähigkeit — wie der falsch bescheidene Lysias sehr albern that — nicht von sich ab, sondern nimmt ihn, nachdem er gethan, was echte Bescheidenheit und gute Lebensart forderten, ohne Weiters an. Durch welches kluge und anständige

Beneh-

Benehmen, Ismenias nicht nur den Minister sich verband, sondern auch das Zutrauen, das dieser Anfangs, blos auf Empfehlung, zu ihm gefaßt hatte, vollkommen rechtfertigt.

---

3. Regel. „Sollen Geistesgeschicklichkeiten, sollen wissenschaftliche Kenntnisse Beyfall und Aufnahme finden, so müßen sie fürs Leben brauchbar, von praktischem Nutzen, nicht blosse Pedanterey seyn, nicht auf eine Art angekündigt werden, die Leuten von Geschmack und feiner Lebensart anstössig auffallen muß."

Pedanterey ist alle nutzlose, staubige Schulgelehrsamkeit; Gelehrsamkeit in unwichtigen Dingen; Gelehrsamkeit ohne guten Geschmack, ohne feine Sitten, ohne Weltton und Lebensart. Auch ist es Pedanterey, wenn man Gelehrsamkeit zur Unzeit, und am unrechten Ort auskramt. *)

Nicht lange genoß der Minister v. Hohenburg das Glück, seinen Sohn von dem weisen Ismenias geleitet zu sehen. Bevor noch ein Jahr verstrich, erhielt dieser eine Beförderung im State, die ihn nöthigte, seine Hofmeisterstelle aufzugeben. Kaum erfährt solches Lampron, als er sich schon zum Minister verfügt, in der Absicht, um die erledigte Stelle anzuhalten.

L. Eure

---

*) S. Schlosser über Pedanten und Pedanterey.

L. Eure Herrlichkeit haben, wie ich in Erfahrung gebracht, Hochdero Hofmeister zu verlieren geruht. Diesem nach möchte ich mich wohl erkühnen, meine unterthänigsten Dienste in tiefster Submission anzubieten.

M. (mit einer bedeutenden Miene) Ismenias war ein würdiger Mann.

L. Man könnte wohl sagen ein Phönix unter Denen, die sich mit der Hebammenkunst des Sokrates abgeben.

M. Sie kennen ihn also?

L. Wenn Eure Herrlichkeit vorzutragen erlauben, wir haben das curriculum academicum mit einander gemacht.

M. Zu gleicher Zeit, wollen sie sagen?

L. Aufzuwarten. Wir waren die innigsten Freunde; man hätte uns den Damon und Pythias unsers Zeitalters nennen können.

M. Gleichwohl hat Ismenias Ihrer niemals erwähnt.

L. Das kömmt, wenn Eurer Herrlichkeit anzumerken erlauben, daher, daß unsere Freundschaft zuletzt eine eclipsis erfuhr. Wir geriethen über einen gewissen Gegenstand in eine literarische Kontroverse. Wir stritten jeder für seine Meynung mit einem Eifer, wie pro aris et focis; und da Ismenias nicht nachgeben wollte, ich aber, weil ich offenbar recht hatte, nicht nachgeben konnte: so —

M. Wurden sie Feinde?

L. Nicht ganz in sensu proprio; wir würden nur etwas kälter gegen einander; denn, wie Eure Herrlichkeit zu wissen geruhen, natura non facit saltum.

M. Da ich das Bischen Latein, das ich aus den Schulen davon getragen, wieder vergessen habe, so bitt' ich, deutsch mit mir zu sprechen. — Haben Sie Sich schon mit Erziehung abgegeben?

L. Ich habe die Stelle des Mentors bey einem bürgerlichen Telemak vertreten. Allein es war aus diesem trunco kein Mercurius zu schnitzen; ich mußte ihn, um meine Ehre zu retten, die mein Palladium ist, re infecta wieder verlassen.

M. Seit dem haben Sie weiter keinen Versuch gemacht?

L. Keinen. Die meisten Aeltern und Zöglinge sind so beschaffen, daß das Sprichwort genau eintrifft: Dii odere, quem pædagogum fecere.

M. Ohne Zweifel haben Sie die meisten Erziehungsschriften gelesen?

L. Nicht nur gelesen, sondern auch in succum et sanguinem vertiret.

M. Und welche halten Sie für die besten?

L. Meo quidem judicio ist die Cyropædia Xenophontis allen vorzuziehen. Dieses Meisterstück von einer Pädagogik verdiente, bekannter zu seyn.

M. Wo ich nicht irre, kann von dieser Erziehungsart heut zu Tage kein Gebrauch gemacht werden. Allenfalls wäre sie in einem State anwendbar, welcher die persische Verfassung hätte.

L. Mutatis mutandis wäre die Cyropädie auch für uns noch immer ein liber classicus. Ich habe eine

Uebersetzung davon im Manuskripte liegen, und observationes criticas, suppletorias, hermenevticas und refutatorias beygefügt, die variantes berichtiget, und dem Werk eine ganz novam faciem gegeben. Wenn Eure Herrlichkeit erlauben, nur ein paar Beyspiele zur Probe.

M. Ich glaub's schon; ich glaub's schon! Sie halten mich für zu gelehrt.

L. Vielmehr, wenn Eure Herrlichkeit erlauben, sapienti pauca. Man weis, daß Eure Herrlichkeit der gepriesene Mäcenat unsrer Flaccuse und Marone sind.

M. Das bey Seite indessen! Was haben Sie noch sonst für Bücher über die Pädagogie gelesen?

L. Den Quintilian, den Locke, den Fenelon, den Chalotai, den Rousseau, Basedow, Resewitz et sexcentos alios.

M. Und wessen Grundsätzen pflichten Sie vorzüglich bey?

L. Ich halte das jurare in verba Magistri in allen Wissenschaften für schädlich, und ahme daher jenem griechischen Mahler nach, der, aus den einzelnen Schönheiten von sieben der schönsten Mädchen, das Bildniß der Venus zusammensetzte; d. i. ich habe aus den berühmtesten Pädagogen das Beste herausgehoben, und in ein System gebracht. Ex omnibus aliquid, wie man zu sagen pflegt.

M. Wenn ich Ihnen nun meinen Sohn zur Erziehung übergebe, nach welchem Plan gedenken Sie zu Werke zu gehen?

L. Darf

L. Darf ich fragen, in welchem Alter er gegenwärtig verfire?

M. Er ist so eben ins zehnte Jahr getretten.

L. So müßte denn, meo judicio, der Anfang mit der griechischen Grammatik gemacht werden, um ihn dadurch zur lateinischen Sprache, welche doch einmal die Sprache totius orbis literati ist, vorzubereiten; denn die griechische Sprache ist die Mutter derjenigen des Latiums: Um also kein ὕστερον πρότερον zu begehen, muß durch jene der Grund zu dieser gelegt werden. Mit besagten Sprachkenntnissen wären die Archeologien beyder Sprachen zu verbinden; denn dadurch wird zur Kritik, quæ facis instar omnia illustrat, der Weg gebahnt.

M. Meine Absicht aber ist nicht einen Grammatikus aus meinem Sohne ziehen.

L. Das meyne auch ich nicht, si fas est parva magnis componere; allein die Grammatik ist der Grund aller übrigen Wissenschaften.

M. Meynen Sie?

L. Das ist die Meynung aller Gelehrten.

M. Darum kann sie ganz natürlich die meinige nicht seyn.

L. Sit venia verbo — so hab' ichs nicht gemeynt.

M. Lassen Sie's gut seyn. Ich halt' es eben für keine Schande, mich nicht aus dem Grund auf die Grammatik zu verstehen. Nach der Grammatik also, was dann?

L. Dann

L. Dann könnte man die præcepta rhetorica vornehmen, und den jungen Grafen die Struktur einer Rede lehren. Ein weites Feld allerdings; allein in einem Jahre faventibus Superis —

M. O Ismenias! Ismenias!

L. Diese figura exclamationis führt mich auf den Gedanken, Ismenias habe diesen weisen Plan nicht eingeschlagen.

M. Hier muß ich eine figuram correctionis machen, und Ihnen sagen, daß ich diesen Plan nicht für weise halte.

L. Die Erfahrung ist der beste Lehrmeister. Es kömmt auf einen Versuch an.

M. Diesen muß ich mir verbitten. Ich habe meinen Sohn zu lieb, als daß ich mich entschliessen könnte, ihn einem Versuche preiszugeben. Auch dürfte dieser Versuch nicht besser ausfallen, als derjenige, den Sie mit Ihrem bürgerlichen Telemak angestellt haben. Ich will meinen Sohn zu einem vernünftigen und glücklichen Menschen erziehen: und bene sentire recteque facere satis est ad bene beateque vivendum, wie der Princeps romanæ eloquentiæ, Cicero, sehr richtig anmerkt.

L. Eure Herrlichkeit wollen nur befehlen; ich kann mich nach jedem Plane richten, wenn ich nur hochdero Willensmeynung weis. Quot capita, tot sententiæ.

M. Gleichwohl war zwischen meinem Kopfe und dem Kopfe des Ismenias, zwischen meiner Art zu denken und der seinigen, die genaueste Uebereinstimmung.

L. Er-

L. Erlauben Eure Herrlichkeit, nulla regula sine exceptione; und — wie die Rechtsregel sagt — exceptio firmat regulam in casibus non exceptis. Was Ismenias war, kann ich, sofern Eure Herrlichkeit mir Dero Zutrauen zu schenken geruhen, gleich werden.

M. Meynen Sie? Ihre Denkart in Rücksicht auf Erziehung, scheint derjenigen des Ismenias schnurstracks entgegengesetzt; und wie Sie oben sehr philosophisch anmerkten, natura non facit saltum.

L. Eure Herrlichkeit geruhen, Sich meiner Waffen gegen mich selbst zu gebrauchen.

M. Ohne Absicht, Ihnen damit Schaden zuzufügen. Bloß will ich dadurch meine Bedenklichkeit äussern, warum ich glaube, mein Sohn werde kein tauglicher Stoff seyn, einen Mercurium aus ihm zu schnützen. Nach Ihren Erziehungsgrundsätzen dürft' er schon zu sehr verwahrlost seyn. Ich sehe mich daher bemüssigt, einen Mann zu suchen, der mit gutem Gewissen auf den Grund fortbauen könne, den Ismenias gelegt hat. Auch scheinen Sie mir zu meiner Absicht zu viel Gelehrsamkeit zu besitzen; bey mir würd' es Ihnen an Gelegenheit fehlen, Gebrauch davon zu machen. Kann ich Ihnen sonst gefällig seyn — mit Vergnügen.

L. (beschämt ab.)

Daß Lampron seine Studien gemacht und manicherley gelernt habe, wollen wir ihm nicht absprechen; sein Vortrag ist ja mit Erudizion reichlich durchspickt. Dagegen wird er uns erlauben, aus seinem ganzen Beneh-

Benehmen zu folgern, daß es ihm an praktischem Verstand, gutem Ton und Geschmack gar sehr fehle; Eigenschaften, ohne welche fast alle Gelehrsamkeit fürs Leben unbrauchbar — nichts als lächerlich machende Pedanterey, ist. Nicht einmal so viel Gemeinsinn besaß Lampron, um zu merken, daß der Minister ihn nur aufzog, ihm bloß darum so viel Zeit und Geduld schenkte, um den possierlichen Mann, für welchen er, gleich bey seinem Eintritt, sich angekündigt hatte, ganz kennen zu lernen. Auch dürfte Lampron mit seinen pädagogischen Einsichten, so viel Zeit und Schweiß sie ihm gekostet haben mögen, schwerlich anderswo sein Glück machen. Der Pedant, der so deutlich an ihm auffällt, macht es mehr als wahrscheinlich, daß seine Pädagogik eben weiter nichts als unbrauchbare Schulfüchserey seyn werde.

Noch empfiehlt die Klugheit, bey Kundmachung der Geschicklichkeiten und Vollkommenheiten unsers Verstandes, eine weise Zurückhaltung und Sparsamkeit. Jene besteht darinn, daß man nicht mehr davon entdecke, als etwa Pflicht, und der zweckmäßige Gebrauch derselben unumgänglich nöthig machen. Diese aber heischt, daß man nicht alles, was man besitzt, ganz und gar auskrame *) sondern dergestalt ökonomisch dabey verfahre, daß man immer noch genug

übrig

---

*) Ein Narr schüttet seinen Geist auf einmal aus; der Weise aber verzieht, und spart auf morgen.

Sprichw.

übrig behalte, um der Achtung, die man sich durch seine Geistesgaben bereits erworben hat, von Zeit zu Zeit neue Nahrung zu verschaffen. Daher die

9. Regel. „Hüte dich eben so sehr, mit deinen Verstandesgeschicklichkeiten bloß zu glänzen, *) als den ganzen Vorrath derselben verschwenderisch auszuschütten.“

Das Erstere streitet nicht nur mit der Bescheidenheit, die jedem Verdienst erst seinen Werth ertheilt, sondern kann auch leicht Neid und Eifersucht erregen, folglich Feinde zuziehen. Das Zweyte führt unvermeidlich zum Bankerot.

Sey nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann Jeder ähnlich ist.
Doch je geschickter du vor vielen Andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ists, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unverzeihliches Verbrechen.

Die Klugheitspflicht, bey Kundmachung unsrer Geschicklichkeiten, etwas zurückhaltend zu seyn, erstreckt sich so weit, daß man dieselben manchmal sogar verläugnen, und einige Unvollkommenheiten, einige

*) Cupias non placuisse nimis.
Mart.

ge Blößen zeigen muß *). In Absehn auf die Grossen und Mächtigen, qui plumbeas iras gerunt, kann die Befolgung dieser Maxime nicht dringend genug empfohlen werden **).

Wer den ganzen Vorrath seiner Geschicklichkeiten einmal bloßgegeben hat, womit will er fernerhin Aufmerksamkeit erregen? womit der Achtung Andrer, die er sich Anfangs erworben, Dauer verschaffen? Wenn der Magnet seine Anziehungskraft verloren hat, wirft man ihn weg. Man muß demnach, bey Kundmachung seiner Geschicklichkeiten, entweder erschöpfende Verschwendung vermeiden, oder von Zeit zu Zeit sich deren neue zu erwerben suchen. Das Rathsamste ist, Beyde zu verbinden, und äußerst unklug, Beydes zu vernachläßigen. „Gleichwie — merkt Gracian richtig an ***) — niemand einen Bach zu durchwaden wagt, bevor er nicht dessen Tiefe ausgeforscht hat: eben so lang ist ein Mann geehrt, geschätzt, so lang man die Tiefe seiner Fähigkeit nicht ergründet hat. — — Kann man gleich in seinen

---

*) Mache dich vor dem Alexander klein, mein Sohn. (sprach Parmenio zum Philotas) Verschaffe ihm bisweilen das Vergnügen, dich zu recht zu weisen, und erinnre dich, daß du deiner scheinbaren geringern Einsicht seine Freundschaft zu verdanken haben kannst.

**) Der Philosoph Favorinus ward einst, einer gewissen Behauptung wegen, vom Kaiser Hadrian getadelt; und er gab aus Klugheit nach. Als ihm seine Freunde solches verübelten, antwortete er: „Ihr rathet mir sehr übel, wenn ihr nicht zugeben wollet, daß ich Denjenigen für gelehrter halte, als alle Andre, der über dreyssig Legionen zu befehlen hat.

***) L'homme de cour.

nen Geschicklichkeiten nicht unendlich seyn, so bestrebe man sich, es wenigstens zu scheinen *)."

Da übrigens die Geschicklichkeiten und Vorzüge des Geistes nicht bloß als Kräfte angesehen werden können, den Endzweck des benöthigten Lebensunterhalts zu erreichen, sondern auch Kräfte sind, sich Achtung, Ehre und Ansehn zu erwerben: so hat die Klugheit auch Gründe genug, die Erwerbung manchfaltiger Geschicklichkeiten — die Ausbildung des Geistes überhaupt — nicht minder Denjenigen zur Pflicht zu machen, die eben nicht Ursache haben, sich dadurch ihren Unterhalt zu verdienen.

Achtung, Ehre, Ansehn sind nämlich Kräfte zu vielen Endzwecken, deren Erreichung unsre äußere Glückseligkeit in der menschlichen Gesellschaft befördert, vermehrt, erhöht. Der reiche Dümmling wird von allen Kennern wahren Verdienstes verachtet; bloß kriechende Schmarotzer finden ihn, als ihren großgünstigen Gastgeber und Erhalter, ihrer schmeichlerischen Hochschätzung würdig. Alle Endzwecke, die nicht unmittelbar durch Geld zu erreichen sind, sieht er sich genöthigt, aufzugeben. Er kann wohl machen, daß der kurzsichtige Pöbel ihn anstaune; daß seine Schuldner ihn mit Ehrerbietung grüßen; daß Kaufleute, Pastetenbäcker und Roßtäuscher rühmlich von ihm sprechen;

er

*) On fait plus de cas des hommes, quand on ne connoit, jusqu' ou peut aller leur suffisance; car l'on présume toujours davantage des choses, que l'on ne voit, qu' à demi.
Rochefoue.

er kann da, wo Geld Vorzug giebt, das bescheidene Verdienst über die Achseln ansehen. Allein sein Beyfall ehret nicht, giebt keinen Werth. Niemand bedarf seines Raths, und der Staat am wenigsten; niemand spricht von ihm, ausgenommen, wenn man über seine Thorheiten, über die Beweise seines blöden Kopfes zu Lachen Lust hat. Sein Ansehn gilt nirgends, als bey seiner Tafel, oder beym Pharotisch. Wer seiner Börse und seiner Küche nicht nöthig hat, bekümmert sich wenig darum, wo er wohne. In Gesellschaften denkender Köpfe wird er, so lang er schweigt, nicht einmal bemerkt; achtet man aber seiner, wenn er spricht, so geschieht es auf eine Art, die ihn demüthigen muß.

Einem ausgebildeten, zumal praktischen, Verstande wird es nicht leicht an Mitteln zu seinen Endzwecken fehlen; nicht leicht wird ihm ein Vorfall aufstossen, wo er sich nicht zu rathen wüßte. Da hingegen ein roher, ungebildeter Verstand auf manchen Endzweck äußrer Glückseligkeit Verzicht thun muß, weil er nicht weis, wie er es anzugreifen hat, um ihn zu erreichen. „Man geht — ist die Anmerkung eines grossen Philosophen — nicht mit steifem Tritt auf unbekannten, und von tausend Abgründen unterbrochenen, Wegen. Die Standhaftigkeit und der Muth des Geistes hängen jederzeit von dessen Größe, und diese von seiner Ausbildung ab. Ein an Mitteln zur Ausführung seiner Unternehmungen fruchtbarer Mensch, ist in seinen Begriffen kühn; da hingegen einem an Hülfsmitteln unfruchtbaren Manne nothwendiger Weise die Gewohnheit zur Furchtsamkeit anklebt, welche die Dummheit oft für Weisheit hält.“

Da das Verlangen, nach einem günstigen Urtheil andrer Menschen von unserm Werth, Naturtrieb ist: so kann dasselbe bloß in der Gesellschaft andrer Menschen befriedigt werden. Ehre und Ansehn demnach gehören unstreitig zu den Vortheilen des gesellschaftlichen Lebens, und die Kräfte, dieselben zu erreichen, können keine andern seyn, als Vollkommenheiten des Verstandes und Herzens, als welche allgemein gewürdigt und geschätzt werden. Hieraus fließt die

10. Regel. „Erwirb dir so viele Geschicklichkeiten und Geistesvollkommenheiten, als du dir zu erwerben Gelegenheit hast. Geben sie auch nicht alle Brod, so verschaffen sie doch Ehre, und diese wieder manchen Vortheil des gesellschaftlichen Lebens.“

Ueber dieß, wer kann vorhersehen, welche Kenntnisse, Einsichten, und in welchem Grade der Vollkommenheit, er sie in seinem Leben brauchen werde. Es kann eine Gelegenheit in unserm Leben vielleicht nur ein einzigesmal eine gewisse Geschicklichkeit von uns fordern, und der Fall so wichtig seyn, daß wir alles darum geben würden, wenn wir sie uns eigen gemacht hätten. Die Klugheit räth daher, auf solche Ereignisse sich beyzeiten gefaßt zu machen, damit man in der Noth nicht zu schanden werde.

Man theilt die empfehlenden Eigenschaften insgemein in drey Klassen. In der ersten stehen die liebenswürdigen; in der zweyten die schätzbaren; und in der dritten die angenehmen. Die liebenswürdigen sind diejenigen, die Liebe einflößen;

die schätzbaren, für welche man Achtung hat, und die angenehmen, welche beliebt, und zum guten Gesellschafter machen. Güte des Herzens, allgemeines Wohlwollen, zarte Sympathie, Geschmeidigkeit, Gefälligkeit, Sanftheit, Gelassenheit, kurz Tugenden des Willens, lieben wir. — Ausgebreitete Kenntnisse, einen durchdringenden, vorzüglich praktischen, Verstand, Gelehrsamkeit, Gegenwart des Geistes, Erfahrenheit, kurz, Vollkommenheiten des Verstandes schätzen wir. — Munterkeit, Scherzhaftigkeit, feiner Witz, guter Geschmack, Artigkeit, kurz, gesellschaftliche Vollkommenheiten, machen uns den Umgang Derer, die diese Eigenschaften besitzen, angenehm. Wer alle oder die meisten Eigenschaften dieser drey Klassen besäße, der wäre ein liebenswürdiger, schätzbarer und angenehmer Mann. Da nun die Ehre und der Beyfall, welche unsern Verdiensten folgen, um so größer seyn müßen, je mehrere empfehlende Eigenschaften wir besitzen: so ergiebt sich hieraus die

11. Regel. „Man bestrebe sich, nebst den Geschicklichkeiten und Vollkommenheiten des Verstandes, welche Achtung verschaffen, auch um solche Eigenschaften, die das Herz adeln, folglich uns liebenswerth machen.“

Statt eines Kommentars, dessen diese Regel, ihrer Deutlichkeit wegen, nicht bedarf, wollen wir die Nachtheile ihrer Nichtbefolgung in concreto zeigen.

„Sie

„Sie haben nun den gelehrten Menekrates kennen lernen? (spricht Trogus zu seinem Freund Licinius.)

L. Ich hab' ihn kennen lernen, allerdings.

T. Und den grossen Mann, wofür der Ruf ihn erklärt, an ihm gefunden?

L. Er weis viel — ja; spricht sehr gelehrt — ja.

T. Aus dem Tone, mit welchem Sie das sagen, sollt' ich beynah schliessen, Menekrates habe nicht ganz Ihren Beyfall?

L. Ich bewundre seine ungemeinen Kenntnisse, und versage ihm die Achtung nicht, worauf seine ausgebreitete Gelehrsamkeit ihm Anspruch giebt.

T. Er wünscht sehr einen nähern Umgang mit Ihnen, wünscht Ihre Freundschaft.

L. Dazu bin ich nicht gelehrt genug. Und, wie Sie wissen, amicitia non nisi inter pares.

T. Wär' es möglich, Freund? — Doch nein —

L. Was meynen Sie?

T. Ein flüchtiger, unbesonnener Gedanke!

L. Reden Sie. Was haben Sie für eine Vermuthung?

T. Sollte Menekrates Ihre Eifersucht rege gemacht haben?

L. Woraus schliessen Sie das?

T. Daraus, daß Sie mit einer gewissen — ich weis nicht, wie ichs nennen soll — Zurückhaltung, Zweydeutigkeit von ihm sprechen, ihm Ihre Freundschaft verweigern.

L. Sie sind in einem großmächtigen Irrthum, mein Freund! und — wie ich sehe — kennen Sie weder mich noch den Menekrates genug. Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich für seine Gelehrsamkeit alle Achtung hege; und hier meine Hand, daß ich's von ganzem Herzen so meyne. Daß ich mir aber einen nähern Umgang und seine Freundschaft verbitte — wenigstens für jetzt noch verbitten muß — das macht, weil ich ihn noch nicht genug kenne.

T. Nun gut, so lernen Sie, ihn näher kennen. Eben das ists, was er wünscht.

L. Dazu kann Rath werden.

T. Das heißt, Sie haben nicht grosse Lust dazu?

L. Nun so ist's ja gut, daß ich eine grössere Lust abwarte?

T. Die — wenn ich Sie recht errathe — schwerlich kommen wird.

L. Von künftigen Dingen läßt sich nichts vorherbestimmen; wir wollen es abwarten. Indessen versichern Sie den Menekrates — falls ihm etwas daran liegen kann — meiner vollkommenen Achtung. Noch einmal; ich bewundre seine Gelehrsamkeit, und laß' ihm nicht weniger Gerechtigkeit wiederfahren, als er sich selbst.

T. Ha, ich verstehe! Sie halten ihn für stolz?

L. (mit Ironie) Er darf es ja wohl seyn? Und eben so wenig kann ein billiger Richter die Eitelkeit, die er verräth, und die Verachtung, mit welcher er auf Andre herabsieht, tadeln. Solche kleine Schwachheiten sieht man einem Manne von so ausgebreiteter Gelehrsamkeit gern nach.

T. Ich muß Ihnen recht geben; seine Art fällt, wenn man ihm zum ersten Mal sieht, einwenig auf. Hat man sie aber gewöhnt, so —

L. Zum Unglück kann man nicht alles gewöhnen, mein Freund, was man gern möchte. Und warum sollte Menekrates nicht eben so viel Ursache haben, sich mehr Bescheidenheit und Artigkeit anzugewöhnen, als seine Freunde, sich an seine moralischen Gebrechen zu gewöhnen?

T. Wohl wahr! Aber grossen Gelehrten muß man etwas zu gute halten.

L. Meinetwegen so viel Sie wollen! Aber auf einen vertrauten Fuß mit ihm umzugehen, Freund, dazu ist seine Gelehrsamkeit mir nicht Beweggrundes genug.

T. Sprechen Sie ihm denn auch ein gutes Herz ab?

L. Sein unerträglicher Stolz allein würd' es ihm absprechen, hätt' er auch die Beschaffenheit seines Herzens nicht noch in andern Handlungen verrathen. Ein gutes Herz und Stolz — wer diese vereinigen kann, der kann auch Weisheit und Thorheit, Tugend und Laster paaren. Oder haben Sie je einen gutherzigen Stolzen gesehen?

T. Man muß, deucht mir, zwischen Stolz und Stolz einen Unterschied machen.

L. Lassen Sie es gut seyn! Ich liebe die allzu feinen Distinkzionen nicht. Und um Ihnen die Mühe zu ersparen, will ich den Stolz des Menekrates für den erträglichsten, für den verzeihlichsten gelten lassen. Dem ungeachtet bleibt er noch immer zu stolz, um ihm meine Zuneigung von ganzem Herzen schenken zu können. Vollkommenheiten des Verstandes schätz' ich — be-

wundre ich; aber wen ich liebe, wem ich meine Freundschaft schenken soll, der muß auch eine schöne Seele — muß ein tugendhaftes Herz besitzen, welches Beydes ich beym Menekrates vermisse. Nun Freund, werden Sie mich verstehen, vielleicht mir auch recht geben, daß ich Anstand nehme, mich vor der Hand näher mit ihm einzulassen. Die Freundschaft, deren ich mich gegen Sie versehe, läßt mich nicht besorgen, daß Sie fähig wären, von meiner Freymüthigkeit einen undiskreten, oder andern Gebrauch zu machen, als daß Sie — nachdem Sie des Menekrates Freund sind — ihm die Nothwendigkeit, seinen Charakter zu verbessern, mit freundschaftlicher Wärme zu Gemüthe führen, und einleuchtend zu machen suchen, daß seine Gelehrsamkeit ihm zwar Bewundrer, aber, bey seiner Art zu denken und zu handeln, keine aufrichtige Zuneigung, keine wahren Freunde verschaffen könne.

T. Das will ich; und würd' es vielleicht schon gethan haben, hätten Freundschaft, und ein langwieriger Umgang mich nicht gehindert, den Menekrates mit unbefangenen Augen zu betrachten.

Vergnügen, angenehme Unterhaltung machen den Hauptendzweck gemischter Gesellschaften aus. Die angenehmen Eigenschaften demnach, da sie in den Stand setzen, zu Erreichung dieses Endzwecks mitzuwirken, sind es vielmehr, welche in solchen Gesellschaften sich Beyfall und Ehre erwerben, als die schätzbaren und liebenswerthen, für welche hier der Ort nicht ist, besonders zu glänzen. Wenigstens ist so viel gewiß, daß ein Mann, der sich mit

Anstand

Anstand zu präsentiren weis; der mit den Gesetzen der Höflichkeit, der Wohlanständigkeit, Artigkeit und mit dem feinen Weltton bekannt ist — der das Talent besitzt, fein zu scherzen, gut zu erzählen, allgemein interessirenden Stoff zur Unterhaltung anzubieten, und jedem Mitgliede der Gesellschaft so zu begegnen, wie es nöthig ist, um sich beliebt zu machen, kurz daß ein Mann von feiner Lebensart, viel eher sein Glück in Gesellschaften machen wird, als ein Mann obgleich vom durchdringendsten Verstande, von der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit, von dem tugendhaftesten Gemüthscharakter, ohne diese Eigenschaften. Hieraus folgt die

12. Regel. „Willst du in den Gesellschaften feiner Menschen eine Rolle mit Beyfall spielen, so bewirb dich auch um die angenehmen Eigenschaften, d. i. um diejenigen, die in solchen Gesellschaften vorzüglich gesucht werden, und beliebt machen. Vorzüge des Verstandes und des Herzens thun es allein nicht."

„Was haben Sie uns da für einen seltsamen Menschen mitgebracht?" (fragt Cornelias den Lykas, indem Sie ihn auf die Seite ruft.)

L. Meynen Sie den Attilius?

C. Ihn selbst.

L. Ein verdienstvoller Mann!

C. Das mag seyn; aber doch ein äußerst seltsamer Mensch. Ich kann ihn nicht ansehen, ohne versucht zu werden, ihm ins Gesicht zu lachen.

L. Und doch muß ich Ihnen sagen, daß er sehr schätzbare, sogar liebenswürdige, Eigenschaften besitzt. Man sieht ihm nur nicht an, was er ist.

C. Wie kann er also, oder auch Sie, fordern, daß man ihm Gerechtigkeit erweise, da alles was man an ihm sieht, wider ihn ist?

L. Man muß ihn erst näher kennen lernen; ein kostbarer Diamant, wiewohl etwas übel gefaßt. Er kömmt wenig in die grosse Welt, daher seine nicht gar vortheilhafte Aussenseite.

C. Sehen Sie nur, welch eine alberne, erbärmliche Figur er macht! Er scheint recht verlegen, was er mit sich anfangen soll. Mit Lust möcht' ich hingehen, und ihm den Kopf ein wenig zurecht setzen.

L. Es steckt sehr viel in diesem Kopfe, dessen Haltung Ihnen zu mißfallen das Unglück hat. Freylich gefallen euch Weibern Stutzerköpfe besser, ob sie gleich so leer sind, wie ein umgestürzter Becher. Zum Glück für verdienstvolle Männer, buhlen sie auch um euern Beyfall nicht.

C. Nun so sollten Sie sich auch unter uns nicht mengen. Was stören sie unsre Gesellschaften durch ihre beschwerliche Gegenwart? Oder was giebt ihnen das Recht, zu fordern, daß wir uns nach ihnen richten? — uns von ihnen sollen unartig begegnen, lassen? Ihr verdienstvoller Attilius hat mir unlängst in einem Athem drey Sotisen gesagt, die ich geahndet haben würde, hätte ich auf Ihre Freundschaft gegen ihn nicht Rücksicht genommen.

L. Ich bin Ihnen verbunden und Bürge dafür, daß er gewiß die Absicht nicht hatte, Sie zu beleidigen.

Es fehlt ihm — wie ich Ihnen schon sagte — an Welt.

C. Alles recht! Warum hat er aber keine Welt? Sollen wir deßwegen seine Unartigkeiten nicht rügen, weil er für überflüßig hält, Lebensart zu besitzen?

L. Diese kleine Unvollkommenheit muß man ihm, seiner übrigen Verdienste wegen, zu gute halten.

C. Kleine Unvollkommenheit? Nennen Sie das eine kleine Unvollkommenheit, in der Welt leben, mit der Welt umgehen wollen, und doch mit den Gesetzen nach welchen man sich in der feinen Welt zu benehmen hat, nicht bekannt seyn? Die Gesetze der Wohlanständigkeit, sind allgemein verbindend, deren Uebertretung durch anderweitige Verdienste nicht entschuldigt werden kann.

L. Wohl wahr! Indessen muß man die Sache bey Leuten dieser Art nicht so genau nehmen. Sie sündigen nicht mit Vorsatz, nicht aus Bosheit, das doch zu einer wahren Beleidigung erfordert wird.

C. Wer kann auch wissen, wie sie's meynen? Insgemein macht das Bewußtseyn ihrer übrigen Vorzüge sie stolz; daher halten sie es für überflüßig, sich um eine gute Lebensart Mühe zu geben, und versagen uns, aus einer Art von Geringschätzung, was die Gesetze der Wohlanständigkeit von ihnen zu fordern, uns berechtigen. Sehen Sie nur, was Attilius für eine finstere, trotzige Miene macht. Hat es nicht das Ansehn, als wolle er den Sittenrichter unter uns spielen?

L. Es ist — bey meiner Ehre versichre ich Sie — seine gewöhnliche tiefsinnige Miene.

C. Was

C. Warum läßt er aber diese gelehrte, tiefsinnige Miene nicht bey seinen Büchern zu Hause, wohin sie sich besser schickt, als in Gesellschaften? Oder wenn er dieß nicht kann, warum bleibt er nicht selbst zu Hause? Dieß wenigstens muß er doch können? Schwerlich findet sich jemand unter uns, der in der Absicht hieher gekommen, um seine Augen an einem mürrischen, oder — wie es Ihnen zu nennen beliebt — tiefsinnigen Gesicht zu weiden.

L. Sie müßen bedenken, theuerste Cornelia, daß es nicht so leicht ist, eine heitere, gesellige Miene nach Willkühr anzunehmen, wenn man sich meistens mit ernsthaften Dingen beschäftigt.

C. Eingestanden, nicht leicht, aber doch möglich. Lysikles — werden Sie mir einräumen — ist doch auch ein gelehrter, verdienstvoller Mann, und vielleicht so sehr, als Ihr Attilius immer. Und sehen Sie, welch ein muntrer, artiger, angenehmer, intressanter Mann er ist. Auf der Stelle würd' ich alle Achtung für Gelehrsamkeit und Tugend aufgeben, wenn sie unausweichlich zum Bauer, zum Murrkopf machten. Aber ich bin voll Verehrung für Wissenschaften, und für Vorzüge des Herzens, wenn beyde mit einer feinen Lebens-Art in Verbindung erscheinen.

L. Da kann ich Ihnen nicht anders, als beypflichten. Wir müßen unsern Attilius in diesem Stücke zu bessern suchen.

C. Es würde — Scherz bey Seite — immer kein unwesentlicher Dienst seyn, den wir ihm dadurch erwiesen; ob es gleich auch keine geringe Mühe seyn würde. Mir scheint, es gäbe noch viel abzuschleifen, bis er etwas glätter würde.

L. Für seine Dankbarkeit steh' ich Ihnen, denn er hat das edelste Herz.

C. Schade, daß man es bey ihm nicht sucht! So wie er jetzt noch geartet ist, wird er mit seinem edeln Herzen eben so schlecht paradiren, als mit seiner tiefen Gelehrsamkeit. — —

Aus diesem Beyspiel leuchtet klar genug ein, daß, wenn anderweitige Verdienste, wenn die schätzbaren Eigenschaften des Verstandes, und die liebenswürdigen Vorzüge des Herzens sich Beyfall — allgemeinen Beyfall — erwerben sollen, man sich auch um diejenigen Eigenschaften Mühe geben müße, welche beliebt, und zum angenehmen Gesellschafter machen. Chesterfield *) giebt über diesen Punkt seinem Sohn folgende Lehre:

„Die Leute mögen auch von Verstand und Gelehrsamkeit reden, so viel sie wollen; man kann es beym Besitze beyder so anfangen, daß man einen sehr unangenehmen Gesellschafter abgiebt. Ich darf wohl sagen, es giebt wenige Hauptleute zu Fusse, die nicht bessere Gesellschafter sind, als jemals Des Cartes und Newton waren. Zwar ehre ich gar sehr solche erhabne Geister; allein ich will gern mit Leuten von dieser Welt umgehen, die wenigstens ihren Antheil von Heiterkeit, feinen Sitten, und Kenntniß der Menschen, in die Gesellschaft mitbringen. Im gemeinen Leben hat man öfter Silbergeld und kleine Münze, als Goldstücke, nöthig. Man gebe mir einen Mann, der bares Geld zu gegenwärtigen Ausgaben bey sich hat, halbe,

*) In seinen vortrefflichen Briefen.

ganze Schillinge, halbe, ganze Kronen, die leicht Umlauf haben. Wer aber bloß einen Klumpen Gold bey sich führt, ist weit über gewöhnliche Absichten hinweg; sein Reichthum ist nicht bequem genug, nicht leicht genug in der Anwendung. Habe du, mein Sohn, in der einen Tasche so viel Gold, als du nur willst; sorge aber stets dafür, in der andern Münze zu führen; denn weit öfter wirst du Schillinge nöthig haben, als Guineen."

Um diese Stelle recht zu verstehen, muß man annehmen, daß der Verfasser unter kleiner, leichten Umlauf habender, Münze, die angenehmen, oder gesellschaftlichen — unter Goldmünze aber die schätzbaren und liebenswerthen Eigenschaften verstehe, und sagen wolle, daß man in den Gesellschaften ungleich mehr der erstern, als der zweyten bedürfe. Allein nun fragt sichs:

„Wie erwirbt man sich diese in Gesellschaften so unentbehrlichen Eigenschaften?"

Größtentheils nicht anders, als im Umgange mit Leuten von feiner Lebensart. Der gesellschaftliche Ton, und das Kostume des feinen Umgangs, lassen sich aus Büchern allein nicht lernen; denn manches dahin gehörige läßt sich nicht wohl in Regeln bringen. Man muß vieles sehen, und zu sehen, verstehen, wenn man sich für den Umgang mit der feinen Welt bilden will. Wir sagten: die feine Lebensart lasse sich größten Theils nicht anders lernen, als im Umgange mit Leuten von feiner Lebensart; denn Einiges dieser Kunst besteht in Geschicklichkeiten des Verstandes und des Leibes, die man sich auch auf andre Art erwerben kann, auch wohl muß. Dem Leibe eine gefällige, elegante Stellung geben, denselben mit Anstand bewe-

gen,

gen, kann auch ein geschickter Tanzmeister lehren, wenigstens in so weit, daß man beym ersten Eintritt in die galante Welt keine ganz alberne, plumpe, widrig auffallende Figur mache. Witz, der in den Gesellschaften so willkommen ist, so glänzt, und gleichsam das Salz derselben ausmacht, kann und muß man durch das Studium derjenigen Wissenschaften sich erwerben, die den Witz beleben, verfeinern. Einen rohen, plumpen, ungesitteten Witz in Gesellschaft spielen lassen, ist immer noch ärger, als gar keinen zeigen, gar keinen besitzen; denn nichts macht im Umgange mit geschliffenen Leuten verächtlicher, unerträglicher, als fade Spaßmacherey, und bons monts, die man, so zu sagen, durch Nothzüchtigung seines Witzes, erzeugt.

Da — wie eben erinnert worden — der Umgang mit Personen von feiner Lebensart die vorzüglichste Schule derselben ausmacht: so sollten junge Leute, denen es Ernst ist, sich für die Welt zu bilden, frühzeitig um einen solchen Umgang sich bewerben, und jede Gelegenheit dazu sorgfältig benutzen. Allein sie ziehen den freyern, und minder genirenden, Umgang mit ihres Gleichen solchen Gesellschaften, in denen sie Lebensart lernen könnten, meistens vor.

Indessen können wir nicht umhin, denjenigen aus ihnen, die sich die Befolgung unsrer Vorschrift wollen angelegen seyn lassen, noch die Erinnerung mitzugeben, daß sie, falls ihnen das Glück des Zutritts in elegante Gesellschaften zu Theil wird, sie eine Zeitlang bloß aufmerksame Beobachter abgeben, und sich mit einer Zurückhaltung und Bescheidenheit betragen, die zu verstehen gebe, daß sie mit der Ehre, in solchen Gesellschaften bloß geduldet zu werden, einstweilen sich begnügen, und auf die Rechte eigentli-

cher

cher Mitgesellschafter noch keinen Anspruch machen. Ein wenig Blödigkeit, eine schüchterne Zurückziehung, werden sie daher besser kleiden, auch ihnen selbst mehr Ehre bringen, als gemeinmachende Dreistigkeit.

Von der Ehre.

Es bedarf keines weitläufigen Beweises, daß Ehre uns in den Stand setze, mehr auszurichten — mehrere Endzwecke der äußern Glückseligkeit zu erreichen, als wir, ohne sie, könnten. Sie erweitert also den Umfang unsrer Kräfte, und wir müßen daher, dem oben angenommenen Grundgesetze der Klugheitslehre gemäß, uns auch um Ehre bewerben.

Die Ehre ist ein günstiges Urtheil, andrer Menschen von unserm moralischen Werthe, folglich eine natürliche Wirkung ausgezeichneter Vollkommenheiten des Geistes, oder, wie der grosse Bako sagt, ein Zurückprallen der Stralen der Tugend und des Verdienstes. Sie gehört sonach allerdings zu unsern eigenen Kräften, so wie die Vollkommenheiten, deren Wirkung sie ist, ganz unsre eigenen Güter sind.

„Giebt Ehre gesellschaftliche Vortheile?"

Allerdings, und zwar so wichtige, daß das Streben nach Ehre, auch aus Beweggründen der Klugheit, zur Pflicht wird. Dem Manne von Verdiensten, und einem günstigen Rufe, glaubt und traut man auf sein Wort; — seine Empfehlungen andrer Personen werden ohne Beweise, ohne Untersuchung angenommen; — sein Zeugniß gilt allenthalben, wo

man

man ihn kennt, für unwidersprechlich; — seine Bitten gewährt man ihm gern, weil man sich das größte Vergnügen daraus macht, ihm dadurch einen Beweis von unsrer Hochschätzung zu geben; — man rechnet sich seine Bekanntschaft selbst zur Ehre, sucht seinen Umgang, seine Freundschaft, und bemüht sich, durch angenehme Dienste, durch zuvorkommende Gefälligkeiten, Beyde zu verdienen, und zu sichern. Ein ehrenvoller Ruf verschafft uns sogar die Achtung Derer, die uns nicht näher kennen, und dient zu einer allgemeinen, überall geltenden Empfehlung. Wer könnte diesem nach zweifeln, daß Ehre ein Mittel sey, vieles auszurichten, folglich, daß sie auch unsrer Wirksamkeit, zur Erreichung gesellschaftlicher Vortheile, mehr Ausdehnung verschaffe.

„Wie erwirbt man sich Ehre?"

Natürlich durch Setzung der Ursachen, auf welche die Ehre, als Wirkung, folgt. Die wirkenden Ursachen der Ehre sind ausgezeichnete Geistesvollkommenheiten — Verdienste; um diese muß man sich demnach bewerben, wenn man sich geehrt machen will *).

Geerbter, oder erworbener Reichthum, vornehme Geburt, erkaufter Adel, Vorzüge des Leibes, womit die Natur beschenkt, kurz, die Güter des Glücks, geben eben darum keinen Anspruch auf wahre Ehre, weil sie Güter des Glücks sind, und daher in die moralische Würdigung ihrer Besitzer ganz und gar keinen Ein-

*) Die alten Römer hatten zween Tempel, wovon der eine der Tugend, der andere der Ehre gewidmet war. Beyde waren dergestalt mit einander verbunden, daß man nicht anders in den Tempel der Ehre gelangen konnte, als durch den Tempel der Tugend.

Einfluß haben. Indessen können diese (er, durch einen vernünftigen, tugendhaften Gebrauch, wenigstens mittelbar Ehre bringen.

Würden und Ehrenstellen geben an und für sich bloß eine bürgerliche, äußerliche Ehre. Es ist der bürgerlichen Gesellschaft daran gelegen, daß das Ansehn Derjenigen, die der Stat mit Ehrenstellen, und Ansehn bekleidet, aufrecht erhalten, folglich ihnen, wenigstens in Rücksicht auf ihren Rang, mit Achtung und Verehrung begegnet werde. Diese bürgerliche Ehre, da sie bloß gesetzlich ist, und sich nicht auf erkannte moralische Vollkommenheit gründet, vermag allein auch nicht die gesellschaftlichen Vortheile, welche mit der innern Ehre verbunden sind, zu gewähren. Um sich diese zu erwerben, müßen in bürgerlichem Ansehn stehende Personen ebenfalls, durch Kundmachung schätzbarer Eigenschaften des Verstandes und Herzens, sich bey ihren Mitmenschen um die innere Ehre, d. i. um einen aufrichtigen Beyfall ihres moralischen Gefühls bewerben.

Nicht alle Geistesvollkommenheiten, nicht alle Verdienste sind von gleichem Gehalt. Da nun die Ehre, die solche Vollkommenheiten nach sich ziehen, mit deren moralischem Werthe in genauen Verhältniß steht: so giebt die Klugheit, in Rücksicht auf das Bestreben nach Ehre, folgende

1. Regel. „Strebst du nach der größten Ehre, so suche, um das Vaterland, und um das Beste andrer Menschen dich verdient zu machen."

Dieß Verdienst, gleichwie es das größte im Stat ist, bringt auch die größte, die glänzendste Ehre. Die gesellschaftliche Tugend erhält mit Recht den größten Beyfall nicht nur darum, weil sie die unzweydeu-

tig-

tigste Art von Tugend ist, sondern auch darum, weil sie das Wohl andrer Menschen, ja der Menschheit selbst, befördert.

Sehr viel können wir in Absehn auf die Erhaltung des Beyfalls, und eines günstigen Urtheils andrer Menschen, worinn das Wesen der Ehre besteht, gewinnen, wenn wir ein günstiges Vorurtheil von unsern Geistesvollkommenheiten erregen, d. i. wenn die erste Idee, die wir hievon bey andern Menschen veranlassen, mit einem vortheilhaften Eindruck verbunden ist. Denn man überzeugt sich in der Folge leichter von solchen Vorzügen Andrer, deren Daseyn man, auf Veranlassung des ersten Eindrucks, bereits vermuthete. Daher die

2. Regel. „Bestrebe dich mit der äußersten Sorgfalt, daß deine ersten öffentlichen Auftritte und Handlungen, die, weil sie vor vielen Zeugen geschehen, auch um so mehr verbreitet werden, zu deiner Ehre ausfallen mögen."

Unsre ersten Amtsverrichtungen, unsre ersten Schriften, können, je nachdem sie beschaffen sind, unserm künftigen Rufe sehr beförderlich oder nachtheilig werden, da sie einer Menge Menschen von unserm Werthe die erste Idee beybringen.

Die Denkungsart der Menschen, ihre Begriffe von Verdienst und Tugend, vom Lobens- und Tadelnswerthen — ihr Geschmack, sind so verschieden, oft auch so widersprechend, daß ein allgemeiner Beyfall zu den Dingen gehört, die sich zwar wünschen, aber nicht hoffen lassen. Da man nun solchergestalt bloß den Beyfall eines Theils, oder einiger Individuen, dieses vielsinnigen Publikums, und des so verschieden denkenden großen Haufens erlangen kann, welcher Personen Beyfall

fall müßen wir vorziehen? Diese Frage beantwortet nachstehende

3. Regel. „Hat man der Ehre, und des Beyfalls andrer Menschen, zur Erreichung irgend eines besondern Endzwecks, nöthig: so verrathe man solche Geistesvollkommenheiten, die von eben den Personen, deren Gunst man zur Erreichung dieses Endzwecks bedarf, geschätzt werden. Sucht man aber die Ehre bloß aus Beweggründen, die von dem allgemeinen Nutzen derselben hergenommen sind, d. i. sucht man die Ehre lediglich in Rücksicht auf einen vortheilhaften Ruf: so bestrebe man sich, durch Offenbarung wesentlicher Verdienste, vorzüglich um den Beyfall der Vernünftigen und Edeldenkenden, als welcher die gegründetste und dauerhafteste Ehre gewährt."

Diese Regel ist so einleuchtend, daß sie keiner weitern Erklärung bedarf. Wenn ein nichtswürdiger Höfling den Beyfall seines Fürsten bloß zu dem Ende sucht, um über andre Würdigere sich empor zu schwingen: so wird ihm seine falche Klugheit lehren, daß er solche Talente und Eigenschaften verrathe, die dem Geschmakke seines Fürsten entsprechen, und bey ihm beliebt machen. Eben dieses Mittels, aber nur in den Schranken echter Moralität, darf sich in ähnlichen Fällen erlaubte Klugheit gebrauchen, und gebraucht sich derselben mit eben dem glücklichen Erfolge.

Je ausgebreiteter unsre Ehre ist, d. i. je mehrere Menschen eine günstige Meynung von uns hegen, desto ausgebreiteter sind auch die Vortheile derselben. Man würde daher nicht nach den Grundsäzzen echter Klugheit handeln, wenn man bey der Ueberzeugung, daß man von vornehmen, angesehenen, viel-

vermögenden Personen gewürdiget und geschätzt werde, darum den Beyfall andrer, merklich unwichtiger, Menschen vernachläßigen, oder gar verachten wollte. Oft hat das Lob und der Tadel eines, an sich ganz unbedeutend scheinenden, Menschen den größten Einfluß in unser Schicksal, und vermag mehr, als wir für möglich gehalten hätten. Daher die

4. Regel. „Man verachte auch den Beyfall solcher Menschen nicht, die weit unter uns sind. Vielmehr suche man, durch Herablassung, Leutseligkeit, Freundlichkeit, Güte und Höflichkeit, sich bey jedermann ohne Ausnahme beliebt zu machen. Können gleich alle Menschen nicht nützen, so können doch alle schaden, und werden schaden, wenn man, durch Stolz, Verachtung, Härte, sich Ihnen verhaßt gemacht hat. Quem quisque odit, periisse expetit *)."

Diese Klugheitsregel müßen vorzüglich Diejenigen befolgen, die über Viele zu gebieten haben. Eine eben so unvernünftige als schädliche Maxime ist es, wenn solche Personen glauben, sie könnten für ihre Sicherheit und ihr Ansehn nicht besser sorgen, als indem sie sich ihren Untergebenen furchtbar machen **).

„Was

---

*) Croire, qu'un foible ennemi ne peut pas nuire, c'est croire, qu'une etincelle ne peut pas causer un incendie.

Schulenburg.

**) Male vim suam potestas aliorum contumeliis experitur, longeque valentior amor ad obtinendum, quod velis, quam timor.

Nam

„Was fehlt euch, guter Freund? Ihr scheinet niedergeschlagen, und in Gedanken vertieft" (fragt der unerkannte Landesfürst einen vor ihm her schleichenden Bauer.)

B. Ich habe wohl Ursache dazu.

F. Darf ich sie nicht wissen, diese Ursache?

B. Was könnt' es euch auch helfen, und mir obendrein!

F. O viel mein Freund! Ich sehe nicht gern traurige Menschen; dieß bedeutet immer, daß es ihnen nicht so geht, wie sie wünschen. Und das macht, daß ich Mitleid mit ihnen habe.

B. Alles gut! alles schön! wenn euer Mitleid, mein werther, guter Herr, mir auch helfen könnte.

F. Vielleicht — vielleicht; und wenn auch nicht, wer weis, ob ich euch nicht wenigstens einen guten Rath geben kann?

B. Wer seyd ihr denn?

F. Ein Menschenfreund, der es mit jedermann herzlich gut meynt.

B. Will's glauben; ihr habt so ein ehrliches Gesicht, daß man's euch wohl ansieht. — Aber ich meyne, was für ein Herr ihr seyd; was so eure Hanthierung — euer Gewerbe ist?

F. Daß sollt ihr schon erfahren, sagt mir nur zuvor euer Anliegen.

B. Warum soll ich euch sagen, was ihr wissen wollt, wenn ihr mir nicht sagen wollt, was ich euch frage?

F. Ich

Nam timor abit, si recedas; manet amor. Ac sicut ille in odium, hic in reverentiam vertitur.

Plin.

F. Ich will's euch schon auch sagen; ich gebe euch mein Ehrenwort. Seyd nur aufrichtig. — Ihr könnt mir schon trauen, mag's doch seyn, was es will.

B. Seyd ihr mit den grossen, vornehmen Herren bekannt, die viel zu befehlen haben, und auch viel thun sollten, aber immer keine Zeit dazu haben?

F. Eine wunderliche Frage! Ich kenne freylich viele grosse, vornehme Herren, aber ich, komme nur mit wenigen zusammen. Warum fraget ihr das?

B. Ich habe gute Ursache. Ihr könntet es demjenigen grossen Herrn wieder sagen, der die Ursache meines Kummers ist; und da könnte das Uebel ärger werden.

F. Seyd unbesorgt, das werd' ich nicht.

B. Je nun mögt ihr doch! Wenn ich's beym Licht besehe, kann mir nichts ärgers geschehen, als mir schon geschehen ist. Auch wird es ohne dieß herauskommen; denn ich will's unserm gnädigsten Fürsten klagen, wie man mit uns umgeht.

F. Darum thut ihr recht. Ich rede zuweilen mit euerm gnädigsten Fürsten, da könnt' ich —

B. (unterbrechend) Meinem gnädigsten Fürsten? Ist er denn nicht auch euer Fürst?

F. O ja! Ich hätte freylich sagen sollen: unserm gnädigsten Fürsten.

B. Fast sollt' ich denken, daß ihr ihn nicht so recht lieb habt. Wenn ichs' wüßte! —

F. Nicht doch! ich liebe ihn — Gott weiß! — wie mich selbst.

B. Das sollt ihr auch, das müßt ihr auch.

F. Unser gnädigster Fürst würde mir nicht so zugethan seyn, wenn er nicht wüßte, daß ich ihn von Herzen liebe.

B. Ja, ja, er mag's wohl mit Vielen besser meynen, als sie mit ihm. Was glaubt ihr, meynt's Derjenige gut mit unserm gnädigsten Fürsten, der das nicht thut, was er will?

F. Sicher nicht. Kennt ihr denn jemand, der das nicht thut, was unser gnädigster Fürst will?

B. O ja, mehr als Einen! Wißt ihr, wer dort in dem grossen Hause wohnt?

F. Der Graf von Burgfels, der Minister, den der Fürst für einen wackern, rechtschaffenen Mann, für einen seiner treuesten und arbeitsamsten Diener hält.

B. Das weis ich besser!

F. Wie so?

B. Ich komme gerade von ihm.

F. Habt ihr ihn denn nicht so gefunden, wie unser gnädigster Fürst von ihm denkt?

B. Das solltet ihr mir wohl ansehen.

F. Er also ist die Ursache eurer Niedrrgeschlagenheit? — Vielleicht konnte er euch nicht helfen, wenn er auch gern gewollt hätte?

B. Ich höre schon, daß ihr ihn nicht kennet. Diese Bittschrift hier (er zieht eine Bittschrift aus dem Busen) wollt' ich ihm überreichen; es steht alles darinn, was für himmelschreyendes Unrecht mir geschieht.

F. Und warum habt ihr sie ihm nicht überreicht?

B. That's wohl, aber er nahm sie nicht an — wollte mich nicht anhören.

F. Nun so geht morgen wieder zu ihm, er wird heut nicht Zeit gehabt haben?

B. Freylich hatte er nicht Zeit, denn er mußte Karten spielen.

F. Wie wißt ihr das?

B. Ein Herr, der im Vorzimmer war, und der alle Menschen, die den Minister sprechen wollten, wieder fortschickte, sagte auch mir, der Exzellenz hätte heut nicht Zeit, jemand vorzulassen, er hätte Leute bey sich. — Ich kann und will schon warten, sagte ich, bis sie fortgehen. Blieb also stehen; und da die Thüre einigemal aufgemacht wurde, weil der Herr, von dem ich euch sagte, durch das Läuten einer Klingel hineingerufen wurde, so sah ich, daß der Graf Karten spielte. Nachdem ich wohl eine gute Stunde gewartet hatte, kam der Graf selber heraus — nicht etwa meinetwegen — sondern er gieng in ein ander Zimmer, ohne auf mich zu sehen, obschon ich ihm, mit meiner Bittschrift in der Hand, in den Weg trat. Er wird wohl wiederkommen, dacht' ich, und da wird's vielleicht gehen. Er kam auch bald wieder. Geschwind hielt ich ihm nochmals mein Memorial hin, weil ich nicht wußte, was ich dazu sagen sollte.

„Was ist das?" rief er mit Unwillen.

Nur gelesen, es steht alles darinn geschrieben.

„Wo seyd ihr her?"

Von der Herrschaft Gumpenbach.

„Gewiß auch so ein Rebellant?"

Gnädiger Herr, ich liebe meinen gnädigsten Landesfürsten, und wer das thut, der wird kein Rebellant.

„Nun, wenn ihr was zu suchen habt, warum geht ihr nicht zu euerm Wirthschaftsamt?"

Weil ich gerade wider das Wirthschaftsamt mich zu beschweren habe.

„Nun so geht zu dessen Obrigkeit; was kommt ihr hieher? Glaubt ihr, ich habe nichts anders zu thun, als jedem hergelaufenen Kerl aufzuwarten?"

Die größte Noth zwingt mich dazu. Man will mich um alles bringen, durch Ungerechtigkeit, durch Bosheit; und nirgends find' ich Hülfe. Ich werde mit meinen sieben Kindern zum Bettler gemacht werden, wenn niemand sich meiner annimmt.

„Euch Leuten geschieht immer Unrecht! Ungehorsam, Widerspänstigkeit machen, daß ihr euch auch den gerechtesten und billigsten Forderungen nicht unterwerfen wollt. Wenn die Sache untersucht würde, sicher sollt' es ganz anders herauskommen.

Um das bitt' ich ja nur, daß es untersucht werde.

„Und das gleich auf der Stelle, nicht wahr? Ihr Leute glaubt, daß man nur euertwegen da sey. Kommet ein andermal; itzt hab' ich wichtigere Dinge zu thun."

Und so ließ er mich knien, und gieng wieder in daß vorige Zimmer. Das Ding schmerzte mich so, daß ich mich nicht gleich besinnen konnte, und noch eine Weyle blieb, ohne zu wissen, was ich thun sollte. Da kam der Herr, von dem ich euch schon sagte, (kein Bedienter war es nicht, aber doch auch kein rechter Herr *) der nahm mich beym Arm, und schrie in mich hinein: „Schert euch fort! Habt ihr nicht gehört, daß der Graf heut nicht Zeit hat, euer dummes Gewäsch anzuhören? Ich gehe schon — ich gehe schon, sagt' ich, und werde schon jemand finden, der Zeit haben wird, mein dummes Gewäsch anzuhören. Weil ich so viel von unserm

---

*) Ohne Zweifel der Kammerdiener.

ferm lieben, gnädigen Fürsten gehört hatte, so nahm ich mir vor, zu sehen, ob mich jemand zu ihm weisen könnte. Und indem ich darüber hin und her dachte, da kamet ihr, lieber Herr, gerade.

F. Gebt mir eure Bittschrift guter Alter; ich spreche noch heute mit unserm gnädigsten Fürsten, da will ich sie ihm überreichen.

B. Danke schönstens! will sie schon lieber ihm selbst geben.

F. Wenn ihr mir eure Bittschrift gebt, so ist's eben so viel. Gebt immer her, und kommt morgen um 4 Uhr Nachmittags in das Haus, wo der Fürst wohnt es wird euch jeder dahin weisen. Ich werde schon Anstalt treffen, daß ihr sogleich zum Fürsten geführt werdet.

B. Nun ich will euch trauen; Ihr scheinet mir ein gar zu lieber Mann zu seyn, werdet es also nicht übel mit mir meynen. Hier ist die Bittschrift.

F. Seyd getrost, es soll euch, wenn ihr gerechte Sache habt, gewiß geholfen werden.

B. Gott wird's euch vergelten, und ich mit meinem Weibe und Kindern werde Zeit Lebens für euch beten.

F. Das thuet, lieber Alter. Wenn ihr ein ehrlicher Mann seyd — wie ich nicht zweifle — wird Gott euer Gebet erhören. Lebet wohl indessen; morgen um 4 Uhr sehen wir uns wieder.

(Der Bauer voll Trostes und Dankgefühls ab; der Fürst für sich:)

„Ist's möglich Burgfels! — Burgfels! Wenn es so wäre? — und ich fürchte, daß es so sey — dann hätt' ich mein Zutrauen an einen Unwürdigen verschwendet. Der Bauer wird, kann mich nicht hin-

tergangen haben. Diese Klasse von Menschen kennt die elende Kunst, sich zu verstellen nicht; ist zu gut, um künstlichen Betrug zu spielen. — Wie bedauernswerth sind wir Fürsten, daß wir allenthalben von Heuchlern, und maskirten Menschen umgeben sind! — daß wir, um Wahrheit zu finden, uns verläugnen — uns verbergen müßen! Burgfels, so kannte ich dich nicht! Der Maske nach, in der du dich mir zu zeigen gewohnt bist, hätt' ich dir mehr Menschenliebe, mehr Güte des Herzens, mehr herablassende Sanftheit, mehr Eifer für deine Amtspflicht, und für das Wohl meiner Unterthanen, das — wie du doch wissen mußt — mir über alles am Herzen liegt, zugetraut. Dieser Bauer, auf den du mit so viel Verachtung herabsahst, den du nicht für wichtig genug hieltest, um seinem Anliegen eine Viertelstunde von einem schnöden Kartenspiel aufzuopfern, hat dir mehr Schaden gethan, als du ihm zu thun fähig glaubtest. Er hat eine Entdeckung veranlaßt, die für dich die schlimmsten Folgen haben kann. Du hast ein Herz, das ich deines Posten, der ein stets offenes Ohr für die Klagen gedrückter und Gerechtigkeit suchender, Unterthanen heischt, unwürdig gemacht. Ich legte einen Theil meiner Pflicht in deine Hände, aber du vertrittst mich sehr schlecht; ich werde einen Würdigern suchen müßen."

Es ist leicht zu errachten, in welch mißlicher Lage der Minister, bey der morgenden Fürstenscene, sich befinden, wie marternd seine Reue seyn, werde, diesen Bauer so verächtlich behandelt, und wider obige Klugheitsregel, sich gegen ihn benommen zu haben.

Nach=

Nachdem wir die Hauptregeln, welche die Klugheit, beym Streben nach Ehre, empfiehlt, im Vorhergehenden beygebracht haben, so fragt sichs nunmehr: Was hat man zu thun, um in dem Besitze der erworbenen Ehre sich zu erhalten? Im Allgemeinen ist diese Frage leicht beantwortet: Man hüte sich vor allem, wodurch die Achtung und der Beyfall, die man sich erworben hat, wieder gemindert und verscherzt werden können. Allein diese so allgemein abgefaßte Regel befriedigt wenig; wir müßen daher sehen, welche besondre Regeln aus ihr fliessen.

Kein Sterblicher ist lauter Vollkommenheit; auch der Mann von den ausgezeichnetsten Geistesvollkommenheiten und Verdiensten hat seinen Antheil von Fehlern und Schwachheiten. Hat er sich nun durch die erstern Beyfall und Ehre erworben, so muß er sich in Acht nehmen, die letztern nicht bloßzugeben, folglich auch alle Gelegenheit dazu sorgfältigst vermeiden. Denn nach eben dem Masse, in welchem er sich auf Unvollkommenheiten betreten läßt, wird die Achtung, welche man gegen seine Vollkommenheiten gefaßt hat, wieder abnehmen. Daher die

5. Regel. „Pflege mit wenigen Menschen, und dieß nur mit hinlänglich bewährten Freunden, einen vertrauten Umgang. In Absehn auf Personen aber, an deren Beyfall und Gunst dir am meisten liegt, mache dich immer etwas selten. *)

Der Grund dieser Regel liegt in Folgendem. Die Gewohnheit schwächt jeden Eindruck, folglich auch denjenigen, welchen wir durch unsre Geistesvollkommenhei-

*) Quod vis gratum esse, rarum effice.
Sen.

ten und Verdienste auf Andre machen. Quotidiana vilescunt. Hiezu kömmt, daß es ungemein schwer ist, gegen Personen, mit denen wir auf einem vertrauten Fuß umgehen, in Rücksicht auf die Kundmachung unsrer Fehler und Schwachheiten, die erforderliche Zurückhaltung zu beobachten. Man läßt sich nur zu leicht da in seiner Blöße sehen, wo man nicht Ursache zu haben glaubt, Umstände zu machen. Natürlicher Weise ist man mehr auf seiner Hut gegen Personen, denen wir, und die uns noch einigermassen fremd sind. Das Besorgniß, die gute Meynung, die man ihnen schon beygebracht hat, nicht wieder zu verscherzen, oder die man ihnen noch erst beyzubringen sucht, nicht zu hindern, macht, daß man in ihrem Umgange seinen Geist immer versammelt hält, auf alle Umstände aufmerksam bleibt, alles, was man spricht und thut, zuvor überlegt, kurz daß man über sein ganzes Betragen sorgfältig wacht, wodurch man der Gefahr entgeht, über Fehlen, oder Schwachheiten betreten zu werden, oder irgend etwas zu thun, was uns zur Unehre gereichen könnte.

Man ist sehr gewohnt, und auch befugt, die Menschen nach dem Gehalte derjenigen Personen zu tariren, mit denen sie vertrauten Umgang pflegen, weil man annehmen darf, daß jeder am liebsten mit seines Gleichen umgehe. Gleich und Gleich gesellt sich gern. Hieraus fließt die

6. Regel. „Hüte dich, vor dem Umgange mit Personen, die ein übler Ruf gebrandtmarkt hat, oder die, sonstiger Ursachen wegen, verhaßt sind."

Solche übel gewählte Gesellschaft, gleich wie sie unsre Sitten anstecken kann, ist aus obigem Grunde, auch unsrer Ehre nachtheilig. Denn gehen wir mit übel-

berufenen Leuten um, ohne sie zu kennen, so erregen wir ein ungünstiges, unsrer Ehre nachtheiliges, Vorurtheil von unsrer Klugheit. Und gehen wir mit ihnen um, ungeachtet wir sie kennen, so hat man Recht, uns für nicht besser zu halten, als unsre Freunde und Gesellschafter.

Man kann ferner seine Ehre verscherzen, wenn man nicht mit einer edlen Strenge darüber hält, sondern vielmehr gestattet, daß man uns herabwürdige. Daher die

7. Regel. „Zieh dich auf eine bescheidene Art, und unter schicklichen Vorwendungen, zurück, wenn deine Bekannten oder Gönner dir erniedrigende Dienstleistungen zumuthen."

Wenn wir unsre Ehre selbst vergeben, können wir wohl fordern, daß Andre uns mehr Gerechtigkeit, als wir uns selbst, erweisen? Unstreitig vortheilhafter und klüger ist es, sich gegen solche entehrende Zumuthungen in Sicherheit zu setzen, als es darauf ankommen zu lassen, sie verbitten zu müßen. Da man nun diesen letztern Fall nicht zu besorgen hat, so lange man noch Achtung für uns hegt, diese aber so lange fortdauern muß, als wir uns selbst mit einer Ernsthaftigkeit und Würde betragen, die stillschweigend zu erkennen geben, daß wir nicht gesonnen sind, uns mißbrauchen zu lassen: so fließt hieraus folgende

8. Regel. „Hüte dich vor allzu grosser Gemeinmachung, selbst in Rücksicht auf deine Freunde; gegen deine Gönner aber halte dich immer in einer gewissen Entfernung, die es dir gleichsam unmöglich mache, von demjenigen Ernst, und gesetzten Wesen abzulassen, welche dir für Achtung und Schonung bürgen, weil sie jedermann unterrich-

ten,

ten, daß du nicht geneigt seyest, dich mishandeln zu lassen.„

Bey den Vornehmen und Grossen, muß man vorzüglich diese Regel befolgen, — und niemals aus den Grenzen der ihnen schuldigen Ehrerbietung heraustreten, so herablassend, und zur Familiarisirung einladend, auch ihre Gunstbezeigungen seyn mögen. Nur zu richtig ist die Klugheitsregel: daß man gegen die Grossen sich, wie gegen das Feuer, verhalten müße, welches in einer gewissen Entfernung, wohlthätige Märme auf uns ausströmt, allzu nahe uns verbrennt *). Setzen wir uns mit diesen Göttern der Erde auf einen vertrauten Fuß, so werden wir schwerlich der Gefahr entgehen, wider die ihnen schuldige Ehrerbietung zu verstossen, und dadurch, in einem unglücklichen Augenblick, ihre Gunst mit einem Male zu verscherzen. Gesetzt aber auch, wir hätten dieß, in besondern Fällen nicht zu besorgen, so wird wenigstens dieß andre Uebel eintreten, daß sie dasjenige, was wir ihnen durch eine solche Familiarisirung an dem gebührenden Respekt entziehen, durch eine verhältnißmäßige Erniedrigung unser, zu ersetzen wissen, und uns Dinge zumuthen, werden, die unser Ansehn gewaltig vermindern. Sicher hingegen wird niemand

*) Saepius adhuc impingitur incauta familiaritate cum sublimioris fortunæ hominibus, (sagt ein grosser Politiker) qui licet remisso supercilio ipsimet provocare ac elicere soleant promiscuam sæpe licentiam, tenerrimi tamen ad omnia sunt sensus, nec suæ aliorumque conditionis unquam obliviscuntur.

mand — selbst kein Grosser — so etwas wagen, so lange wir durch vorhergegangene Wegwerfung unser selbst ihn nicht dazu gereizt, oder aufgemuntert haben.

Dieser Gefahr einer unanständigen Herabwürdigung sind Diejenigen am meisten ausgesetzt, welche sich auf das elende Handwerk der Spaßmacherey legen. Sie wollen für angenehme Gesellschafter passiren, und durch ihre Buffonerien sich auf gewisse Art in den Gesellschaften intressant und nothwendig machen. Allein nur bey hirn- und geschmacklosen Göcken, bey Müßiggängern, bey Trinkgelagen können sie allenfalls ihren Endzweck erreichen; bey Leuten von Geist und feiner Lebensart machen sie sich verächtlich — unerträglich.

Die Gabe, zu scherzen, ist allerdings eine schätzbare, besonders in Gesellschaften willkommene, Eigenschaft; allein wir müßen hinzusetzen: die Gabe, auf eine witzige, feine, unbefangene Art, am rechten Ort, zur rechten Zeit, zu scherzen. Der Scherz muß nur die Stelle des Salzes in der Gesellschaft vertreten: zu häufig aufgestreut verursacht er Ekel. Ueberhaupt aber ist die Kunst, fein zu scherzen ein Talent, das die Natur äußerst wenigen Menschen verleiht; wer nicht einer von diesen Wenigen ist, der handelt klug, wenn er hierauf gänzlich Verzicht thut. Ein gesetztes, anständiges Betragen wird allenthalben wohl aufgenommen; und kann man gleich dadurch in Gesellschaften nicht glänzen, so erregt es doch stille Achtung; da hingegen Witz zeigen wollen, wenn man keinen vorräthig hat, zum unausstehlichen Göcken macht. Diese Betrachtung muß jedem Vernunft, Klugheit und Weltkenntniß besitzenden Mann, in Rücksicht auf das Scherzen und Witzigthun, behutsam machen. Daher die

9. Regel. „Man spiele nie in Gesellschaften die gefährliche, und der Ehre äußerst nachtheilige, Rolle eines Spaßmachers, selbst wenn man Witz genug dazu besäße. Man zieht sich dadurch Feinde, und, sonstiger guten Eigenschaften ungeachtet, Geringschätzung, auch wohl unanständige Behandlung zu.“

Verfällt man einmal in die Sucht ausgelassener Witzeley, so ist es nicht mehr möglich, stets auf seiner Hut zu seyn — nicht möglich innerhalb den Gränzen der Sittsamkeit und Klugheit sich zu halten. Man opfert sodann, theils aus Unbesonnenheit, theils aus einem pruritus, für witzig gehalten zu werden, seine besten Freunde, und die Achtung, die man Andern schuldig ist, einem witzigen Einfalle — einem bon mot, auf. Man denkt nicht mehr daran, ob man etwa beleidigen werde, nein, nur daran, wie man seinen Witz spielen lassen, und Lachen erregen könne. Erreicht man diese niedrige Absicht auch bei Einigen der Gesellschaft: so zieht man sich doch die Verachtung der Meisten, und den Haß Derjenigen zu, an denen man seinen ungezogenen Witz schärft *).

Ue-

*) Solche kaustische Witzlinge gleichen jenen muthwilligen Knaben in der Fabel, die sich um einen Pfuhl versammelten, und, zur Unterhaltung, nach den hervorragenden Köpfen der Frösche mit Steinen warfen. Einer aus den beherztern dieser Bewohner des Pfuhls nahm das Wort: „Laßt das Bleiben, sprach er, und bedenkt, daß euer Muthwille uns das Leben kostet.“

Ueber alles dieß setzt man sich, durch ausgelassene Scheckerhaftigkeit, auch selbst verächtlicher Begegnung aus. Alles bestrebt sich, einem Menschen, dessen muthwillige Zunge niemand verschont, Eines zu versetzen, theils aus dem Rechte der Wiedervergeltung, theils, weil man nicht Ursache zu haben glaubt, seiner zu schonen, da er sich selbst zur Triebfeder des Scherzens gemacht hat. Wie wäre es da möglich, daß ein solcher Spaßmacher die Pfeile, die von allen Seiten auf ihn abgedrückt werden, ausparire? Einige derselben werden ihn sicher nicht verfehlen, und, wenn er nicht alles Gefühl für Ehre und Schande in sich getödtet hat, empfindlich genug verwunden *). Es giebt nur wenige Fallstaffe, die so reichen Vorrath an Witz besitzen, daß er ihnen niemals ausgehen kann. „Allerley Leute — sagt dieser von sich selbst — machen sich ein Geschäft daraus, mich zu hetzen. Aber es ist auch kein Gehirn fähig, so viele lustige Dinge zu erfinden, wie ich erfunden, oder wozu ich Andern Gelegenheit gegeben habe. Ich bin nicht nur selbst sehr witzig, sondern auch die Quelle des Witzes für andre Leute."

Mit solchen Menschen, die sich in der Nothwendigkeit finden, Buffonerie als ein Handwerk zu treiben, um nämlich sich durchzubringen, muß man Mitleid und Nachsicht haben. Wiewohl man immer an ihnen tadeln kann, daß sie nicht lieber das Grabscheid ergreifen, oder von Haus zu Haus betteln gehen, als daß sie einer so herabwürdigenden Profession ihre Erhaltung verdanken wollen.

Aus

*) Die Franzosen haben ein eigenes Wort, die Art Menschen zu bezeichnen, sie nennen sie Plastrons.

Aus allem diesem erhellt nicht nur die Schädlichkeit ausgelassener Spötterey und Lustigmacherey in Rücksicht auf Diejenigen, die sich damit abgeben, sondern auch die Gefahr, in dem Umgange mit Leuten dieses Gelichters, seine Ehre kompromittiret zu sehen. Hieraus fließt die

10. Regel. „Man hüte sich, Spöttern und Witzlingen von Profession in die Hände zu fallen, und zwar durch gänzliche Meidung ihres Umgangs, wo dieß aber nicht möglich wäre, durch Beobachtung eines gesetzten, ernsten, Respekt einflößenden, Betragens gegen dieselben."

Nichts in der Welt ist so ehrwürdig, so heilig, daß es nicht lächerlich gemacht werden könnte, wenn es, mit einer komischen Nebenidee verbunden, dargestellt wird. Hierinn besteht das Geschäft der professionmäßigen Spaßmacher und Witzlinge. Sie können sonach unsre glänzendsten Vorzüge, unsre entschiedensten Verdienste ins Lächerliche drehen, und dadurch machen, daß in den Gedanken Andrer eine Idee zurückbleibe, die ihre Achtung gegen uns unvermerkt schwächt. Hieraus rechtfertigt sich obige Regel, die uns anräth, solchen Spöttern, so viel, wie möglich, auszuweichen, im Fall der Nichtthunlichkeit aber, sie, durch Ernst und Würde in unserm Betragen gegen sie, so zurückschrecken, daß sie sich an uns nicht wagen. Indessen kann es Fälle geben, wo beyde diese Mittel, gegen die Anfälle, solcher spottsüchtigen Menschen, noch keine Sicherheit gewähren. Dann bleibt nichts übrig, als daß man sie zu gewinnen suche *).

Noch

*) Als Julius Cäsar dem beissenden Spotte Catulls sich ausgesetzt sah, bat er ihn zu Gaste, und behandelte

Noch eine andre Klippe, an welcher unsre Ehre scheitern kann, ist ein übertriebenes Selbstzutrauen, aus welchem wir uns an Dinge wagen, die unsre Kräfte übersteigen. Der Kluge geht bey allen seinen Unternehmungen mit Ueberlegung zu Werke. Er weis, was seine Schultern zu tragen vermögen, ist daher niemals in Gefahr, sich einer Last zu unterziehen, die ihn zu Boden drücken würde *). Etwas beginnen, was man nicht, oder — welches eben so viel ist — nicht mit Ehre auszuführen vermag, zeugt entweder von Unbesonnenheit, oder Verwegenheit; Beydes ist unsrer Ehre gleich nachtheilig. Daher die

11. Regel. „Bemenge dich willkührlich mit keinem Geschäfte, dem du nach einer unbefangenen Selbstprüfung, dich nicht gewachsen fühlst. Wird dir

---

delte ihn auf eine so edelmüthige Art, daß dieser von nun an sein bester Freund wurde. — Auf ähnliche Art benahm sich der Kardinal Mazarini gegen den Quillet, der in einem lateinischen Poem Se. Eminenz auf das empfindlichste mißhandelt hatte. Der Kardinal ließ ihn rufen, machte in einem sanften Ton ihm einige Vorwürfe, und beschloß damit, daß er ihm die erste erledigte Abtey zusicherte. Dies Mittel schlug so erwünscht an, daß Quillet eine neue Ausgabe seines Buchs, in welcher er die beleidigenden Stellen wegließ, veranstaltete, und solches dem Kardinal sogar zueignete.

*) Aestimanda sunt deinde ipsa, quæ aggredimur, et vires nostræ cum rebus, quas tentaturi sumus, comparandæ. Debet enim plus esse virium in vectore, quam in onere.

Sen.

dir aber ein solches Geschäft aufgetragen, so äüßre ein aufrichtiges Mißtrauen in deine Kräfte, — suche es zu verbitten, abzulehnen. Findest du kein Gehör; zwingt man dich dazu, so versichere, daß du zwar alle deine Kräfte aufbieten wollest, für den Erfolg aber gutzustehen, dir nicht getrauest."

Unstreitig haben die Fabeln vom Phaeton und Ikarus die Einschärfung dieser Klugheitsregel zur Absicht. So viel lehren wenigstens Erfahrung und Vernunft, daß Diejenigen von ihrer Höhe herabstürzen, die ihre Fähigkeit überschätzen, und in diesem Irrthum Dinge unternehmen, wozu ihre Kräfte nicht hinreichen. Allen Geschäften gewachsen zu seyn, kann, weil es unmöglich ist, von niemanden gefordert werden. Man darf folglich, ohne Schande sein Unvermögen in diesem oder jenem Punkte gestehen. Allein sich mehr Zutrauen, als man hernach zu leisten vermag, ist eine Vermessenheit, die so wenig Entschuldigung findet, daß sie vielmehr gerechten Grund zu Verachtung hergiebt. Oben zeigten wir schon, daß der Ehre nichts nachtheiliger sey, als die Untiefe seiner Geistesgeschicklichkeiten bloßzugeben. Dieß aber thut man auf die unklügste Art, indem man seine Fähigkeiten zu hoch anschlägt, und, obiger Regel zuwider, sich Geschäften unterzieht, die jenen überlegen sind.

Da das Maas der Kräfte bey jedem Menschen endlich und beschränkt ist: so reichen solche auf einmal auch nur zu einer ihnen angemessenen Anzahl von Geschäften zu, welche Anzahl jedermann, der sich selbst genug, und ohne vorgefaßte Meynung, kennt, zu bestimmen wissen wird. Wer demnach mehrere Geschäfte zu gleicher Zeit übernimmt, als er zu bereiten fähig ist, verräth ebenfalls ein übertrie-

be-

benes Selbstzutrauen, und schadet, wenn er — wie es anders nicht seyn kann — unterliegt, seiner Ehre nicht wenig. Daher die

12. Regel. „Mehrere Geschäfte, als du wahrscheinlicher Weise mit Ehre bestreiten kannst, übernimm auf einmal nie.“

Unstreitig ist es unsrer Ehre zuträglicher, Weniges gut und ganz, als Vieles schlecht, und dazu nur halb, zu verrichten. Und wiewohl wir durch diese lu;e Einschränkung das eigentliche Maß unsrer Fähigkeiten, und den Umfang derselben, ebenfalls verrathen: so kömmt doch die dabey an den Tag gelegte Bescheidenheit, auf der andern Seite unsrer Ehre wieder zu Statten. Es giebt Menschen, deren Ehrgeiz und Bestreben, sich hervorzuthun, keine Grenzen kennt. Sie machen sich daher ausserordentlich geschäftig; drängen sich überall ein und vor; möchten gern allenthalben für unentbehrlich angesehen werden. Sie belasten zu diesem Ende sich mit so vielen Arbeiten, daß sie schlechterdings unterliegen müßen. Wie sehr sie aber durch diese Unklugheit ihrer Ehre schaden, und welche Blößen sie zugleich ihren Feinden geben, wollen wir durch ein Beyspiel einleuchtend zu machen versuchen.

Kleomenes, Mitglied eines respektablen Kollegiums, hatte, sowohl durch seine hervorragenden Talente, als durch den rastlosesten Diensteifer, sich ungemein viel Beyfall und Ehre erworben. So sehr dieß auf der einen Seite seinem Ehrgeiz schmeichelte; so sehr sachte es auf der andern die Eifersucht derjenigen aus seinen Amtskollegen an, die durch ihn sich verdunkelt, und zurückgesetzt sehen müßten. Diese machten nun gemeinschaftliche Sache, unsern Kleomenes nach

Thun-

Thunlichkeit zu untergraben. Das wirksamste, und zugleich am wenigsten auffallende, Mittel hiezu fanden sie darinn, daß sie den Kleomenes, unter dem seiner Eitelkeit ungemein behagenden, Vorwande: daß er die meiste Geschicklichkeit, einem universellen, zu allen Geschäften aufgelegten Verstand; überdieß einen unzuermüdenden Fleiß, besitze, allenthalben, wo es um einen vorzüglich tüchtigen Mann zu thun war, in Vorschlag brachten. Auch war Kleomenes, indem er glaubte, daß, je mehr sein Wirkungskreis sich erweitere, er auch um so mehr Gelegenheit erhalte, sich auszuzeichnen, unklug genug, sich zu allem bereitwillig finden zu lassen. Dadurch häuften nun seine Geschäfte sich von Zeit zu Zeit, und wuchsen endlich zu einer solchen Menge an, daß er aus Unvermögen — Unmöglichkeit vielmehr — sie zu bestreiten, sich hier und da mancher scheinbaren Verabsäumung seiner Amtspflichten schuldig machen mußte.

Gerade hierauf hatten seine heimlichen Feinde es angelegt, die nunmehr, den Kleomenes zu Leibe zu gehen, gewünschte Gelegenheit erhielten, die sie auch thätigst benutzten, indem sie bald die Beschränkheit seiner Einsichten, bald die Fahrlässigkeit in seinen Geschäften, zu releviren — bald seinen Ehrgeiz, bald sein vermessenes Selbstzutrauen lächerlich zu machen, nicht ermangelten. Alles dieß hatte die natürliche Folge, daß das Ansehn und die Ehre des Kleomenes in eben dem Masse verlieren mußten, in welchem man mit ihm unzufrieden zu seyn Ursache fand. Und sonach unterlag Kleomenes den Nachstellungen seiner Feinde, denen er selbst, durch seine höchst unkluge Anmaßlichkeit, sich in die Hände geliefert hatte.

Vor ähnlichem Schaden zu warnen, ist die Absicht vorstehender Klugheitsregel.

Da Grösse ein Relazionsbegriff ist, folglich eine und die nämliche Sache groß und klein seyn kann, je= nachdem sie mit grössern oder kleinern Dingen ihrer Art verglichen wird: so ist die moralische Grös= se, die in dem Aggregate unsrer Geistesvollkommenhei= ten besteht, ebenfalls nur relative Grösse. Sollte demnach unsrer Ehre nicht alles daran liegen, daß un= sre Vollkommenheiten nicht neben grössere fremde Vorzüge gestellt werden, als wodurch sie schlechterdings herabsinken müssen? Sind wir thöricht genug, eine sol= che Vergleichung selbst zu veranlassen, so handeln wir doppelt wider die Klugheit, welche uns bey der Be= hauptung unsrer bereits erworbenen Ehre leiten muß, und die uns in dieser Hinsicht folgende Vorschrift ertheilt.

13. Regel. „Mit Personen, deren Geistes=, vollkommenheiten den deinigen auch nur muthmaß= lich überlegen, oder dir noch unbekannt sind, laß dich in keine Konkurrenz, in keinen Wett= streit ein. Hüte dich überhaupt zur Vergleichung deines Werths mit dem Werthe Andrer Anlaß zu geben. Kannst du aber solchen Vergleichungen, oder auch einem förmlichen Wettstreit nicht ausweichen: so gib zu erken= nen, wie ungern du daran gehest, und daß du weit entfernt seyst, zu glauben, du werdest deinen Rival auch nur erreichen, zu geschweigen, übertreffen.“

Wenn ein Marsyas es mit einem Apoll aufzu= nehmen wagt, dann erscheint er als ein elender Flöten= spieler, ob er schon alle seines Gleichen weit übertrifft. Die Strafe, mit welcher er seine Vermessenheit büßte, ist bekannt. Zwar wird unter Menschen eine solche

Un=

Unklugheit so sinnlich nicht gezüchtigt; aber die Verminderung unsrer Ehre, oft auch Schande, sind immer empfindliche Strafen genug, um uns vor einer ähnlichen Unbesonnenheit zu hüten, gegen welche nur aufrichtige Bescheidenheit und kluge Zurückhaltung sichern können; ein Beweggrund mehr, sich nicht zu erheben, und Andre gering zu schätzen! Schon die Absicht, sich mit Andern zu dem Ende zu messen, um seine eigene Größe ans Licht zu stellen, macht, weil sie von Eitelkeit zeugt, verächtlich. Ist es demnach unsrer Ehre schon nachtheilig, wenn wir Stolz und Eitelkeit auf eine mittelbare Art, d. i. durch Handlungen, von welchen sich auf jene zurückschliessen läßt, verrathen: so wird die Verminderung unsrer Ehre desto unvermeidlicher erfolgen, wenn wir durch unbescheidenes Selbstlob und Prahlen auf eine unmittelbare Weise zu erkennen geben, welche hohe Meynung wir von unserm Werthe haben. Daher die

14. Regel. „Hüte dich, der eigene Lobredner deiner Verdienste zu werden. Nicht dein, sondern das Urtheil andrer Menschen bestimme den Rang, nach welchem dir Ehre wiederfahren soll.“

„Derjenige — merkt Gracian an — ist noch einmal so groß, der bey seinen Vollkommenheiten keine Zunge hat, um davon zu sprechen.“ Je bescheidener das Verdienst sich zurückzieht, desto mehr wird es geschätzt; im Gegentheil, je dreister es sich aufdringt, um so weniger findet es Gerechtigkeit. Hiezu kömmt, daß derjenige, der seine Verdienste selbst herausstreicht, den Verdacht erregt, daß er nicht aus einem tugendhaften, sondern aus dem alleinigen Beweggrund, gelobt, bewundert zu werden, gehandelt habe,

wo-

wodurch seine Verdienste an innerm Werthe gar sehr verlieren, folglich auch seine Ehre. Bescheidenheit muß der Sachwalter des Verdienstes seyn; jeder andre ist verdächtig oder verhaßt.

Nachdem wir nun auch die vornehmsten Regeln der Klugheit beygebracht haben, deren Befolgung uns gegen die Gefahr, erworbene Ehre wieder zu verscherzen, sichern kann: so bleibt uns, ehe wir den Abschnitt von der Ehre verlassen, noch die Frage zu beantworten:

„Wie hat man sich, bey Handhabung seiner Ehre gegen ungerechte Antastungen zu verhalten."

Je mehr man sich Ruhm und Ehre erworben hat, desto sichrer kann und muß man auf Neider rechnen; denn Eifersucht folgt dem Verdienste so unzertrennlich nach, wie dem Körper der Schatten. Wem unsre Ehre Eifersucht erregt, der wird sich nicht leicht einen Skrupel daraus machen, sie nach Möglichkeit zu untergraben. Folglich sind alle Neider, als eben so viele Feinde anzusehen. Wer beneidet, haßt auch. Welche Klugheitsmaximen haben wir nun in Rücksicht auf Neider einzuschlagen?

So viel leuchtet ein, daß es klüger und zuträglicher sey, zu Neid selbst keinen Anlaß zu geben, als sich gegen dessen Unternehmungen verwahren zu müßen. In dieser Voraussetzung giebt uns die Klugheit nachstehende

15. Regel. „Ausserordentliches Aufsehn auf einmal machen, blendet, durch seinen grellen Eindruck, die Augen der Zuschauer zu sehr, um nicht eine höchst unangenehme Sensazion hervorzubringen. Zeige daher deine vorzüglichen Fähigkeiten auf ei-

mal nicht im vollsten Glanze, sondern nur nach und nach in gemäßigtem Lichte, damit die Augen der zu besorgenden Neider sie allmälig vertragen lernen. Je mehr deine Ehre zunimmt, desto mehr mache dir Demuth, Bescheidenheit, Herablassung zur Pflicht, und schwäche den verhaßten Eindruck, den die Ueberlegenheit deiner Ehre etwa machen kann, dadurch, daß du sie vielmehr einem besonders günstigen Glücke, als deinen Verdiensten zuschreibest *). Dieß mußt du vorzüglich gegen Diejenigen beobachten, die mit dir wetteifern, oder gar von dir verdunkelt werden. Auch wirst du wohl thun, wenn du diesen zuweilen kleine Unvollkommenheiten bloßgiebst, und in unwichtigern Dingen ihnen die, ihre Eifersucht etwas abkühlende, Ehre läßest, dich zu übertreffen. Machen es die Umstände möglich: so verabsäume auch keine Gelegenheit, gedachten deinen Miteifern, nach Masse, als du über sie emporsteigest, so viele Vortheile, als du kannst, gleichsam zu einiger Schadloshaltung für ihre Zurücksetzung, zufliessen zu lassen. Gegen ihre etwaige Verdienste sey mehr als gerecht; und verschaffe ihnen, so du kannst, Gelegenheit, damit zu glänzen."

Kann man aber durch Befolgung aller dieser Maßregeln, dennoch Neider nicht ganz verhüten, so tritt der Fall ein, daß man sich wenigstens gegen ihre Bemühungen, zu schaden, sicher zu stellen suchen müßen. Und wie? Diese Frage beantwortet folgende

16. Re=

*) Dieß that der Diktator Sulla, indem er sich den Glücklichen nennen ließ.

16. Regel. „Bestrebe dich, deine Berufspflichten mit der strengsten Treue zu erfüllen; und mache überhaupt einen untadelhaften Wandel zur schützenden Brustwehre gegen die Anfälle lauschender Schadensucht.

Auf diese Art wirst du wenigstens deinen Neidern keine Blößen geben, dir mit Recht beyzukommen; ob du gleich dadurch noch nicht gegen heimliche Untergrabung, gegen tückische Verläumdung gesichert seyn kannst. Die Bosheit, die sich alles erlaubt, vermag immer mehr, als unbefangene Klugheit zu verhindern im Stande ist. Zum Glück ist das Handwerk der Schurken mit so viel Gefahr verbunden, daß hinterlistige Schadensucht sich meistens selbst bestraft, und nur zu oft die angetastete Ehre, statt sie zu verdunkeln, noch in ein helleres Licht stellt *). Was ins Besondere die Verleumdung betrifft, zu welcher der Neid gewöhnlich seine Zuflucht nimmt: so empfiehlt uns die Klugheit folgende

17. Regel. „Wirst du verleumdet aus Unbesonnenheit, so verachte den Verleumder, — aus

*) Derjenige, der den thessalischen Prometheus zu tödten vorhatte, erhielt ihm vielmehr das Leben, indem er ihm durch den beygebrachten Stich ein verborgenes Geschwür im Leibe öffnete, woran er eben tödtlich daniederlag. Einen ähnlichen Dienst leisten uns nicht selten Diejenigen, die unsre Ehre zu tödten unternehmen; gerade sie müßen es seyn, die ihr um so mehr Gedeihen verschaffen.

blinder Raserey, so bemitleide ihn, — aus boshafter Schadensucht, so verzeih ihm."

Die weiseste und zugleich kräftigste Widerlegung hämischer Schmähsucht ist die Ausübung des Gegentheils; die unwirksamste, darum auch unklügste Genugthuung ist die Erwiederung. Denn ausser dem, daß echte Klugheit dieses Mittel, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, aus dem Grunde, weil es unmoralisch ist, nicht gutheissen kann: so schadet man durch dessen Gebrauch seiner Ehre weit mehr, als die Verleumdung selbst ihr zu schaden vermag. Beleidigung mit Beleidigung vergelten, ist die Rache kleiner, pöbelhafter Seelen, zieht sich daher die Verachtung aller Edeldenkenden zu. Da hingegen Großmuth in Ertragung erlittener Unbilden einen grossen, erhabenen Geist charakterisirt, der allenthalben Bewunderung und Theilnahme erregt *).

Als Apelles (erzählt Lucian) vom Könige Ptolomäus, seinem Wohlthäter, gegen die verleumderische Anklage eines eifersüchtigen Mahlers für unschuldig erklärt worden war, beschenkte ihn der König mit 100 Talenten, und befahl, daß man ihm seinen Ankläger, um nach Gefallen Genugthuung an demselben zu nehmen, ausliefre. Apelles erlaubte sich keine andre Genugthuung, als daß er die Verleumdung in einem alle-

---

*) Multi leves injurias altius sibi demisere, dum vindicant. Ille magnus et nobilis est, qui more magnæ feræ latratus minutorum canum securus exaudit.

Sen.

allegorischen Gemählde vorstellte, von welchem Lucian folgende Beschreibung macht *):

Auf einem Throne sitzt eine männliche Figur, mit den Attributen des Königs Midas, nämlich mit einer Krone auf dem Haupt, und mit Eselohren (Das Bild der Dummheit, bey welcher die Verleumdung immer ihr Glück zu machen sucht.) Dieser personifirten Dummheit stehen zwo weibliche Figuren, die Unwissenheit und die Schelsucht, zur Seite. In dieser Lage öffnet die Dummheit der Verleumdung, welche sich ihr mit einem glühenden, blendend-reizenden Angesichte nähert, die Arme, um sie aufzunehmen. Die Verleumdung schwingt in ihrer Rechten eine flammende Fackel, und schleppt mit der Linken einen auf der Erde liegenden, wohlgestalteten Jüngling (das Bild des Verleumdeten) bey den Haaren nach, welcher seine Hände gen Himmel emporhebt, um dessen Schutz anzuflehen. Vor der Verleumdung geht der Neid mit hagerm Gesichte, und schielendem Blicke einher, begleitet von der Lüge und der Arglist. Beyde bemühen sich, die Verleumdung auszuschmücken, um sie desto anziehender zu machen. Der Verleumdung folgt die Reue auch, trauernd, und die Kleider zerrissen. Sie kehrt ihr Gesicht der, in einiger Entfernung, und in vollem Glanze, ihr nachfolgenden, Wahrheit zu, und weinet vor Scham und Selbstverachtung.

Dieß

---

*) Nach dieser Beschreibung, hat Raphael dieß Gemählde in einer Handzeichnung entworfen, wovon der Verfasser einen Abdruck besitzt.

Dieß Gemählde macht die Niederträchtigkeit und Unmacht der Verleumdung, sammt ihren sich selbst bestrafenden Folgen, so sinnlich, daß man sich hieraus leicht überzeugen kann, wie wenig Ursache man habe, sich durch sie irre machen zu lassen, oder ihr etwas mehr entgegenzusetzen, als Verachtung *) Sich mit Verleumdern herumbalgen heißt zu deren Schadenfreude eingestehen, daß sie ihre Absicht, uns zu kränken, erreicht haben. Statt also abzuschrecken, muntert man sie vielmehr zu neuen Anfällen auf. Würdigt man sie hingegen gar keiner Aufmerksamkeit, so begräbt man sie in den Staub ihres eigenen Nichts. Sie werden es endlich müde, ihre stumpfen Pfeile auf uns abzudrücken, die ohne zu verwunden abprallen, und wohl gar in ihre eigene Brust zurückkehren.

„So erlaubt denn die Klugheit niemals, gegen Verleumdung sich zu vertheidigen, und Recht zu suchen?“

So lange die Verleumdung nur Ausbruch eines heimlichen Grolls — nur Lästerung im Verborgenen bleibt, ohne Vermögen, unsrer Ehre einen empfindlichen Abbruch zu thun — niemal. Allein

18. Regel. „Wo die Verleumdung mit frecher Stirne gegen uns auftritt; wo sie es absichtlich auf Untergrabung unsrer Ehre anlegt, und Gefahr obwaltet, daß wenn wir schwiegen, sie ihre Absicht erreiche: dann heischt auch die Klugheit, was ohnehin Pflicht gegen uns selbst ist — Vertheidigung;

*) Ultionis contumeliosissimum genus est, non esse visum dignum, ex quo peteretur ultio: Sen.

gung; bey welcher wir uns jedoch auf eine Art zu benehmen haben, daß man uns mit Grund keine andre Absicht, als die Pflicht, der abgedrungenen Nothwehre Genüge zu leisten, zumuthen könne.

Man vertheidigt seine angetastete Ehre schlecht, wenn man es mit Leidenschaft, mit Bitterkeit thut, und zu Lästerungen seine Zuflucht nimmt, um Lästerungen zu widerlegen. Mit je mehr Bescheidenheit, Gleichmüthigkeit, ja selbst Schonung des Beleidigers, wir gegen kalumnioſe Anschuldigungen uns rechtfertigen, ein desto günstiger Vorurtheil erregen wir schon dadurch für die Gerechtigkeit unsrer Sache, welches uns vorzüglich bey Denjenigen sehr zu Statten kömmt, die nicht Einsicht genug haben, den Gehalt unsrer Vertheidigungsgründe zu beurtheilen, und selbst Richter zu seyn. Schein von Rache schwächt den Eindruck der Wahrheit gar sehr.

Wie wir, nicht nur in Rücksicht auf Verleumdung sondern auch auf Beleidigungen überhaupt, uns zu verhalten haben, damit unsre Ruhe nicht ohne Noth gestört werde, zeigt der grosse Kenner des menschlichen Herzens, Seneka *) in einer sehr bewährten, und eben so leicht zu befolgenden Klugheitsregel, die wir, ihrer Vortrefflichkeit wegen, nicht umhin können, wörtlich anzuführen: Non expedit (spricht er) omnia videre, omnia audire. Multæ nos injuriæ transeant, ex quibus plerasque non accipit, qui nescit. Non vis esse iracundus? Ne sis curiosus. Qui inquirit, quid in se dictum sit; qui malignos sermones, etiam

*) L. III. de ira.

etiam si secreto habiti sint, eruit, se ipse inquietat. Quædam interpretatio eo perducit, ut videantur injuriæ. Itaque alia differenda sunt, alia deridenda, alia donanda.

Es giebt Menschen, die von dieser weisen Vorschrift gerade das Gegentheil thun, indem sie sich recht Mühe darum geben, zu erfahren, was die Welt von ihnen spricht. Nicht genug, daß sie alles, was niederträchtige Ohrenbläser, oder unkluge Freunde, ihnen hinterbringen, gierig und mit Dank annehmen: so bezahlen sie zu dieser Absicht wohl gar Emißäre, die, um ihre einträgliche Kundschaft nicht zu verlieren, den Mangel an echten Nachrichten, durch unterschobene zu ersetzen, nicht ermangeln. Welche Thorheit, mit Wissen und Willen sich Unruhe und Verdruß zu bereiten — ja zu kaufen, und wissen wollen da, wo Nichtwissen der Gemüthsruhe so zuträglich ist!!

Da, wie bereits oben angemerkt worden, Neider auch Feinde sind, und wir von jenen bereits gehandelt haben: so wird hier der schicklichste Ort seyn, auch diejenigen Regeln anzugeben, welche wir, nach den Grundsätzen der Klugheit, in Rücksicht auf Feinde überhaupt, zu befolgen haben. Echte Klugheit darf sich nichts erlauben, was mit den Gesetzen der Religion und Sittenlehre streitet. Wir werden sonach zum Verhalten gegen Feinde, nur solche Maximen vorschlagen dürfen, die mit beyderley Gesetzen bestehen können.

19. Regel. „Hüte dich, dir Feinde durch eigene Schuld zuzuziehen. Sey daher besorgt durch ein gerechtes und kluges Benehmen gegen jedermann, dich, so viel möglich, beliebt zu machen, und

mit

mit allen Menschen ein gutes Einvernehmen zu unterhalten.“

Feinde haben, wenn man sich dabey nichts vorzuwerfen hat, ist Unglück. Nun ist Unglück ein geringers Uebel, als Strafe, weil bey dieser der marternde Gedanke, daß man nur leide, was man sich selbst zugezogen hat, das Uebel vergrössert. Das Bewußtseyn der Schuldlosigkeit hingegen gewährt bey jedem Uebel, das uns trifft, den wirksamsten Trost, der uns dasselbe auch erträglicher macht. Hierinn liegt der Grund unsrer Regel, welche uns die äusserste Sorgfalt empfiehlt, zu verhüten, daß wir uns nicht selbst Feinde zuziehen.

20. Regel. „Hast du Grund zu vermuthen, daß du gleichwohl Feinde habest, (und du wirst deren haben, wenn du keine ganz unbedeutende Rolle spielst, und dein Loos nicht so beschaffen ist, daß es dich durchaus gegen allen Neid sichert) so bemühe dich, dieselben kennen zu lernen, d. i. zu entdecken, nicht nur welche Personen, und aus welchen Gründen sie deine Feinde sind, sondern auch, wie ihre Art zu denken und zu handeln beschaffen ist.“

Diese genaue Kenntniß unsrer Feinde wird darum nöthig, damit wir zu beurtheilen im Stande seyn mögen, nach welchen Klugheitsmaximen, wir uns gegen sie zu benehmen haben, um, wo möglich, sie zu besänftigen, ausser dem aber, um uns wenigstens gegen die Folgen ihres Hasses in Verfassung zu setzen. Zu diesem Ende die

21. Regel. „Vor allem versuche die Aussöhnung mit deinen Feinden, entweder — wo die Umstände es möglich machen — durch Wegräumung der Ursache, die zur Feindschaft Anlaß gegeben;

oder durch vermögende Mittelpersonen; oder, so du kannst, durch Wohlthun, durch zuvorkommende Gefälligkeit, durch verbindliche Dienstleistungen.“ *)

Hundert Freunde (sagt das Sprichwort) sind zu wenig, ein Feind ist zu viel. Wer seine Ruhe liebt, Vortheil und Schaden zu berechnen weis, wird von der Nothwendigkeit und dem Nutzen, unsre Regel zu befolgen, sich leicht überzeugen; wird jedes erlaubte Mittel, einen Feind loßzuwerden, ohne Bedenken ergreifen, sollte es auch einige Ueberwindung, einige Aufopferung kosten. Die in obiger Regel vorgeschlagene Verfahrungsart gegen Feinde kann nebenbey auch den positiven Vortheil bringen, daß sie aus unsern Feinden unsre wärmsten Freunde macht. **) Und wer kann vorhersehen, ob nicht irgend einmal der Fall eintreten könne, daß er seinen Feind brauche. Ihn alsdann erst zu gewinnen suchen, giebt unsrer Versöhnlichkeit ein allzu eigennütziges Ansehn, um einen glücklichen, und unsrer Ehre unnachtheiligen Erfolg hoffen zu lassen.

22. Re-

---

*) Ut corporum, ita animorum vitia molliter tractanda sunt. Vincit malos pertinax bonitas; nec quisquam tam duri animi est, ut etiam vi tractus bonos non amet.

Sen.

**) Aus Cinna den tollen Entschluß gefaßt hatte, den Kaiser Augustus, der doch, durch die ausgezeichnetsten Wohlthaten, sich um ihn verdient gemacht hatte, zu ermorden, auch dieser hochverrätherische Anschlag entdeckt war, konnte Augustus diesen gefährlichen Feind sich leicht vom Halse schaffen, wenn

er

22. Regel. „Schlagen die in vorhergehender Regel anempfohlenen Mittel, in Rücksicht auf die Aussöhnung mit deinen Feinden, nicht an: so mußt du nunmehr gegen die Unternehmungen derselben, so gut, wie möglich, dich zu verwahren suchen; und zwar 1) durch einen untadelhaften Wandel, und die strengste Befolgung deiner Berufspflichten; 2) durch eine sorgfältige Beobachtung der Bemühungen deiner Feinde, dir zu schaden; 3) durch eine erlaubte, kluge Vereitlung ihrer, und 4) durch eine vorsichtige Geheimhaltung deiner Absichten; endlich 5) durch werkthätige Beweise, daß du nicht geneigt seyest, dich ungeahndet beleidigen zu lassen. Alles dieß gehe jedoch nicht weiter, als deine pflichtmässige Vertheidigung es unumgänglich erheischt. Angriff und Rache erlauben dir weder die Moralgesetze noch die Klugheit."

Die-

---

er ihn, wie er es auch verdiente — hinrichten ließ. Allein er fand für edler, und zugleich für klüger, gegen die Nachstellungen des Cinna sich dadurch in Sicherheit zu setzen, daß er ihn, nach einer liebreichen, rührenden Anrede, worinn er ihm die Schwärze seines Undanks vor Augen stellte, großmüthige Verzeihung, seine Freundschaft und das Consulat anbot. Durch dieses kluge Benehmen machte sich Augustus den Cinna zu seinem treuesten Freunde, von welchem er in der Folge nichts mehr zu besorgen hatte.

Um diesem Beyspiel nachzuahmen, braucht man eben kein Augustus zu seyn. Jeder Mensch in seiner Lage — sie sey welche es wolle — wird zu einem ähnlichen Betragen gegen seine Feinde Mittel finden, und mit eben dem glücklichen Erfolg gebrauchen.

Diese Regel scheint alles zu befassen, was zur Vertheidigung und Sicherstellung gegen Feinde, die Klugheit uns im Allgemeinen an die Hand geben kann. Und mehr vermag sie in einem Punkte nicht, wo die Verschiedenheit der Individualfälle ins Unendliche geht, folglich die jedesmaligen Umstände das Besondere bestimmen müssen. So viel wird jedermann leicht einsehen, daß, wenn man einmal nicht verhindern kann, Feinde zu haben, man wenigstens sich hüten müsse, ihnen Blössen zu geben, wo sie uns, unter dem Scheine des Rechten, beykommen könnten. Ein untadelhafter Wandel wird daher auch aus Gründen der Klugheit, zur Pflicht, denn er ist die sicherste Brustwehre gegen Feinde dadurch, daß er ihnen alle Gelegenheit abschneidet, uns mit Befugniß, folglich auch mit Wirkung, anzugreifen. Nur mit denen Waffen, die wir unsern Feinden selbst in die Hände geben, kann es ihnen gelingen, uns wahrhaft zu schaden. Diejenigen, die sie sich selbst schmieden, prallen entweder ohne zu verwunden, ab, oder kehren, wie gesagt, wohl gar in ihre Brust zurück.

Da wir in Rücksicht auf unsre Berufspflichten, auch einem äussern Richter unterstehen; beynebst Verabsäumungen derselben mehr auffallen, folglich leichter zu erweisen sind, als die Nichtbefolgung der allgemeinen Moralpflichten: so werden unsre Feinde ihren, nach Anlässen, uns zu untergraben, spähenden Blick auch mit vorzüglicher Aufmerksamkeit, auf diesen Punkt hin richten. Darum schärft unsre Regel die strengste Befolgung der Berufspflichten, als das wirksamste Mittel, die lauschende Schandengierde unsrer Feinde zu entwaffnen, ein.

Uebrigens sind — beym Lichte betrachtet — Feinde kein so grosses Uebel, daß man Ursache hätte, gegen dieselben mehr zu thun, als auf seiner Hut zu seyn, und — wie obige Regel anräth, auch nur erlaubt — sich lediglich vertheidigungsweise zu erhalten. Gracian *) behauptet sogar, der Kluge könne aus seinen Feinden mehr Vortheil ziehen, als der Dümmling aus seinen Freunden. Und in der That, wie nützlich können Feinde uns schon dadurch werden, daß wir sie als unsre scharfsehendsten, strengsten Censoren zu betrachten haben! **) Die Vorstellungen: Deine Feinde beobachten dich; lauern dir auf. — Was würden deine Feinde dazu sagen? — Wie würden sie diese Gelegenheit benutzen, dir beyzukommen! — Was für Nahrung würdest du ihrer Schadenfreude geben! diese und ähnliche Vorstellungen, welch ein Sporn können sie werden für unsre Indolenz, für unsre Trägheit! welch ein Antrieb zur beharrlichen, strengsten Erfüllung unsrer Berufspflichten! welch ein mächtiger Erinnerer, stets auf unsrer Hut zu seyn; alle unsre Schritte mit Vorsicht abzumessen, und in unsern Handlungen nicht einmal zu zweydeutigem Schein Anlaß zu geben! — Schwierigkeiten, Hindernisse, machen uns in unsern Entschliessungen zu löblichen Thaten wanken; aber der Gedanke: hier ist Gelegenheit, deine Feinde zu beschämen,

Ge-

*) L'homme de cour.

**) Willst du dich bessern? (pflegte Antisthenes zu sagen) so frage das Aug deines Feindes um Rath. Es wird dir am zuverlässigsten sagen, was du für Fehler an dir habest.

Gelegenheit, ihnen Achtung abzunöthigen, Gelegenheit, ihnen Salz in die Augen zu streuen, schwellt unsre Brust; belebt den Ehrtrieb; stählt unsern Vorsatz; giebt Kräfte und Ausdauern bis zur Vollführung. Und sonach setzen Feinde uns oft in den Stand, Dinge zu verrichten, Dinge zu unterlassen, wozu es uns, ohne sie, an hinlänglicher Energie gefehlt hätte. Wie oft verdankte auch mancher grosse Mann seine Größe vorzüglich seinen Feinden!!

Die Klugheit, welche uns einschärft, unsern Feinden keine Blößen zu geben, macht es auch nöthig, ihnen die Kenntniß unsrer eigentlichen Lage, nach Möglichkeit, zu erschweren. Daher die

23. Regel. „Suche deine Glücksumstände, deine günstigen und widrigen Ereignisse, so gut du kannst, vor deinen Feinden geheim zu halten.“

Diese Regel rechtfertigt sich durch die Betrachtung: daß unsre Feinde nach eben dem Masse mehr Gelegenheit erhalten, uns zu schaden, uns verdrießliche Händel zu machen, nach welchem sie von unsern Angelegenheiten und Verhältnissen genauere Kenntniß einziehen. Lassen wir sie wissen, worein wir unser größtes Glück, unsre Zufriedenheit setzen: so haben wir ihnen diejenige Seite entdeckt, worauf sie ihre stärksten Anfälle zu richten haben. Und kennen sie die Uebel, die uns bereits drücken, oder die wir am meisten fürchten: so fordern wir sie gleichsam auf, nach Kräften jene zu unterhalten, und zur Realisirung dieser mitzuwirken.

Daß man sein Glück in der Stille, und ohne hierüber viel laut zu werden, geniesse, fordert überhaupt die Klugheit; hätte dieß auch weiter kei-

nen Nutzen, als daß man sich Neider erspart. In Rücksicht auf unsere Feinde, wird, aus dem angeführten Grunde, die Befolgung dieser Maxime noch dringender; gleichwie es äusserst unklug ist, durch Kundmachung unsrer Leiden, unsern Feinden die Entdeckung des Orts, wo uns der Schuh drückt, zu erleichtern. Dieß ist der Sinn des Sprichworts: Zeige niemanden deinen kranken Finger, sonst wird dich jedermann daran stossen.

Ueberhaupt muß man sich in Acht nehmen, über seine widrigen Ereignisse in Klagen auszubrechen, wenn man nichts weiter damit gewinnen kann, als daß man dem gepreßten Herzen Luft mache — blosse Theilnahme errege. Es verräth immer eine gewisse Unleidlichkeit, eine verzärtelte weibische Gemüthsart, wenn man über jeden Verdruß, über jeden Unfall, Andern die Ohren voll winselt. Sind es unsre Freunde, gegen die wir solches thun, so machen wir ihnen wenigstens keine sehr angenehme Unterhaltung, indem wir einen Theil unsrer Leiden, ohne uns zu helfen, auf ihre Schultern wälzen. Sind es aber Personen, mit denen wir weiter in keiner Verbindung stehen, von denen folglich nicht einmal diese freundschaftliche Theilnahme zu erwarten ist: so kann es zu gar nichts nützen; und wir setzen uns wohl noch der Gefahr aus, unsrer kleinseeligen Zaghaftigkeit halber, verspottet zu werden. Nicht zu gedenken, daß dieses zwecklose Klagen ein Kanal werden könne, durch welchen unsre Feinde unsre widrigen Ereignisse, unsre Leiden erfahren, welches — noch schlimmerer Folgen nicht zu erwähnen — ihrer Schadenfreude die angenehmste Nahrung verschaffen muß.

Selbst über seine Feinde, und deren Bemühen, uns zu schaden, muß man nicht klagen. Man entdeckt sie nur dadurch der Welt; und da sie solchergestalt einander kennen lernen, werden sie nicht sinnen, gemeinschaftliche Sache wider uns zu machen; werden durch Vereinigung ihrer Kräfte ausführen, wozu sie einzeln zu schwach gewesen wären.

Ehe wir die Materie von Feinden gänzlich verlassen, müssen wir noch einiger Mittel, sich Feinde zu ersparen, in Kürze gedenken, die um so angelegentlicher empfohlen zu werden verdienen, je gewöhnlicher es ist, dieselben im gemeinen Leben auser Acht zu lassen.

Wer für die Rechte der Menschen die gebührende Achtung hegt, ein zartes Gewissen, und nur einige Lebensart besitzt, der wird gegen die Gefahr, mit Vorsatz, oder durch wissentliche Beleidigungen, sich Feinde zuzuziehen, ziemlich gesichert seyn. Allein es giebt Veranlassungen zur Feindschaft, deren man sich, aus Unbesonnenheit, leicht schuldig machen kann, vor denen folglich zu warnen, allerdings in die Klugheitslehre gehört.

Die wenigsten Menschen wissen, mit den ihnen anvertrauten Geheimnissen behutsam genug umzugehen. Die meisten werden aus Unüberlegtheit Verräther an ihren Freunden, wodurch sie ihnen oft die verdrießlichsten Händel, sich selbst aber, unbesonnener Weise, Feindschaft zuziehen. Daher die

24. Regel. „Hüte dich vor unbesonnener Ausschwatzung anvertrauter Geheimnisse. Hinterbringe niemanden, was Andre von ihm geredet haben, wenn es nur im mindesten wahrscheinlich ist,

daß

daß diese Nachricht ihm unangenehm seyn werde, besonders, wenn er denselben, ohne seinen Nachtheil, entbehren kann."

Es ist in eben dem Grade unklug, mit der Gefahr, sich einen Feind zuzuziehen, sich einen Freund machen zu wollen, als es übelverstandene, undankbare Dienstfertigkeit ist, jemand wissen zu lassen, was ihm Verdruß und Unruhe machen muß, und er ohne seinen Nachtheil hätte ignoriren können. Hierauf gründet sich obige Regel. Uebrigens heißt hier Geheimniß alles das, was derjenige, der es uns entdeckt, nicht wollen kann, daß es Andre auch wissen sollen; oder, was ihm, wenn es ausgeplaudert würde, Verdrießlichkeiten zuziehen könnte. Wer anvertraute Geheimnisse Andern mittheilt, schaltet mit einer fremden Sache, wie mit seinem Eigenthum, gebraucht sich eines Guts, das ihm nur zur Verwahrung anvertrauet worden. Dieß ist eine sträflichere Treulosigkeit, als wenn man von jedem andern anvertrauten Gute Gebrauch macht; denn der durch das Letztere zugefügte Schade läßt sich allenfalls ersetzen, nicht so derjenige, der aus dem Erstern entstehen kann. Man mag reinen Mund zu halten, versprochen haben, oder nicht, so fällt die Pflicht der Verschwiegenheit, da sie schon in der Natur der Sache liegt, gar nicht weg. Aus diesem Grunde hat jeder, dem diese Pflicht nicht geleistet wird, das Recht, sich für beleidigt zu halten; folglich einem solchen untreuen Freunde seine Freundschaft, deren er sich unwürdig gemacht, aufzusagen, ja sogar ihn, als einen Mann, ohne Rechtschaffenheit und Klugheit, zu verachten.

Selbst

Selbst ein Freundschaftsbruch, aus welcher Veranlassung er immer entstanden wäre, giebt kein Recht, ehemals anvertraute Geheimnisse zu verrathen. Denn, gleichwie man von einer Geldschuld nicht entbunden wird, wenn man sich mit seinem Gläubiger überworfen hat; eben so dauert die Pflicht, die Vertraulichkeit seines ehemaligen Freundes nicht zu mißbrauchen, fort, wenn gleich das Band der Freundschaft aufgelöst worden. Freylich wäre sicherer, Geheimnisse, die man nicht verrathen wissen will, bey sich zu verschliessen, und von niemanden etwas zu sprechen, was man nicht wünscht, daß er es wieder erfahre. Allein, nicht zu gedenken, daß niemand, wenn wir wider diese Klugheitsregel verstossen, darum befuget wird, unsre Vertraulichkeit zu mißbrauchen: so würde eine solche Zurückhaltung alle Freundschaft, und das wechselseitige Zutrauen unter den Menschen vergiften, sogar unmöglich machen.

Ein ander Mittel, sich unbesonnener Weise Feinde zuzuziehen, ist die Sucht zu widersprechen, von deren Unklugheit und schädlichen Folgen wir bereits oben einiges beygebracht haben. So oft wir jemanden widersprechen, erklären wir uns für seinen Widersacher; geben uns das Ansehn, mehr, als er, zu verstehen, oder die Sache besser, als er zu wissen; wollen auf seine Demüthigung unsre Ehre gründen. Kann wohl ein solches Benehmen beliebt machen? Hieraus fließt nachstehende

25. Regel. „Hüte dich, in unbedeutenden, überhaupt in allen Dingen, wo keine Pflicht dich dazu verbindet, Andern zu widersprechen, zumal mit Hitze, Ungestüm, und Hartnäckigkeit. Wirst du aber unausweichlich in einen Streit verwickelt,

oder fordert dich Pflicht zum Widerspruch auf: *) so widerlege mit Sanftmuth und Bescheidenheit. Hast du, was zu sagen war, gesagt, und bleibt keine Hoffnung zur bessern Ueberzeugung deines Gegners übrig; so ziehe dich ohne weiters zurück. Trägst du auch den Sieg nicht davon, so hast du dir doch den Beyfall der Vernünftigen erworben, hast dir vielleicht einen Feind erspart, welches immer mehr gilt, als ein solcher Sieg.“

Diese Regel ist an und für sich verständlich genug, um keiner Erklärung zu bedürfen. Aber schaden wird es nicht, ihre Anwendung in einem Beyspiele zu zeigen.

„Und Sie hören unserm Streite über die Toleranz so ganz stille zu, ohne mit einem Wort, oder auch nur Miene Theil daran zu nehmen?“ (spricht Brusias in einer Gesellschaft zu einem anwesenden Pfarrer.)

Pf. Das befremdet Sie?

B. Wie sollt' es nicht, da der Gegenstand unsers Streits ganz in Ihr forum gehört?

Pf. Trauen Sie mir denn nicht zu, daß ich meinen Paulus gelesen habe?

B. Und was sagt denn Ihr Paulus, das Ihr Stillschweigen rechtfertigen könnte?

*) Wenn man z. B. schädliche Irrthümer gelten zu machen oder zu verbreiten sucht; wenn die Religion angetastet, Unsittlichkeit in Schutz genommen, über Landesgesetze gespottet, die Unschuld verleumdet wird, u. s. w. dann wird Widerspruch Pflicht, und Schweigen Hochverrath an der Gott- und Menschheit.

Pf. Nichts, als dieß: Dem Diener des Herrn ziemt es nicht, zu streiten *).

B. Kahle Ausflucht, Herr Pfarrer! Bilden Sie Sich nicht ein, daß Sie so wohlfeil wegkommen werden. Sie müßen uns durchaus sagen, was Sie von dem Gegenstand unsers Streites halten.

Pf. Ist es nur das? Ganz gern! Ich halte dafür, daß es unnütz ist, über Dinge zu streiten, die bereits durch Landsgesetze entschieden, und eingeführt sind.

B. Wie so?

Pf. Weil die Gesetze befolgt werden müßen, der Unterthan mag von deren Gerechtigkeit und Weisheit urtheilen, wie er will.

B. Wohl wahr! Aber es ist doch gut, sich von der Vernunftmäßigkeit jedes Gesetzes zu überzeugen, weil die Befolgung desselben uns sodann leichter fällt.

Pf. Liesse sich hören, wenn diese Ueberzeugung in allen Fällen möglich wäre.

B. Und warum sollte sie das nicht?

Pf. Jedes Gesetz geht auf die Erreichung irgend eines dem State gedeihlichen Endzwecks; weis diesen der Unterthan nicht ganz zuverläßig, wie kann er über die Vernunftmäßigkeit und Weisheit des Gesetzes urtheilen?

B. Es sey! Allein der Endzweck des Toleranzgesetzes, kann er im mindesten zweydeutig seyn?

Pf. Gleichwohl getrau' ich mir wenigstens nicht, ihn mit Gewißheit anzugeben.

B. Welcher andre könnt' es auch seyn, als auswärtige Protestanten ins Land zu locken, und den inländischen zu schmeicheln?

Pf.

---

*) II Timoth. 2, 24.

Pf. Vielleicht Gewissensfreyheit für einzeborne Akatoliken? Vielleicht Verbannung alles Hasses, und Aufhebung aller Verfolgung, gegen Anhänger fremder Religion? Vielleicht die Wiederherstellung der Nächstenliebe in ihrer evangelischen Echtheit — in der Lauterkeit der ersten Jahrhunderte des Christenthums?

B. Was man immer zum Endzweck der Religionsbildung angeben kann, oder Sie, Herr Pfarrer, annehmen mögen: so getrau' ich mir, gegen Sie zu behaupten, daß dieselben der herrschenden Religion ebenso zuwider, als nachtheilig sey.

Pf. Ich bin ein schlechter Disputirer; und sonach würd' es Ihnen eben so wenig Mühe als Ehre machen, gegen mich recht zu behalten. Ueberdieß hab' ich mich zu keiner Defension vorbereitet. Die Duldung hat mir, bey meiner Art zu denken, immer menschlich, und auch dem Geiste unsrer Religion vollkommen angemessen, geschienen. Was sich allenfalls dawider einwenden liesse, daran hab' ich so wenig gedacht, daß ich mich nicht gefaßt fühle, nur den schwächsten Einwurf dagegen zu beantworten.

B. Ich verstehe! Sie halten es nicht der Mühe werth, Sich mit mir einzulassen? Dieß ist auf meiner Seite Demüthigung, und vielleicht ein wenig Stolz auf der Ihrigen?

Pf. Sie thun mir Unrecht.

B. Nun so überzeugen Sie mich, und entdecken uns ohne Zurückhaltung, wie Sie über die Toleranz denken.

Pf. Das glaub' ich, schon gethan zu haben.

B. Ich meyne, Sie möchten uns die Gründe mittheilen, die Sie für die Toleranz bestimmen.

Pf. Meine Gründe, ganz gern. Ob es die stärksten sind, die für die Toleranz streiten, weis ich nicht; auch nicht, ob sie bey Ihnen und Andern eben die Ueberzeugung und Beruhigung wirken werden, welche sie mir verschafft haben.

B. Das wird sich weisen; rücken Sie nur damit heraus.

Pf. Der Stifter unsrer Religion gebietet uns, den Nächsten zu lieben, wie uns selbst. Ein Mensch, der in Religionssachen anders denkt, als ich, bleibt noch immer mein Nächster. Ihn also nicht verachten, nicht hassen, nicht drücken, mit ihm gesellig umgehen, ihn nicht verketzern, ihm nicht seine Irrthümer vorrükken, ihm den ungestörten Genuß bürgerlicher Rechte nicht mißgönnen — kurz, ihn dulden scheint mir wenigstens nur erst der niedrigste Grad der Liebe, die ich als Christ, ihm schuldig bin.

B. Weit hergeholte Spitzfindigkeiten, Herr Pfarrer! Sie vergessen, daß ein solcher Unkatolik ein Ketzer, ein von der wahren Gemeinde der Christen ausgeschlossener Mensch, ein Abtrünniger von der wahren Religion sey. Wie kann ich jemand, den die Kirche verdammt, und Christus selbst für den Seinigen nicht erkennt, lieben — neben mir dulden?

Pf. Ist er auch, als Ungläubiger, nicht mein Bruder, so ist er es doch als Mensch. Als jenen wird ihn Gott richten; als diesen gebieten mir Natur und Religion, ihn zu lieben. Und bloß Dulden, ist — wie ich wenigstens glaube — bey weitem noch nicht Lieben. Als sein Mitmensch werd' ich freylich wünschen, daß er seinem Irrthum entsage, und, daß er es thue, nach Gelegenheit und Kräften das Meinige beytragen. Aber Haß, Verfolgung, Mißhandlung, kurz Unduldsam=

samkeit werd' ich mir gegen ihn nicht erlauben, weil dieß nicht nur mit der ihm schuldigen Nächstenliebe streitet, sondern mir auch kein schickliches Mittel scheint, ihn auf andre Gedanken zu bringen.

B. Vielmehr das schicklichste, denn es ist das wirksamste! Wenn der Nichtkatholik, wie er es verdient, gehaßt, gedrückt wird; wenn man ihn von gewissen bürgerlichen Vortheilen und Rechten ausschließt; wenn man seinen Umgang flieht, und ihm das Leben so sauer macht, als möglich: so wird er dieser Mühseligkeiten endlich überdrieſſig, schon zu Kreuze kriechen, und umsatteln.

Pf. Proselyten, aus solchen Beweggründen, würden, deucht mir, unsrer Religion wenig Ehre machen. Religionsänderung, ohne aufrichtige Ueberzeugung, ist Betrug, bloße Heucheley, die Gott und gesund denkende Menschen verabscheuen. Auch scheint mir, werden die erwähnten Bekehrungsmittel, die überdieß mit dem Geiste unsrer geheiligten Religion streiten, bey eifrigen Unkatholiken nicht einmal zu obiger Heucheley anschlagen. Nur der laue, übel unterrichtete, übelgesittete Religionär kann bloß zeitliche Vortheile seinem Seelenheil vorziehen; der Zelote wird es sicher niemals thun.

B. Sie äußern Gesinnungen, die bey einem Manne Ihres Berufs' auffallen müßen. Es scheint, als hielten Sie für gleichgültig, was für einer Religion man zugethan sey.

Pf. Um Vergebung! Ich sehe nicht, wie Sie sowas aus dem, was ich über die Toleranz geäußert habe, folgern können?

B. So viel kann ich wenigstens daraus folgern, daß Sie der Meynung sind, man müße den Akatholiken nichts zu leide thun; sie, wie seine Brüder, lie-

ben; sie in der Ausübung ihrer Religion nicht kränken; sie unangefochten seyn lassen, was sie sind, und geduldig abwarten, bis sie freywillig, und aus Ueberzeugung, in den Schooß der Kirche zurückkehren.

Pf. Dieser Meynung bin ich, ja; und glaube, nach den Grundgesetzen der wahren Religion sowohl, als nach der gesunden Vernunft, es seyn zu dürfen. Aber, ich bitte, wie folgt daraus, daß ich alle Religionssysteme für gleich gut halte?

B. Kurz, Sie denken einmal von den Sektirern andrer Religionen keineswegs, wie wir eifrige Katholiken denken, die nicht glauben, daß ausser unsrer Kirche jemand selig werden könne.

Pf. Es war ja — wenn ich mich nicht irre — nur die Frage von der Duldung der Nichtkatholiken, nicht aber von ihrer Seligkeit. Ich bin — das bitt' ich mir zu glauben — so sehr, als irgend ein eifriger Katholik, überzeugt, daß unsre Religion die wahre — die alleinseligmachende Religion sey, und hoffe, in dieser Ueberzeugung, mit der Gnade Gottes, zu sterben. Die Duldung gründet sich auf das Gebot der Liebe, auf die natürlichen Rechte und Pflichten der Menschheit, und hat nicht zu untersuchen, was jeder Religionär für einen Anspruch auf den Beyfall Gottes, und auf die Seligkeit habe. Sonst müßte man auch lasterhafte Katholiken nicht dulden, die so lange sie es bleiben, ebenfalls auf Beydes keinen Anspurch haben.

B. Wenigstens sollte man, in Rücksicht auf bürgerliche Rechte und Freyheiten, einen Unterschied zwischen den recht- und irrgläubigen Unterthanen machen, den aber das Toleranzpatent gänzlich aufhebt.

Pf. Hat der Landesfürst diesen Unterschied aufgehoben, so bin ich überzeugt — muß es, als Unterthan,

terthan, seyn — daß er gute Gründe dazu gehabt habe. Und diese Gründe — scheint mir — ließen sich leicht finden.

B. Glauben Sie? Lassen Sie doch hören?

Pf. Könnte nicht einer dieser Gründe folgender seyn? Der Landesfürst hielt für billig, daß die Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft allen Denen in gleichem Maße zu Theil würden, die auf gleiche Art seine Unterthanen, und Glieder des Staats, sind. Wenn der Nichtkatholik den Pflichten des Unterthans eben so treu, als der Katholik, nachkömmt — und das glaub' ich, kann er, ob er gleich in Religionssachen anders denkt — so ist er ein eben so guter Unterthan, als dieser. Warum solit' er also, als Bürger, härter behandelt werden? Macht es Gott nicht eben so? Läßt er nicht auch die Irrgläubigen an seiner allgemeinen Güte, die für die Erhaltung seiner Geschöpfe wacht und sorgt, Theil nehmen? Giebt er ihren Feldern nicht auch Fruchtbarkeit, Sonnenschein, Regen, Gedeihen? Speist, tränkt, und erhält er sie nicht ebenfalls? Soll sein Stellvertreter auf Erden seinem Beyspiel nicht nachahmen? soll er ihn meistern, und Gerechtigkeit lehren?

B. Wie fein Sie das herumzubringen wissen! Zwar weis ich auf der Stelle, ihre Sophistereyen nicht zu beantworten; aber das fühl' ich doch, daß sie mich nicht überzeugen.

Pf. Das glaub' ich gern. Auch sagt' ich Ihnen gleich anfangs, daß ich nicht wüßte, ob meine Gründe Ihnen und Andern so einleuchten würden, wie mir. Sie mein Herr, verlangten meine Gedanken über die Toleranz zu wissen, und diese hab' ich Ihnen mitgetheilt, ohne daß ich hiebei die Absicht gehabt hätte, Sie zu wi-

der-

verlegen, oder mich in einer Sache, die bereits von den Gesetzen entschieden ist, zum Richter aufzuwerfen.

B. Indessen verrathen Sie doch deutlich, daß Sie zu sehr auf die Seite der Glaubensgegner hängen, daß Sie mehr, als es einem Geistlichen, zumal einem Seelsorger, ziemet, für deren Sache eingenommen sind. Auch kann ich Ihnen nicht bergen, daß Sie mich ein wenig skandalisirt haben.

Pf. Das thut mir von Herzen leid; und ich bitte dießfalls um Vergebung. Sie sehen nun selbst ein, daß ich recht daran that, an ihrem Streit keinen Theil zu nehmen. Jetzt muß ich wünschen, ich möchte auch Ihrer nachherigen Aufforderung nicht nachgegeben haben.

B. Lassen Sie's gut seyn, Herr Pfarrer! Kann ich auch Ihrer Meinung nicht beipflichten, so söhnt doch die Bescheidenheit, mit welcher Sie mir widersprochen haben, mich wieder mit Ihnen aus, und hat sich meine ganze Hochachtung erworben.

Pf. Zu viel Ehre mein Herr!

Daß unser biedre Pfarrer, durch Befolgung obiger Regel, sich vortrefflich aus dem Handel gezogen habe, indem er sich seinen Gegner, durch Widersprechen, nicht nur nicht verfeindete, sondern auch sogar seine Achtung erwarb, fällt in die Augen. Fürs Erste nahm er gar weislich an dem Streite keinen Theil, weil hier kein Fall war, wo irgend eine Pflicht ihn aufforderte, zu reden. Brusias mochte über die Toleranz denken, wie er wollte, so konnte hieraus allein, bei dem allschon bestehenden Toleranzgesetze, für niemand einiger Nachtheil erwachsen, welchen zu verhindern, der Pfarrer ihn hätte widerlegen müssen. Fürs Zweyte. Als Brusias seine Meinung über die Toleranz zu wissen verlangte, suchte er auf eine kluge Art, sich auszuschrauben.

Da

Da ihm dieß aber nicht gelang, eröffnete er fürs Dritte seine Gedanken mit Glimpf, mit Anstand, und ohne allen Schein von Anmaßlichkeit, sein Urtheil, als entscheidend gelten zu machen.

Der Fall ereignet sich oft, daß man uns um unser Urtheil, um unsern Rath anspricht, nicht eben in der Absicht, um sich belehren, um sich rathen zu lassen, sondern in der Erwartung, daß unser Urtheil mit demjenigen, welches der Fragende in der vorliegenden Sache bereits gefällt, unser Rath mit dem, was er zu thun bereits beschlossen, oder gar schon gethan hat, übereinstimmen werde. Immer ein schlüpfriger Fall! Sollen wir unsre Meinung aufrichtig, ohne Zurückhaltung entdecken: so laufen wir Gefahr, uns zu verfeinden, falls unsre Gedanken anders, als man erwartet, ausfielen. Was ist hier zu thun?

26. Regel. „Bist du nicht beinahe mit Evidenz gewiß, daß es Demjenigen, der in irgend einer Angelegenheit dich um deine Meinung, um deinen Rath anspricht, Ernst sey: so lehne diese Zumuthung, unter einer schicklichen Ausflucht ab. *) Kannst du aber, auf diese Art dich nicht ausschrauben, so hütte dich, deine Meinung geradezu, und mit dem Ansehen von Unfehlbarkeit, zu eröffnen. Bringe vielmehr so viele Vielleicht — Mir scheint — Ich dächte — So viel ich davon verstehe, einsehe, u. s. w. an, als immer möglich."

Statt

---

*) Man wird hier wohlthun, mit dem Fuchse in der einen Fabel Schnupfen vorzuwenden.

Statt eines Kommentars, dessen diese Regel, da sie von selbst einleuchtet, nicht bedarf, wollen wir die Anwendung derselben in concreto zeigen.

„A propos, Freund! ich hätte Lust, mich zu verheurathen; nur weis ich nicht, ob ich soll. Was rathen Sie mir?" (spricht Grünwald zu seinem Freunde Wahrlieb.)

W. Thun Sie es ohne Bedenken, wenn Sie Ihren Zustand durch Heurathen verbessern.

G. Eben das ist die Frage.

W. Und wie kann ich diese Frage beantworten, der ich Ihre Umstände, Ihre Bedürfnisse, Ihre Wünsche nicht genug kenne?

G. Was halten Sie vom Heurathen überhaupt? Ist Heurathen besser, als ledig bleiben? oder umgekehrt?

W. Hab' ich doch noch niemals darüber nachgedacht! Aber Sokrates antwortete einst einem jungen Menschen, welcher eben diese Frage an ihn that: Heurathe immer! Bekömmst du ein gutes Weib, so wirst du glücklich leben — ein schlimmes, so hast du Gelegenheit, ein Philosoph zu werden."

G. Dem Sokrates nach, wär' es also auf alle Fälle gut, zu heurathen?

W. Wer kann wissen, wie der launigte Kopf es meinte! Ein andermal gab er auf eben diese Frage zur Antwort: „Du magst heurathen oder nicht, so wirst du etwas zu bereuen finden."

G. Gleichwohl heurathete Sokrates selbst? und sogar eine Xantippe?

W. Das Geschlecht der Xantippen, mein Freund, ist noch nicht ausgestorben.

G. Weis

G. Weiß wohl. Aber das Frauenzimmer, das ich zu heurathen gedenke, ist sicher aus diesem Geschlechte nicht.

W. Es giebt Frauenzimmer, die ihre Ahnen geheimzuhalten wissen.

G. Hiezu ist Melanide zu ehrlich.

W. Also Melaniden wollen Sie heurathen?

G. Wenn Sie mir dazu rathen.

W. Hier ist Rathen bedenklich.

G. Nun, so sagen Sie mir wenigstens, ob Melanide sich für mich schicke?

W. Hiezu kenn' ich sie nicht genug.

G. Wie denn? Sie sind ja lange Zeit in dem Hause ihrer Aeltern aus- und eingegangen?

W. Wohl wahr, aber schon seit einem Jahre nicht mehr.

G. Was thut das? Sie haben doch Melaniden schon kennen gelernt?

W. Wie viele Jahre, glauben Sie, daß erfordert werden, um ein lediges Frauenzimmer kennen zu lernen? Hernach hab' ich wohl vor einem Jahre Melaniden einigermassen gekannt; aber jetzt kenn' ich sie nicht.

G. Sonderbar!

W. Nicht so sehr. Mutabile semper femina! Binnen einem Jahre können mit einem so veränderlichen Wesen, als ein Frauenzimmer ist, große Veränderungen vorgehen.

G. Sie sprechen lauter Räthsel. Es scheint fast, Sie wollen mich mit Witz abspeisen; aber ich lasse mich nicht. Sagen Sie mir wenigstens, wie haben Sie Melaniden gefunden, als Sie dieselbe, wie Sie sagen, einigermassen kannten?

W. Dieß kann ich Ihnen wohl sagen. Aber ver-

gessen Sie nicht dabei, daß Frauenzimmer schön und häßlich, gut und böse sind, je nachdem die Augen, die sie ansehen, und untersuchen, beschaffen sind.

G. Nun gut. Wie fanden Ihre Augen Melaniden?

W. Sie fanden sie alltäglich schön, außeralltäglich eitel, und — was daraus folgt — ganz, nach dem herrschenden Tone, koket.

G. Ey! Ey! Wie fanden Sie ihren Verstand?

W. Wie er sich mit obigen Eigenschaften verträgt.

G. Ey! Ey! Fanden Sie wenigstens nicht einige Anlage zur Häuslichkeit — Wirthlichkeit bei Melaniden?

W. Ja; so viel sie davon mit auf die Welt gebracht haben mag.

G. Ey! Ey! Ey! Das hätt' ich alles eher wissen sollen!

W. Nun?

G. So hätt' ich Melaniden nicht geheurathet.

W. Sie haben Melaniden schon geheurathet.

G. Vor 8 Tagen, Freund.

W. Wohl! so rath' ich Ihnen denn, daß Sie sie nicht heurathen.

G. Ihr Rath, mein Freund, kömmt zu spät.

W. Nicht doch! Nur fragten Sie mich darum zu spät.

G. Leider!

W. Getrost mein Freund! Zu geschehenen Dingen muß man ein freundliches Gesicht machen. Auch war das Bild, das ich Ihnen von Melaniden machte, ihr Bild vor einem Jahre. Mutabile semper femina! Sie kann sich mittlerweile geändert haben, und wenn auch nicht, sich noch künftig ändern. Bis dahin haben

Sie

Sie die schönste Gelegenheit, nach dem Sokrates, Ihren philosophischen Kurs zu machen.

G. Sie spotten meiner.

W. Doch nicht so sehr, als Sie meiner spotteten, indem Sie mich um Rath fragten, was zu thun wäre, wo schon alles gethan war? — —

Daß Wahrlieb durch seine Aufrichtigkeit, sich Grünwalden nicht sonderlich werde verbunden haben, läßt sich denken. Ganz was anders erfuhr dieser, als er zu erfahren erwartete, indem er jenen um Rath fragte. Ohne Zweifel erwartete er, Wahrlieb werde nicht nur seinen Entschluß, sich zu verehelichen, sondern auch seine schon getroffene Wahl, billigen. Was hätte er sonst für eine denkbare Absicht haben können? Wahrliebs Meinung zu wissen, von welcher — sie mochte ausfallen, wie sie wollte — sich kein Gebrauch mehr machen ließ? Zwar suchte Wahrlieb anfangs der Zumuthung seines Freundes auszubeugen, endlich aber gab er doch nach, und entdeckte sein Urtheil über Melaniden mit einer Freymüthigkeit, welche zu bereuen, er wahrscheinlich hernach Ursache fand, ob er solche gleich als eine gerechte Strafe für Grünwalds unbescheidene Ausholung ansehen konnte.

Gehen uns Autoren um unser Urtheil über ihre Geistesprodukte an, dann ist die Gefahr, durch Freymüthigkeit zu beleidigen, größer, als in jedem andern Falle. Man kann, ohne die Sache zu übertreiben, annehmen, daß aus zehn Autoren, die um ein unpartheyisches Urtheil über ihre Geistesprodukte noch so demüthig, noch so dringend ansuchen, nicht neune es in

der

der redlichen Absicht thun, um sich Raths zu erholen, oder sich belehren zu lassen, sondern lediglich in der zuversichtlichen Erwartung, Beyfall, Lob, Bewunderung einzuerndten. Weh also demjenigen, der die Unklugheit hätte, diese ihre Erwartung zu hintergehen, und nicht vortrefflich zu finden, was seiner Ueberzeugung nach, nur schlecht ist. Sowas verzeiht nicht leicht ein Autor. Die gelindeste Genugthuung, die er an seinem Beleidiger nehmen kann, wird darin bestehen, ihn für einen blöden Kopf, oder für einen Neider zu halten. Diese Betrachtung führt auf folgende

27. Regel. „In Rücksicht auf Autoren, wirst du in jedem Falle am besten fahren, ihre Erzeugnisse zu loben, zu bewundern, wenn du der Nothwendigkeit, ein Urtheil hierüber zu fällen, schlechterdings nicht ausweichen kannst.“

Diese Klugheitsmaxime streitet — wie es auf den ersten Blick scheinen könnte — mit der Rechtschaffenheit ganz und gar nicht, weil man hier durch Schmeicheln solchen Autoren, wie die Regel sie voraussetzt; keineswegs schadet. Denn eines Theils hätte die aufrichtigste, die gründlichste Kritik sie von ihrer schon vorgefaßten Meinung nicht zu heilen, noch wohlgemeinten Rath anzunehmen, vermocht. Andern Theils kann das ausschweifendste Lob solche Autoren nimmermehr stolzer und eitler machen, als sie es bereits sind. Die delikateste Klugheit hat sonach keinen Grund, Freymüthigkeit da zu fordern, wo diese sich Schaden zuziehen würde, ohne doch irgend jemanden zu nützen. Zur Erläuterung alles dessen, mag folgende Scene dienen.

„Darf

„Darf ich so frey seyn, Ihrer entscheidenden Kritik meine poetischen Versuche zu unterwerfen?" (sagt Skribelius zu dem gelehrten Hermogenes.)

H. Wie käm' ich zu dieser Ehre? Kritisiren — glauben Sie mir — ist so im moralischen, wie im scientifischen Fache, mein Thun gar nicht.

S. Gleichwohl; wenn ich bitten darf. Ich habe mir zum Gesetz gemacht, nichts von meinen Gedichten ans Licht treten zu lassen, ohne zuvor das Urtheil sachverständiger Männer zu Rathe gezogen zu haben.

H. Nun so wenden Sie Sich an solche Männer.

S. Ich glaub' es so eben zu thun.

H. Meine Einsicht in die Dichtkunst, die ich bloß, als Diletant, behandle, ist viel zu mangelhaft, um mit Kompetenz über Produkte dieser Kunst urtheilen zu können. Wie leicht könnt' ich Ihnen demnach Schönheiten in Ihren Gedichten zu Fehlern anrechnen? das ich meiner Ehre halber nicht gern möchte.

S. Hierüber werden wir uns schon vergleichen. Eröffnen Sie mir immer ganz freimüthig Ihre Meinung, und erlauben, daß ich Ihnen von meinen Gedichten etwas vorlese.

H. (Halb gern halb ungern gestattet es, wenn es vielleicht dem Skribelius mit seiner Bitte doch Ernst wäre.)

S. Hier diese Ode also: (Er liest mit sichtbarem Selbstbeifall, und nachdem er geendet hat) Was halten Sie von dieser Ode?

H. Aufrichtig zu reden, ich finde darinn nicht Schwung, nicht Enthusiasmus, genug. Doch ich kann Ihnen Unrecht thun.

S. Sie

S. Sie wollen bedenken, daß es keine eroïsche Ode seyn soll. *)

H. So hab' ich freylich unrecht! Da sehen Sie nun, was für ein Kunstrichter ich bin.

S. Thut nichts. Mit Männern ihrer Art, läßt sich leicht übereinkommen. — Nun noch diese Ode, die mehr an das Heroische grenzt, darum auch mehr Schwung heischt. Ich hoffe, Sie werden ihn nicht vermissen. (Er liest.)

H. (während des Lesens) Schön! — Vortrefflich! — Meisterhaft! **)

S. Sie gefällt Ihnen also, diese Ode? Ihr Beifall macht mich stolz. Ich fasse Muth, Ihnen, werthester Hermogenes, mehr von meinen Gedichten vorzulesen. — Einige Sinngedichte zur Probe! (Er liest)

H. Vortrefflich! — Unvergleichlich! — Welch feiner Witz!

S. Finden Sie? Ich hoffe, Ehre damit einzulegen?

H. Könn-

---

*) Aus dieser schnellen Replik ersieht Hermogenes nur zu deutlich, wie wenig Empfänglichkeit für unpartheyische Kritik Skribelius mitgebracht habe, und daß es verlorne Mühe seyn würde, sich weiter mit ihm einzulassen.

**) Was konnte Hermogenes auch anders thun, als den Skribelius, nach Art der Aerzte, zu behandeln, die ihren schon aufgegebenen Pazienten alles gewähren, was sie verlangen? Skribelius wollte nicht belehrt, er wollte bewundert seyn. Das durfte Hermogenes um des lästigen Gekken loß zu werden, doch wohl ohne Bedenken thun, da einmal hier durch Loben nichts mehr zu verderben, wie durch Kritisiren nichts mehr zu bessern war?

H. Könnten Sie zweifeln?

S. Nunmehr freilich nicht, da Sie mich Ihres Beifalls versichern.

H. Vermuthlich werden auch andre Männer, deren Urtheil mehr Gewicht hat, bereits das Nämliche gethan haben?

S. Bisher las ich meine Gedichte niemanden, als Ihnen, schätzbarster Hermogenes, und noch einem Manne, vor, den ich Schanden halber nicht nennen mag, so albern war seine Kritik. Sollt' ich seinem Urtheil folgen, glatt verbrennen müßt' ich meine lieben Kinder. Allein ich ließ mich keineswegs irre machen, und dachte mit Gellert: „Wenn deine Schrift des Narren Lob erhält, dann ist es Zeit, sie auszustreichen.“ Da der Mann sonst nicht ungeschickt ist, so muß ihn Eifersucht oder Neid verleitet haben, meinen Gedichten Gerechtigkeit zu versagen. *) Denn er stümpert selbst im Fache der Dichtkunst. Bei Gelegenheit aber werd' ich diesem Kritikaster es unter die Nase zu reiben wissen, mit welchem Beifall Sie, verehrter Hermogenes, meine Gedichte beehrt haben.

H. Das möcht' ich mir wohl verbeten haben. **) Ich scheue das Amt eines Kritikers; und da ich auch hiezu nicht geeignet bin, so würde man sich nur über mich lustig machen. Ueber dieß, wenn der Mann, wie Sie

*) Nicht um ein Haar besser, würde Skribelius unserm Hermogenes seine Freimüthigkeit gelohnt haben, wäre dieser ebenfalls so unklug gewesen, seinen lieben Kindern, nach Recht und Gebühr, den Stab zu brechen.

**) Warum Hermogenes sich dieß verbitte, ist leicht zu erachten.

sagten, einmal gegen Sie, oder vielmehr gegen Ihre Gedichte eingenommen ist: so würd' er kaum glauben, daß diese meinen Beifall erhalten hätten. Oeffentliche Rezensionen werden Ihnen, zu hinlänglicher Genugthuung, schon Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

S. Wie Sie meinen — wie Sie meinen. Nur bitt' ich noch um eine kleine Geduld, um Ihnen dieses Trauerspiel in 5 Aufzügen vorzulesen.

H. Ich habe so eben einen unaufschieblichen Gang, muß daher um Vergebung bitten.

S. Lästig will ich Ihnen nicht fallen. Wenn erlauben Sie mir, wiederzukommen?

H. Ich bin sogar wenig Herr von meiner Zeit, daß ich in voraus nichts bestimmen kann. Ueberhaupt find' ich überflüssig, daß Sie meinen Beifall abwarten; ich geb' Ihnen solchen schon im voraus, ohne Ihre Gedichte noch gelesen zu haben. *)

S. So dürft' ich dieselben ohneweiters zum Druck befördern?

H Ich finde nichts dagegen zu erinnern.

S. Nun so will ich auf Ihr Wort fortfahren; 4 Bogen sind davon schon abgedruckt. **)

Vom

---

*) Welcher Schriftsteller, dessen Verlangen nach einer freimüthigen Kritik über seine noch ungedruckten Geistesprodukte aufrichtig ist, wird sich mit so was abfertigen lassen? oder, wenn er nicht unheilbar von sich eingenommen ist, durch eine solche Abfertigung, sich nicht gedemüthigt fühlen? ?

**) Hieraus ist klar, wie wenig Skribelius sich vorgenommen hatte, von der Kritik des Hermogenes Gebrauch zu machen. Ohne diese noch abzuwarten, hatte er ja mit dem Abdruck seiner Gedichte schon den Anfang gemacht.

Vom zeitlichen Vermögen.

Mancherlei Erfordernisse zu einem bequemen, von angenehmen Leben können, in der bürgerlichen Gesellschaft, durch keine andern Mittel, als durch Geld, erhalten werden. Hieher gehören Nahrung, Kleidung, Bedienung im ausgebreitesten Verstande (d. i. alle Hülfe, alle Dienstleistungen, die man bezahlen muß) dann auch unzählige Bedürfnisse, von deren Befriedigung unsre Erhaltung abhängt. Mehr braucht es nicht, um einzusehen, daß zeitliches Vermögen uns in den Stand setze, viel auszurichten, folglich mit zu den Kräften gehöre, um deren Vermehrung wir, nach dem Grundgesetz der Klugheitslehre, besorgt seyn müssen. Hiezu kömmt, daß ein mehr, als bloß nothdürftiges Vermögen, auch ein entferntes Mittel zu nähern Mitteln gesellschaftlicher Vortheile werden kann. Eine weise, tugendhafte Verwaltung unsers Vermögens, und wenn wir solches auch, nach Thunlichkeit zur Unterstützung dürftiger Mitmenschen — überhaupt zum Besten der Menschheit anwenden, erwirbt uns Ehre, Ruhm, Freunde, Gönner und bahnt uns dadurch einen sichern Weg zu andern Vortheilen des gesellschaftlichen Lebens, die um Geld nicht feil sind.

Was jeder Mensch an Geld und andern Gütern, die in commercio sind, zu seiner und der Seinigen Erhaltung besitzt, heißt sein zeitliches Vermögen — sein Hab. Die Zulänglichkeit des Vermögens zu besagtem Endzweck, heißt ein genügliches Auskommen; die Unzulänglichkeit, Armuth. Ein größers Vermögen, als man zur Bestreitung seiner eigenen, wahren oder eingebildeten —

gegenwärtigen und künftig sich ergeben könnenden unvorhersehlichen Bedürfnisse braucht, heißt Reichthum, welcher uns nebenbei auch in den Stand setzt, dem Mangel an einem nothdürftigen Vermögen bei unsern Mitmenschen abzuhelfen; wozu wir nicht nur aus Gründen der Tugend, sondern auch — wie so eben erinnert worden — aus Gründen der Klugheit, verbunden sind. Hieraus fließt die

1. Regel. „Erwirb dir an zeitlichem Vermögen so viel, als du erlaubte Mittel hiezu in deiner Gewalt hast; und verachte nebenbei auch einen kleinen Gewinn nicht.

Da niemand seine künftigen Bedürfnisse vorhersehen, noch wissen kann, welche Unglücksfälle auf ihn warten: so lassen sich schon, in dieser Rücksicht, die Grenzen unsers Bestrebens nach zeitlichem Vermögen nicht bestimmen; sondern kluge Vorsicht heischt, daß wir darinn so weit gehen, als immer möglich, um uns auch gegen künftigen Mangel, wenigstens so viel davon an uns ist, in Verfassung zu setzen. Der leichtsinnige Thor lebt nur für den heutigen Tag, der morgende kümmert ihn nicht. Der Kluge hingegen lebt mehr für die Zukunft, als für die Gegenwart, und sucht auf jeden möglichen Fall in Zeiten Fürsehung zu treffen.*)

Die Regel sagt: erlaubte Mittel, um anzuzeigen, daß echte Klugheit nicht alle Mittel, sein Hab zu vermehren, gutheiße, sondern nur diejenigen, die mit der Tugend und Gerechtigkeit bestehen können. Geiz, Wucher, Bestechung, niederträchtige, sündliche Dienstleistungen, lasterhafte Gewerbe, Verfälschung des Masses und Gewichts, Falschspielen, und jeder einträgli-

*) Die Gegenwart, von der Vergangenheit geschwängert, gebirt die Zukunft.

liche Betrug gehören zu den unerlaubten Erwerbungsmitteln, welche echte Klugheit eben so unbedingt, als die Moral, verwirft. Wer sich derselben gebraucht, kann freilich geschwinder reich werden. Allein, eines Theils ist zu viel Gefahr, andrer Vortheile des gesellschaftlichen Lebens verlustig zu werden, damit verbunden. Andern Theils liegt ein gewisser Fluch auf solchem Vermögen, der verhindert, daß es seinem Eigenthümer — wenn anders Eigenthum hier Statt findet — gedeihen könne. *)

Wer endlich einen kleinen Gewinn nicht achtet, bedenkt nicht, daß ein vervielfältigter kleiner Gewinn endlich einen großen ausmache, und daß ein solcher aus kleinen Gewinnen gesammelter große Gewinn viel leichter zu erwerben sey, als ein großer auf einmal.

„Welches sind nun die erlaubten Erwerbungsmittel?"

Hier müssen wir einen Unterschied machen. Einige der erlaubten Erwerbungsmittel sind zuverläßig, und in Jedermanns Gewalt; andre hängen von der Mitwirkung andrer Menschen, oder vom Glück ab, sind daher nicht in Jedermanns Gewalt — nicht zuverläßig. Zu den ersten gehören Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, und gute Haushaltung. Zu den letztern sind zu rechnen Erbschaften — Vermächtnisse — Schenkungen — reiche Heura-

then

*) Wer eilet, reich zu werden, der weis nicht, daß ihm Dürftigkeit bevorstehe. — Reichthum, den man in Eile zusammengebracht hat, wird verschwinden. Was man aber allgemach sammelt, das wird hoch anwachsen.

Sprichw.

then u. s. w. sodann Glücksspiele, Lotterien, Akzien, überhaupt alle Erwerbungsarten, wo, durch Spekulation, und durch Wagen auf gut Glück, etwas zu gewinnen ist.

Unter Arbeitsamkeit verstehen wir das anhaltende, keine Beschwerniß scheuende, Bestreben, durch den Gebrauch seiner Verstandes- oder Leibeskräfte, sich einen Gewinn zu verschaffen. Hieher gehören alle Arten von Bedienstungen, alle Künste, Professionen, Handwerke — überhaupt die Vermiethung unsrer Geistes- und Leibeskräfte — die Landwirthschaft, und jedes erlaubte Handlungsgewerbe.

Unter Sparsamkeit verstehen wir die kluge Einschränkung unsrer Ausgaben auf bloß unvermeidliche Bedürfnisse, und die vorsichtige Aufbewahrung des Erübrigten auf unvorhersehliche Nothfälle.

Gute Haushaltung nennen wir die Kunst, mit dem möglich geringsten Aufwande, die möglich größten Bedürfnisse zu bestreiten; überhaupt sein Vermögen auf eine Art zu verwalten, daß man gegen Zerrüttung seines Hauswesens gesichert sey.

Was Vermögen besitzen heisse, wird sich nunmehr leicht bestimmen lassen. Es heißt nämlich, den Zehr- Ehr- und Nothpfennig sich erworben haben, d. i. Man muß so viel an Vermögen besitzen, daß man sich nicht nur seinen nothdürftigen Unterhalt verschaffen, sondern auch bequem, anständig, und gegen künftige, unerwartet eintretende, Unfälle gesichert leben könne.

„Wie kann man sich Vermögen erwerben?"

Zu-

Zuerst also, wenn man sich fähig macht, etwas zu verdienen, und diese Fähigkeit mit einem thätigen Eifer in Ausübung bringt. Daher die

2. Regel. „Bist du durch Anwendung deiner Geistes- oder Leibeskräfte dir deinen Unterhalt zu erwerben genöthigt: so verlege dich vorzüglich auf praktische Wissenschaften, Kenntnisse, Geschicklichkeiten, und zwar aus diesen auf solche, die am meisten gesucht, und gut bezahlt werden.“

Praktische Wissenschaften, Kenntnisse und Geschicklichkeiten nennen wir diejenigen, die zu solchen Dienstleistungen fähig machen, deren das gemeine Leben nicht wohl entbehren kann. Hieher sind zu rechnen alle Wissenschaften, Künste, Professionen, Handwerke, Handthierungen, Gewerbe, welche die Befriedigung der geistigen und leiblichen Bedürfnisse der Menschen zum Gegenstand haben; auch allenthalben, wo es gesittete und gebildete Menschen giebt, Anwendung und Unterkommen finden, wenn man sie anders in dem gehörigen Grade der Vollkommenheit sich eigen gemacht hat. Es streitet demnach mit der Klugheit, sich, auch in Ansehung des Erwerbens, auf Geschicklichkeiten und Berufsarten zu verlegen, wozu man weder die erforderlichen Talente, noch Gemüthseigenschaften besitzt. Etwas nicht recht kennen, ist nicht viel besser, als es gar nicht gelernt haben, weil doch jedermann, wenn er die Wahl hat, sich lieber an einen Meister als an einen Pfuscher wendet. Glückt es aber auch einem Pfuscher — in welcher Wissenschaft, Kunst, oder Nahrungsart er es auch sey — seiner schlechte Waare hier und da bey einem Nichtkenner anzubringen: so wird er doch, als ein solcher, bald bekannt; und dann ist es um seine

Ehre

Ehre sowohl, als um seinen Verdienst geschehen. Entweder er muß darben, oder betriegen, welches Letztere ihm allenfalls nur bey Unverständigen, bey denen immer kein sonderliches Glück zu machen ist, gelingen kann. Daher die

3. Regel. „Bey der Wahl derjenigen Geschicklichkeit, durch welche du dich einst in der Welt fortzubringen gedenkest, frage nicht deine Eitelkeit, nicht deinen Hang zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben, nicht deine herrschende Leidenschaft, nicht den Stolz oder Eigensinn deiner Anverwandten und Freunde — sondern lediglich deine Fähigkeiten, Kräfte und Gemüthseigenschaften, als in welchen eigentlich der Beruf jedes Menschen sich zu erkennen giebt, um Rath, und zieh eine minder glänzende, minder einträgliche Erwerbungsart, wozu du eine günstige Anlage zu haben fühlst, jeder andern, wozu du nicht gemacht scheinest, ohne viel Bedenken vor."

Die Folgen von der Nichtbefolgung dieser Regel schweben uns vor Augen. Wie oft sehen wir nicht Menschen, in einem Stande, den sie invita Minerva gewählt hatten, darben, oder sich nur kümmerlich nähren, die, in einem andern, ihren Fähigkeiten angemessenern, Berufe, ihr gutes Auskommen gefunden hätten!

Jener mißrathene Sachwalter, der bey dem schimpflichen Handwerke der Rabulisterey oder Winkelschreiberey, am Hungertuche nagt, würde vielleicht sich und den Seinigen besser gerathen haben, hätte er sich dem ehrsamen Schusterhandwerke gewidmet? — Jener verunglückte Dichter, der im Gebiete der Musen mit Marodiren sich elendiglich behülft, und jenen Mäcena-

ergaten, der, ihm in den Wurf zu kommen, das Unglück hat, statt, der Pistole des handwerksmäßigen Strassenräubers, mit einem Gedicht anfällt, um ihm einen Zehrpfennig abzunöthigen, hätte sich vielleicht auf eine ehrlichere Art gegen Hunger und Blöße gesichert, wenn er ein Faßbinder geworden wäre? — Jener Halbgelehrte, der weder unter den Gelehrten noch Ungelehrten sein Fortkommen findet, weil er für jene zu wenig, für diese zu viel gelernt hat, würde nicht über Nahrungsmangel klagen, wäre er statt eines Bücherschreibers, lieber ein Bücherdrucker geworden? Kurz, man bestimmt sich nur zu oft für das, was man zu seyn wünscht; und da man, aus Mangel an Fähigkeit es nicht werden, oder seinem thöricht gewählten Berufe nicht Genüge leisten kann, so findet man sich ausser Nahrungsstande, und zieht sich, nebst dem unvermeidlichen Mangel, auch Schande und Verachtung zu.

Was das zweyte Erwerbungsmittel, nämlich die Sparsamkeit betrifft, so ist sie eigentlich nach dem Begriffe, den wir oben davon gaben, ein mehr negatives, als positives Erwerbungsmittel. Denn sie dient bloß dazu, daß man nicht sogleich wieder zu besitzen aufhöre, was man erworben hat; oder daß — wie das Sprichwort sagt — unsre Einkünfte nicht aus einer Hand in die andre gehen, sondern etwas davon unvorhergesehlichen Bedürfnissen vorbehalten bleibe. Gleichwohl ist, ohne sie, kein Ueberfluß an Vermögen zu erzielen. Wenn man nämlich all das Erworbene sogleich wieder verthut, wie könnte da unser Vermögen, über das Allernothdürftigste, zunehmen? Will man nun Sparsamkeit ausüben, so befolge man nachstehende

4. Regel. „Man führe ein genaues Verzeichniß aller seiner Einkünfte sowohl, als Ausgaben; theile die letztern in drey Klassen, 1) in Ausgaben auf schlechterdings unentbehrliche Bedürfnisse; 2) in Ausgaben auf bloße Bequemlichkeit, und 3) in Ausgaben auf Pracht und Ergetzlichkeiten, ein. Man vergleiche alljährlich die Ausgabe mit der Einnahme, und untersuche dabey, ob nicht irgend eine Rubrike der Ausgaben zu viel weggenommen habe, oder, nach den Gesetzen der Sparsamkeit, wohl gar zu kassiren sey. Bey den ersten der obigen drey Klassen von Ausgaben läßt sich nichts ersparen, etwas bey den zweyten, das Meiste bey den dritten. Man versage sich demnach, zumal anfangs, alle entbehrliche Bequemlichkeit, um an dem Nothdürftigen sowohl für jetzt, als für die ungewisse Zukunft, keinen Mangel zu leiden. Nur dann erst, wenn dieß besorgt ist, läßt sich auf Bequemlichkeit denken. Pracht und Ergetzlichkeiten müßen nothwendig verschoben bleiben, bis man es schon auf einigen Reichthum gebracht hat. Und auch dann ist kluge Mäßigung im Aufwande sowohl unserm Vermögen, als unsrer Tugend und Ehre sehr ersprießlich.“

Wer mit seiner Kasse nie Rechnung hält, *) und so lang ausgiebt, als er etwas darinn findet, kann unmöglich sparen, noch dem Bankrot entgehen. Und wer nur für heut sorgt, setzt sich der größten Gefahr aus, morgen zu darben.

Da ferner das Wesen der Sparsamkeit in der Einschränkung der Ausgaben auf unvermeidliche Be-

*) Erfahrung und Rechnen lernt Haushaltung.

Bedürfnisse besteht, und dieser Bedürfnisse, wenn man über die Forderungen der Natur nicht hinausgeht, nur wenige, auch diese leicht zu befriedigen, sind: *) so heischt die Sparsamkeit, daß man die Quelle aller entbehrlichen Bedürfnisse sorgfältig verstopfe, und sonach vorzüglich vor Wollust, Eitelkeit und Ehrgeiz sich hüte. Die Erfahrung lehrt nur zu oft, daß die Forderungen dieser Leidenschaften ins uneudliche gehen, tausend bloß eingebildete Bedürfnisse zu unentbehrlichen machen, folglich zu Ausgaben fortreissen, bey welchen die so nöthige Sparsamkeit eine ganz unmögliche Sache wird. Wem übrigens das Sparen sauer ankömmt, der bedenke, daß es viel härter sey, an dem Unentbehrlichen Mangel zu leiden, als das Entbehrliche zu missen; daß man sich leichter freywilligen Abbruch thue, als aus Noth darbe; daß auf vorangegangenes Wohlleben folgende Dürftigkeit ungleich schwerer drücke, als gewöhnte Armuth; und endlich, daß man, durch ein wenige Jahre fortgesetztes, Sparen, sich den überaus wichtigen Vortheil erwerbe, für die ganze nachfolgende Zukunft, anhaltend und auf immer, gegen Mangel gesichert, bequem zu leben. Wem aus diesen Betrachtungen die Nothwendigkeit des Sparens nicht dergestalt einleuchtet, daß hieraus bey ihm ein kräftiger, beharrlicher Wille entstehe, dem Zwange sich zu unterwerfen, welchen das Sparen nothwendig macht,

*) Si ad naturam vives, nunquam eris pauper, si ad opinionem nunquam eris dives. Exiguum natura desiderat; opinio immensum.

Sen.

der muß alle Hoffnung, es je auf keinen grünen Zweig zu bringen, schlechterdings aufgeben.

Nebst den angeführten Motiven der Klugheit, giebt es Beweggründe der Tugend, welche die Sparsamkeit zur Pflicht machen. Nicht nur für unsre Erhaltung, sondern auch für die Erhaltung Derjenigen, die uns zunächst angehen, und zwar nicht nur auf gegenwärtige, sondern auch — falls es uns durch Sparsamkeit möglich wird — auf künftige Zeiten, zu sorgen, sind wir verbunden. Schrecklich müßen die letzten Stunden eines sterbenden Vaters und Gatten seyn, der Weib und Kinder in Dürftigkeit gestürzt, und ihnen ihren Unterhalt durch unsinnige Verschwendung geraubt hat! Mit welchem Herzen kann er aus einer Welt gehen, in der er Diejenigen, für deren Wohlfahrt zu sorgen, er durch die heiligsten Pflichten des Vaters, und des Gatten verbunden war, aus seiner Schuld, dem Mangel bloßgestellt zurückläßt.

Ueber dieß haben, nach Gesetzen der Natur und Religion, auch die Nothleidenden Anspruch auf unsern Uiberfluß *) Es ist die unmenschlichste Lieblosigkeit, uns alle Bequemlichkeit — alle Vergnügungen des Lebens zu verschaffen, und unsre Mitbrüder an dem Höchstnothdürftigen Manget leiden zu lassen. Wenn wir demnach auch für uns geborgen sind, so haben wir noch immer die Verbindlichkeit, zu erwerben, um uns in den Stand zu setzen, Wohlthä-

*) Ne pas assister les pauvres, c'est leur ôter ce qu'ils ont. Ne pas donner du pain à celui, qui est affamé, c'est lui ôter la vie. Voulez vous eviter d'etre meurtrier ou larron, soyez charitable.

Schulenburg.

thätigkeit auszuüben. Und nachdem Sparsamkeit auch zu den Erwerbungsmitteln gehört, so wird sie auch, dieser Betrachtung zufolge, Pflicht. Nicht zu gedenken, daß diese Wohlthätigkeit gegen die Armen uns für den zu unserm Wohlstande unentbehrlichen göttlichen Segen bürge, ohne welchen — trotz alles unsers Bewerbens um zeitliches Vermögen — trotz aller unsrer Arbeitsamkeit — trotz des sorgfältigsten Sparens, und der weisesten Haushaltung, wir es nie auf einen grünen Zweig bringen können.

Der Christ der von dieser Wahrheit überzeugt ist, wird auch frey von dem Wahne seyn, kraft wessen man sich beredet, daß, weil man künftige Fälle und Bedürfnisse nicht vorhersehen, also auch nicht wissen kann, was man alles noch selbst benöthigen werde, die Pflicht zu sparen, und das Seinige zu Rathe zu halten, keine Wohlthätigkeit gegen Arme möglich mache. Eine der Hauptschanzen, hinter welche der leidige Geiz sich zu verbergen pflegt. Lehrt uns denn nicht die Religion, daß wir dasjenige, was wir zur Unterstützung fremder Noth anwenden, nicht nur nicht verlieren, sondern sogar auf den einträglichsten Wucher anlegen? *)

Im

*) Wer sich des Armen erbarmet, der borgt dem Herrn; und er wird ihm seinen Lohn vergelten.

Sprichw.

Laß dein Brod über fliessende Gewässer fahren, so wirst du es nach langer Zeit wiederfinden.

Pred.

Wer einem von diesen Geringsten nur einen Trunk kalten Wassers reicht, auch nur in eines meiner Jünger Namen: wahrlich, sage ich euch, es wird ihm nicht unvergolten bleiben.

Matth.

Im Grunde also wird Freygebigkeit gegen Nothleidenden vielmehr das sicherste und einträglichste Erwerbungsmittel; denn wir machen uns dadurch gleichsam Gott selbst zum Schuldner. Und wenn Gott gegen uns Menschen sich schon so gütig und freygebig bezeigt, wo er uns gar nichts schuldig war: was dürfen wir nicht da von ihm hoffen, wo er sich zu unserm Schuldner macht? Daher die

5. Regel. „Sey wohlthätig gegen Nothleidende, um dadurch unvorhersehliche Unglücksfälle von dir abzuhalten, oder, bey deren Eintritt, auf den Schutz der Fürsehung rechnen zu können. Spare überhaupt, wie ein Christ, der auf Gott vertraut, und wie der Kluge, der in Absehn auf die Zukunft nicht sorglos lebt. Sparen, wie der unersättliche Geiz spart, ist eben so wenig Klugheit, als Tugend. Und Lieblosigkeit gegen Nothleidende zieht Dürftigkeit nach sich; *) Freygebigkeit bringt Segen.“

Auch bestätigt die Erfahrung, daß, durch tugendhafte Wohlthätigkeit, sich niemand arm mache **). Wir sagen: tugendhafte Wohlthätigkeit, um hier die Wohlthätigkeit aus temperamentmäßiger Gut-

*) Wer dem Armen mittheilet, dem wird nichts mangeln. Wer aber flehentlicher Bitte nicht achtet, der wird Noth leiden.

Sprichw.

**) Einige theilen ihr eigenes Gut aus, und werden immer reicher. Andre rauben, was nicht ihr ist, und leben stets in Dürftigkeit.

Sprichw.

Gutherzigkeit, oder aus pharisäischem Ehrgeiz — aus Heucheley, oder aus Hange zur Verschwendung, auszuschließen; als welche Arten der Wohlthätigkeit, da sie keine wahre Tugend sind, auch auf den Lohn, welcher der tugendhaften Wohlthätigkeit verheißen ist, nicht rechnen dürfen. Was diese unechte Wohlthätigkeit, zum Besten der Armen, verwendet, ist nicht Aussaat, ist wahrer Verlust. Denn weil bei dieser Wohlthätigkeit keine von Gott und Pflicht hergenommene Absicht zum Grunde liegt, so giebt sie auch keinen Anspruch auf Wiedervergeltung. Der dürftige Empfänger vermag nichts zu vergüten. Und Gott? Der hat nichts empfangen, warum sollte er vergelten?

So sehr der Geizige sein filziges Zusammenscharren für kluge Sparsamkeit angesehen wissen will, und wohl selbst ansieht, so sehr streitet es auch mit der Klugheit. Denn fürs Erste, spart er nicht für sich, sondern für lachende Erben; um einst nicht Noth zu leiden, leidet er immer Noth. Fürs Zweite, macht er sich bei aller ehr- und tugendliebenden Welt verächtlich, und verscherzt dadurch alle die Vortheile des gesellschaftlichen Lebens, welche ein guter Ruf, welche die Achtung Andrer, welche Freunde und Gönner gewähren können. Endlich fürs Dritte muntert er Mörder, Diebe und Betrüger auf, ihm zu entwenden, was er selbst nicht gebrauchen kann, weil seine Leidenschaft es ihm nicht gestattet.

„Giebt es ein sicheres Kriterion, wonach sich bestimmen läßt, ob man aus Geiz, oder aus Klugheit spare?“

Vielleicht dieses. Wem das Sparen Mühe und Ueberwindung kostet, und des festesten Vorsatzes,

zu sparen, ungeachtet, hier und da noch eine kleine Verschwendung entwischt, der spart aus Klugheit — aus Tugend. Wer beim Sparen eine Art von Wollust fühlt; ausserordentlich feine Sparungsmarimen ausfindig zu machen weis; sich ingeheim darüber Glück wünscht; zur Vermeidung auch großer Schande, sich, aus Eifer zu sparen, zu einer unbedeutenden Ausgabe nicht entschließen kann; sich nie für reich genug hält, um Nothleidenden einige Hülfe zu leisten, der spart — aus Geiz.

Gute Haushaltung ist ebenfalls, wie oben die Sparsamkeit, ein mehr negatives, als positives Erwerbungsmittel. Was man durch sie gewinnt, ist eigentlich nichts mehr, als durch kluge Maßregeln verhüteter Verlust. Die Sparsamkeit vermeidet allen Aufwand auf entbehrliche Bedürfnisse. Die Haushältigkeit thut noch mehr; sie weis nicht nur manchem Bedürfnisse, das wenn es einträte, unentbehrlich werden könnte, vorzubeugen, sondern auch die schlechterdings unentbehrlichen Bedürfnisse, auf die möglich wohlfeilste Art, zu bestreiten. Hieraus ergiebt sich, daß man sparsam seyn könne, ohne eben deswegen den Namen eines guten Wirths oder Haushälters zu verdienen. Darum haben wir beide diese Erwerbungsmittel auch als verschieden betrachtet.

Apollonius, überzeugt von der Nothwendigkeit zu sparen, schränkt sich, in seinem häuslichen Aufwande, mit solcher Strenge auf das Unentbehrliche ein, daß der ausgemachteste Oekonom einen Grund fände, ihm dießfalls eine Ausstellung zu machen. Seine ordentlichen Ausgaben sind ganz nach den Gesetzen der Sparsamkeit reguliret; und bei jeder ihm vorgeschla-

genen ausserordentlichen Ausgabe untersucht er deren Nothwendigkeit. Kann er sich hievon nicht überzeugen, so ist er, weder durch Bitten noch Vorstellungen der Seinigen, hiezu zu bewegen. — Allein Apollonius nimmt im Uebrigen sich wenig um das Hauswesen an, theils, weil er die Ruhe und den Hausfrieden zu sehr liebt, theils, weil er aus temperamentmäßiger Gutmüthigkeit, zu viel Zutrauen in seine Leute setzt. Aus diesem Grunde herrscht nicht die beste Ordnung noch Zucht in seinem Hause.

Apollonius speist nicht kostbar noch schwelgerisch. Aber die Lebensmittel werden nicht zur rechten Zeit, d. i. wenn sie am besten und wohlfeilsten zu haben sind — noch, wo möglich, aus der ersten Hand, noch in der benöthigten Quantität (wo etwas hiebei zu gewinnen ist) angeschafft, daher zu theuer bezahlt. Ueberdieß wird nicht dafür gesorgt, daß besagte Lebensmittel in dem Zustande der Genußbarkeit erhalten, und gehörig verwähret werden. Daher, daß Einiges davon verdirbt, Einiges der Veruntreuung der Dienstboten preis gelassen bleibt. — Seine und der Seinigen Kleidung ist, in Absehen auf die Zahl und Kostbarkeit, seinem standesmäßigen Bedürfnisse genau angemessen. Allein man bezahlt die Stoffe dazu, aus Mangel der Kenntniß ihres Werthes und Preises, zu theuer; der Schneider bekömmt mehr, als er braucht. Die Kleidungsstücke selbst werden weder gehörig geschont, noch, ausser ihrem Gebrauche, nach Erforderniß verwahrt, wodurch sie natürlich Schaden leiden, und viel zu geschwind zu Grunde gehen. — Die Hausgeräthschaften sind freilich nicht kostbar; allein man hätte um eben den Preis dauerhaftere oder bequemere haben können. — Dienstboten werden zwar nicht mehrere gehalten, als man ihrer, wie

sie gerade beschaffen sind, unumgänglich benöthiget. Aber man könnte einen entbehren, wenn die übrigen gut gewählt, und so geartet wären, wie sie sollten. Da sie jedoch insgesammt träge, nachläßig, gewissenloß sind, und alles dieses aus Mangel guter Zucht, und einer strengen Aufsicht von Seiten ihrer Herrschaft, täglich mehr werden: so wird manches von ihnen unterlassen, was den Wohlstand des Hauses befördern könnte; manches gethan, was die Ausgaben der Haushaltung ohne Noth vermehrt. Dieß geschieht nicht minder auf einer andern Seite, durch Verabsäumung der Reinlichkeit und Sauberkeit, als wodurch nicht nur manches vor der Zeit zu Grunde geht, sondern auch oft Krankheiten im Hause, die außerdem nicht erfolgt wären, veranlaßt werden. Aus allem dem löst sich das Räthsel, warum Apollonius nichts vor sich zu bringen vermöge, und, trotz seiner Genügsamkeit, einen größern Aufwand, als die Welt glauben kann, zu machen genöthiget sey. Apollonius nämlich macht allerdings keinen Aufwand auf entbehrliche Dinge, d. i. es fehlt ihm an Sparsamkeit nicht. Allein in seinem Hause wird manches zum unentbehrlichen Bedürfniß, das ein solches absolut nicht ist, und darum gar wohl zu verhüten gewesen wäre, wenn Apollonius gut hauszuhalten verstünde.

Dieß einzige Beispiel wird einleuchtend machen, daß die Sparsamkeit, nur in Verbindung mit einer guten Haushaltung ein Mittel werden könne, Vermögen zu erwerben.

6. Regel. „Bemühe dich beizeiten um die zur Erwerbung zeitlichen Vermögens so unentbehrliche Kunst.

Gut

gut hauszuhalten. Lerne die Güte, die Tauglichkeit, den Preis, die vortheilhafteste Einkaufungszeit, den rechten Gebrauch, die Schonungs- und Aufbewahrungsmittel der zum Leben erforderlichen Dinge kennen. Wähle deine Dienstboten mit Vorsicht; traue ihnen nicht zu viel, sieh ihnen oft nach. Die Rechnung zu führen, überlaß keinem Andern. Halt mit Strenge über Ordnung, Zucht und gute Sitten, als wodurch die Verwaltung des Hauswesens ungemein erleichtert — über Reinlichkeit und Sauberkeit, wodurch die Gesundheit sowohl, als aller übrigen Sachen längere Brauchbarkeit erhalten wird. Kannst du allein deiner übrigen Geschäfte halber, der Haushaltung, auf eine so ausgebreitete Art, nicht vorstehen: so thue dich um eine Gehülfinn um, und zieh eine Gattinn, welche mit den hiezu erforderlichen Eigenschaften ausgerüstet ist, ohne Vermögen, einer bloß reichen vor. *)

Diese Regel bietet freilich weiter nichts, als die allgemeinsten Rubriken der Haushaltungskunst an. Allein man kann es füglich dabei bewenden lassen, wo es lediglich darauf ankömmt, die Haushältigkeit, als ein sichers Erwerbungsmittel aufzustellen — nicht aber zu derselben Anweisung zu geben. Damit wir jedoch diese Materie nicht ganz mit trocknem Fusse übergehen, wollen wir wenigstens erinnern, daß um die Haushaltungskunst zu erlernen, man 1) diejenigen Bücher, welche hiezu Anleitung geben,

---

*) Nam quæ indotata ea est, in potestate est viri;
Dotatæ mactant et malo, et damno viros.
Plaut.

ben*) fleißig studiren — 2) Die Haushaltungsmaximen gestandener Hauswirthe sich bekannt machen, und hievon Grundsätze und Regeln abstrahiren — dann 3) bei Führung seines Hauswesens sich einen reiflich überlegten Plan zur Richtschnur nehmen, und denselben so lange, bis nicht etwa bessere Einsichten eine Abänderung darinn nöthig machen, streng befolgen — endlich 4) über seine nebenher gemachten Erfahrungen stets reflektiren müsse.

Bei einer nur halbwege ausgebreitetern Haushaltung, wird die Hülfe einer verständigen Wirthin unentbehrliches Bedürfniß. Die Regel empfiehlt hiezu eine Gattin ohne Vermögen, wenn sie sonst die Eigenschaften, die zu einer guten Hauswirthin erfordert werden, besässe, einer Gattin, die weiter nichts, als eine reiche, Aussteuer mitbringen würde, ohneweiters vorzuziehen. Und mit Recht! Eine gute Hauswirthin vermag, durch ihr Talent, ohne Vergleich mehr zum Wohlstand einer Familie beizutragen, als eine noch so reiche Gattinn, die, von der Hauswirthschaft nichts versteht, noch etwas davon zu lernen Lust hat. Gattinnen dieser Art halten insgemein dafür, daß ihr eingebrachtes Vermögen sie von der Verbindlichkeit dispensire, sich mit der beschwerlichen, ihren Reizen zu sehr Abbruch thuenden, Haushaltung zu bemengen. Sie überlassen daher die ganze Sorge für das Hauswesen ihren Männern, die diese kleine Mühe sich wohl müßten gefallen lassen, da sie von ihren Weibern zu Reichthum gelanget sind. Weh aber einem Ehemanne, den

das

---

*) In der Haushaltungsbibliothek des Hrn. v. Rohr findet man Schriftsteller über diese Materie in Menge. Der so bekannte Hausvater wird immer die vollständigste Anweisung zur Haushaltungskunst bleiben.

das Unglück getroffen hat, mit einer solchen Gehülfin — mit einer solchen wahren Hälfte, die von zu heterogener Art ist, um ein ganzes mit ihm auszumachen, gestraft zu werden! Uneinigkeit, Zank, Vorwürfe, tödtlicher Haß, kurz gänzliche Zerrüttung werden in einem solchem Hause herrschen, bis Noth und Dürftigkeit, aber zu spät, wieder Friede stiften.

Da wir im Vorhergehenden das Hauptsächlichste über die zuverläßigen, und in jedermanns Gewalt stehenden Erwerbungsmittel beigebracht haben; so müssen wir nun auch das Nämliche, in Rücksicht auf diejenigen Erwerbungsmittel thun, die nicht in jedermanns Gewalt stehen, sondern größtentheils vom Glück abhängen, und daher auch nicht zuverlässig sind. Oben haben wir diese Erwerbungsmittel bereits summarisch angegeben, hier wollen wir nun von jeder Art derselben insbesondre handeln.

Erbschaften, Vermächtnisse, Schankungen sind allerdings Mittel, zu zeitlichem Vermögen zu gelangen. Allein sie stehen nicht in unsrer Macht allein, da wir niemand, auf dessen Vermögen wir keinen gesetzlichen Anspruch haben, zwingen können, uns zu Erben einzusetzen, auch Schankungen lediglich von der freien Willkühr anderer Menschen abhängen. Zwar giebt es Mittel, uns in die Gunst und Freundschaft reicher Leute dergestalt einzuschleichen, daß sie bewogen werden, uns durch Erbschaften, Vermächtnisse, Schankungen ihr Vermögen, oder einen Theil desselben, zuzuwenden. Allein um diese Mittel gebrauchen zu können, dazu wird Gelegenheit erfordert, und diese hängt wieder von einem ungefähren Zusammenflusse günstiger Umstände ab. Der Mittel selbst, die zum obigen

Zwe-

Zwecke führen, sind viele an sich unerlaubt, und die an sich erlaubten können in vielen Fällen unerlaubt werden. Hieraus ergiebt sich, wie wenig auf obbesagte Erwerbungsarten zu rechnen, und wie bedenklich es sey, danach zu streben. Was unbefangene Klugheit hier rathen kann, enthält folgende

7. Regel. „Hüte dich, durch unerlaubte Mittel dir einen Weg zu Erbschaften oder Vermächtnissen zu bahnen, eben so sehr, als, durch an sich erlaubte Mittel, dich in Erbschaften, worauf dürftige Anverwandten ein nähers Recht haben, einzuschleichen. Mißbrauche die Gutherzigkeit andrer Menschen nicht, um sie zu verleiten, dir mit ihrem Nachtheil Schankungen zu machen."

Vermögen, auf solche Art erworben, bleibt immer ungerechtes Gut, daß nicht nur — wie man sagt — nicht hudelt, sondern auch das rechtmäßig erworbene, wo es damit vermengt wird, verzehrt. Ueberhaupt gelangt man zu Erbschaften, Vermächtnissen, Schankungen, um die man sich Mühe geben muß, äußerst selten auf eine Art, zu der ein unbefangenes Gewissen sich verstehen kann. Meistens giebt selbstsüchtige Eigennützigkeit den Anschlag hiezu, und falsche Klugheit führt ihn aus.

Reiche Heurathen gehören freilich zu den erlaubten Erwerbungsmitteln, aber nicht zu denen, welche die Klugheit, unbedingt empfehlen kann. Sie hängen nicht minder vom Glück ab, und gerathen wunderselten. Denn ausser dem, daß reiche Gattinnen, im Durchschnitt genommen, entweder verschwenderisch oder geizig sind, so spielen sie bei mittellosen Männern

nern auch gemeinhin den Herrn, *) wozu nur ein Mann, von blödem Kopf, und einer abjekten Gemüthsart sich verstehen kann. Ein Ehemann, der unterm Pantoffel steht, ist etwas monstroses, etwas, das die Natur perhorriret, und das die anmassende Gattin, eben so sehr, als den indolenten Ehemann beschimpft. Die Klugheit kann dem zufolge reiche Heurathen nicht absolut empfehlen, sondern nur unter einer einzigen Voraussetzung nach Maßgabe folgender

8. Regel. „Hüte dich vor einer Gattin, deren einziges und ganzes Verdienst in einer reichen Mitgift bestehen würde. Bietet dir aber dein günstiges Geschick eine Person zur Ehe an, die — ein zwar äußerst seltner Fall! — mit einer reichen Aussteuer auch diejenigen Eigenschaften des Verstandes und Herzens verbindet, die für eine, in jedem Betracht, würdige Gattin Gewehr leisten: dann kannst du ohne Bedenken einschlagen, da du hier nicht Gefahr läufst, dich unglücklich zu machen; sondern vielmehr, durch eine würdige und vermögliche Gattin, dein Wohl ausgemacht beförderst."

Die Eigenschaften, von welchen diese Regel spricht, sind Tugend, Verstand und Wirthlichkeit. Diese machen zu einer zufriednen, glücklichen Ehe so wesentliche Erfordernisse aus, daß sie bey dem beträchtlichsten Vermögen — und bestünde dieses in Millionen — nicht entbehrlich werden. Ein bloß reiches Weib vermag wohl, ihren Mann zu ernähren, vermag, ihm

*) Proba uxor, o Nicostrata, marito suo non debet esse superior, sed obsequens: nam grave malum uxor est superans virum suum.

ihm allenfalls ein bequemes Leben, allein die häusliche Glückseligkeit, die den Hauptzweck der Ehe ausmachen soll, keineswegs zu verschaffen. Der Ehemann, der für die Entbehrung dieser Glückseligkeit sich für entschädigt halten kann dadurch, daß er mit aus der Chatulle seiner Frau zehren darf, ist ein Thor, den die Erfahrung gar bald belehren wird, wie falsch er kalkulirt habe.

Das Spiel ist unter den Erwerbungsmitteln das allerunzuverläßigste, und — da es leicht unsittlich werden kann — das gefährlichste. Wer sich vom Spiele zu nähren sucht, wählt ein nicht viel ehrlichers Gewerbe zu seinem Unterhalt, als der Strassenraub ist. Er bringt Andre um das Ihrige, ohne ihnen dafür den mindesten Ersatz, oder irgend einen ersprießlichen Dienst, zu leisten. Nicht zu gedenken, daß wenn er vom Spiele allein leben will, er sich gar bald genöthigt sehen wird, dem Unbestande des Glücks, durch Kunst, durch Falschspielen, Trotz zu bieten. Und dann wie weit ist seine Nahrungsort vom Diebstahl entfernt, wo sie nicht noch ärger ist?

Kunstspiele werden nicht leicht um Geld gespielt, meistens nur um die Ehre, oder zum Zeitvertreib. Sie werfen also nicht so viel ab, daß sie für ein bedeutendes Erwerbungsmittel geachtet werden könnten. Commerzspiele aber hängen größten Theils vom Glück ab; und vom Glück zehren wollen, heißt das was anders, als auf ein Vielleicht zu wagen, ob man sein Unterkommen finden, oder Noth leiden werde.

Noch kömmt zu allem dem, daß ein professionmäßiger Spieler, als ein Mensch, dem eine Art von infamia facti anklebt, von der ganzen ehrliebenden

Welt.

Welt, verachtet und geflohen wird. Auch ist ein reicher Spieler eine so seltne Erscheinung, daß, bey so vielen andern sichrern, und ehrsamen Erwerbungsmitteln, nur Leute, die nichts brauchbares gelernt, den Müssiggang gewöhnt, und daher eine unüberwindliche Abneigung gegen Arbeitsamkeit angenommen haben, auf den Einfall, ihren Unterhalt durch das Spiel zu suchen, gerathen können. Echte, delikate Klugheit muß allem dem zufolge, das Spiel als Erwerbungsmittel schlechterdings verwerfen, zumal, da es in dieser Eigenschaft zu vielen Ausschweifungen Anlaß giebt; die Kultur und nützliche Anwendung der Geisteskräfte verhindert, und mit dem unverantwortlichsten Mißbrauche der Zeit verbunden ist. Wir sagen: als Erwerbungsmittel; denn wenn das Spiel als ein Mittel zum Zeitvertreib, zur gesellschaftlicher Unterhaltung gebraucht wird, dann findet die Klugheit nichts gegen dasselbe zu erinnern, empfiehlt aber dabey Rücksicht zu nehmen auf folgende

9. Regel. „Spielst du bloß zur Unterhaltung, so müßen deine ernsthaftern Geschäfte keinen Abbruch dabey leiden. Spiele um etwas so geringes, daß du den möglich größten Verlust leicht, verschmerzen könnest; das Gegentheil würde zu sehr mit dem Begriffe von Unterhaltung streiten. Du magst gewinnen oder verlieren, so spiele mit gleicher Gelassenheit. Ein übermüthiger Spieler im Glücke macht sich seinen Mitspielern eben so unerträglich, als ein polternder, tobender im Unglücke."

Wie leicht zu erachten, eifert diese Regel wider das hohe Spiel, wobey zu viel gewagt wird, und das nicht nur mit der Gefahr, eines empfindlichen Verlustes verbunden, sondern auch mit dem Gebote,

fremdes Gut nicht zu begehren, unvereinbar ist. Welche Thorheit, einen unentbehrlichen Theil seines Habs auf eine Karte, auf einen Würfelwurf, gegen einen unsichern Gewinnst zu wagen, und es dem Zufalle zu überlassen, ob das, was schon unser ist, unser bleiben soll!! Aber auch welche Unartigkeit, Denjenigen, die uns unterhalten helfen, durch Auslassung unsrer üblen Laune, beschwerlich zu fallen, oder, durch übermüthigen Hohn, ihnen den Verlust noch empfindlicher zu machen!!

Wer sich bey Gewinnst und Verlust nicht in gleicher Fassung zu halten vermag, wird besser thun, gar nicht zu spielen. Die Schonung seiner Ehre, ist alsdann immer des Gewinnstes und der Unterhaltung werth, auf die er dadurch Verzicht thut.

Spiele, wobey es nicht auf Unterhaltung und Zeitvertreib, sondern lediglich auf Gewinnen abgesehen ist, als da sind Lotterien und andre ähnliche Glücksspiele, verwirft die Klugheit zwar nicht, emfiehlt sie aber eben so wenig. Das Erstere nicht, weil solche Spiele ein ehrliches, folglich erlaubtes Erwerbungsmittel sind, auch, unter Begünstigung des Glücks, zur Vermehrung unsers Habs beytragen können. Das Letztere nicht, weil dabey etwas gewisses von unserm Vermögen, bey unendlich größrer Wahrscheinlichkeit des Verlustes, als des Gewinnstes, gewagt werden muß, und Wagen immer mit Gefahr verbunden ist. Was die Klugheit hier rathen kann, enthält folgende

10. Regel. „Man muß nie mit der Gefahr, arm zu werden, durch Lotterien und andre ähnliche Glücksspiele, reich werden wollen. Kannst du das, was du hiebey wagen müßtest, ohne offenbaren Nach-

theil

theil deiner Subsistenz nicht entbehren, so achte es für die größte Thorheit, dich einzulassen.

Thorheit ist es doch gewiß, ein sicheres Auskommen der unsichern Vermehrung seines Habs aufzuopfern? Es giebt Leute, die durch Lotterien, und ähnliche Hazardspiele sich ruiniren. Die Möglichkeit, mit einem geringen Einsatz einen beträchtlichen Gewinnst zu machen, reizet die Gewinnsucht, und blendet dergestalt, daß man über das auffallende Unverhältniß, das zwischen der blossen Möglichkeit, etwas namhaftes zu gewinnen, und der größten Wahrscheinlichkeit, den gewagten Einsatz zu verlieren, sich findet, gänzlich hinwegsieht. Nimmt man aber hierauf doch Rücksicht, so kann der Fall noch schlimmer werden. Um die blosse Möglichkeit, zu gewinnen, zu einigem Grade von Wahrscheinlichkeit zu erheben, vervielfachet man den Einsatz so, daß der, dem ungeachtet erfolgende, Verlust, nicht wohl zu verschmerzen ist. Nun möchte man den erlittenen Verlust gern wieder heim bringen, dabey auf die Möglichkeit, etwas darüber zu gewinnen, auch nicht Verzicht thun. Man spielt also fort, setzt noch größere Summen aufs Spiel; und geht man gleichwohl wieder leer aus: so glaubt man dem Eigensinn des Glücks sich fügen, und abwarten zu müssen, bis es ihm gefalle, einzuschlagen, welches doch einmal geschehen müße, wenn man nur aushalte. Und dann könne ein einziger glücklicher Zug nicht nur alles wieder einbringen, sondern auch auf immer glücklich machen. Wie man bey diesem Wahn endlich sein ganzes Vermögen zusetzen, und statt reicher zu werden, sich in Dürftigkeit stürzen könne, ist leicht einzusehen.

„Wie kann man um sein Vermögen, oder einen Theil desselben kommen?“

Dieß

Dieß zu wissen ist nöthig, um uns der Gefahr, das Unsrige zu verlieren, nicht auszusetzen. Zudem fordert das Erhalten nicht weniger Klugheit, als das Erwerben *).

Da Sparsamkeit und gute Haushaltung, wie oben gezeigt worden, Mittel des Erwerbens sind, so ergiebt sich von selbst, daß Verschwendung und schlechte Haushaltung Mittel sind, das Seinige zu verlieren. Ohne vernünftige Absicht ausgeben, — es sey so wenig als es wolle — ist Verschwendung. Insgemein überlegt man dieses nicht, und verabsäumet bey kleinen Ausgaben, deren Nothwendigkeit zu untersuchen. Man glaubt eine Kleinigkeit sey eine Kleinigkeit, worauf es eben nicht ankommen werde. Allein man bedenke, daß viele Kleinigkeiten endlich etwas grosses ausmachen, und daß, gleichwie man, bey sorgfältiger Vermeidung unnöthiger kleiner Ausgaben, Sparen lernt, man im Gegentheile, durch Nichtachtung kleiner entbehrlicher Ausgaben, sich das Verschwenden angewöhnen könne. Daher die

II. Regel. „Man gewöhne sich, auch in Kleinigkeiten sparsam zu seyn; denn hier ist die Gefahr, zu verschwenden, größer, dann bey Ausgaben von Erheblichkeit, als wobey man sich leichter in den Grenzen der Sparsamkeit hält. Da übrigens Verschwendung nicht nur den Verlust unsers Vermögens, sondern auch unsrer Ehre, nach sich zieht: so fordert die Klugheit, daß man mit einer, ihren schädlichen Folgen entsprechenden, Sorgfalt sich davor hüte.“

Der

---

*) Non minor est virtus, quam quærere, parta tueri.

Der Verschwender (decoctor bonorum) wird, nach den Civilgesetzen, für ehrlos geachtet, und mit Recht, weil er nicht nur eine höchst schimpfliche Gleichgültigkeit gegen Ehre verräth, sondern auch, wenn er das Seinige auf eine schändliche Art durchgebracht hat, der bürgerlichen Gesellschaft, durch selbstverschuldete Dürftigkeit, zur Last fällt, statt daß er derselben durch kluge Verwaltung seines Vermögens in mehr, als einem, Betracht hätte nützlich werden können. Hiezu kömmt, daß der Verschwender gemeinhin nicht nur das Seinige vergeudet, sondern auch, um seine einmal gewohnte lüderliche Lebensart fortsetzen zu können, sich solange mit Schuldenmachen behülft, als er gutherzige Gläubiger findet, die er dann auch um das Ihrige bringt, welches noch ärger, noch strafbarer ist, als Diebstahl. Die Gesetze geben daher einem bekannten Verschwender, gleichwie denjenigen, die aus Blöd- oder Wahnsinn ihrem Vermögen vorzustehen, unfähig sind, einen curatorem bonorum. Und soll man einen Menschen, nicht als verrückt behandeln, der es ordentlich darauf anlegt, sich zum Bettler zu machen? und der, da er bey einem guten Auskommen, als ein ehrlicher Mann leben könnte, sich in die Nothwendigkeit setzt, entweder wie ein Schelm zu entfliehen, oder im Schuldengefängnisse zu sterben?

Noch verabscheuungswürdiger und brandmarkender wird dieß Laster, wenn der Verschwender Gattin und Kinder in den Abgrund des Verderbens mit sich hinabreißt, und diejenigen, für deren Wohl er zu sorgen verflichtet war, in Schande und Dürftigkeit stürzt.

Unkluge, verkehrte Haushaltung, ob sie gleich nicht wissentlich und vorsätzlich unbesonnenen Aufwand macht, wie die Verschwendung, hat doch mit

die-

dieser gemein, daß sie unser Vermögen ohne Noth vermindert, unser Auskommen erschwert, oder wohl gar unmöglich macht. Der Kluge muß sich demnach eben so sorgfältig davor hüten, als vor Verschwendung. Dahin geht folgende

12. Regel. „Hast du nicht Einsicht genug, deiner Haushaltung gehörig vorzustehen, so suche, dir solche je eher je lieber zu erwerben, und bediene dich des Raths guter Hauswirthe, um von ihnen zu lernen. Es wäre die unzeitigste Scham, da nicht lernen zu wollen wo die Unwissenheit mit so irreparablen Folgen verbunden ist, als in diesem Stücke.“

Ein untrügliches Kennzeichen, daß man nicht recht hauszuhalten verstehe, ist, wenn man bey einem Einkommen, das hundert Andre in den Stand setzt, gemächlich zu leben, nicht auslangen kann. Dann ist es offenbar, daß die Schuld nicht an dem Einkommen, sondern an den Maßregeln, nach welchen es verwaltet wird, liege. Hat man diese Entdeckung gemacht: so ist es auch Zeit — und nur noch Zeit — sich um gesündere Haushaltungsmaximen zu bewerben, und das Uebel einem klugen Arzte zu entdecken, ehe es unheilbar wird. Hält man es für Schande, einem guten Freunde, oder auch Nichtfreunde, seine Unwissenheit bloßzugeben: so bedenke man, daß es eine noch größere Schande sey, durch eine später unbehebliche Zerrüttung seines Hauswesens, aller Welt, als ein Unwirth, bekannt zu werden.

Eine schlechte Haushaltung ist etwas, das von Zeit zu Zeit schlechter wird. Sie erschwert anfänglich unser Auskommen, macht es nach und nach unmöglich, und verleitet endlich zu unvernünftigen Schuldenma-

machen, wodurch man noch ärmer wird, als man wäre, wenn man gar nichts hätte. Vor diesem höchst widersinnigen Rettungsmittel, wodurch man sich vollends den letzten Stoß giebt, muß man sich vorzüglich in Acht nehmen. Daher die

13. Regel. „Man hüte sich, seiner verfallenen Haushaltung durch Schuldenmachen aufzuhelfen. Es ist klüger, auch ehrlicher, äußerst klemm zu leben, als sich in Schulden zu stürzen, wodurch man sich zwar eine augenblickliche Hülfe verschafft, auf die Zukunft aber nur noch größere Noth bereitet.

Reicht unser Einkommen zu den gegenwärtigen Bedürfnissen nicht hin, wie werden wir im Stande seyn, hievon auch Schulden abzustossen? Und Schuldenmachen bey dem offenbaren Unvermögen, sie wieder abzuzahlen, ist schimpflicher, als Bettelbrod essen; und strafbarer, als Diebstahl.

Mancher verfallenen Haushaltung wäre noch aufzuhelfen gewesen, hätte sie, durch den Gebrauch dieses übelverstandenen Rettungsmittels, sich nicht vollends den Rest gegeben. Solche Schulden vermehren nothwendigerweise die Bedürfnisse. Unser Einkommen, das vorhin nur unzulänglich war, ist nun nicht einmal mehr unser. Wir sollen davon Zinsen zahlen, das erborgte Kapital wieder abstossen, und auch leben! Eine offenbare Unmöglichkeit! Ein solches Einkommen nennt man mit Recht vorgegessenes Brod, *) und das erborgte Kapital einen neuen Hausgenossen, der

*) Vorgegessen Brod macht dir morgen Noth.

nun aus der ohnehin unzureichenden Schüssel mitisset.

Es versteht sich übrigens, daß die Regel dasjenige Aufborgen nicht angehe, dessen zuweilen auch die bestbestellte Haushaltung, in unvorgesehenen Nothfällen, nicht überhoben seyn kann. Denn hier wird das Vermögen der Zurückzahlung vorausgesetzt. Auch kann es Gelegenheit geben, wo man mit einem aufgenommenen Kapital, auf eine ausgemacht sichere Art, einen ansehnlichen Gewinn machen kann; in welchem Falle die Klugheit das Aufborgen vielmehr anrathen, als mißbilligen müßte.

Ein anders Mittel, um sein Vermögen zu kommen, ist unvorsichtiges Geldkreditiren, vor welchem die Klugheit nicht umhin kann, angelegentlich zu warnen, nach Maßgabe folgender

14. Regel. „Hüte dich, jemanden, wer es auch sey, ohne hinlängliche Hypothek, und ohne Siegel und Brief, Geld zu borgen. Bekannten Unwirthen, oder Verschwendern, und solchen jungen Leuten, die ihre Volljährigkeit noch nicht erreicht haben, Geld vorzustrecken, ist die äußerste Unklugheit. Die Erstern werden sicher nicht zurückzahlen, und die Letztern nur dann, wenn sie selbst wollen werden. Mußt du gewissen unsichern Leuten ein Darlehn abschlagen, und dabei ihre Feindschaft, die dir schädlich werden könnte, besorgen, so schenke ihnen lieber, so viel du ohne empfindlichen Nachtheil entbehren kannst: du rettest wenigstens das Uebrige.*)"

Die-

---

*) Dimidium donare Lino, quam credere totum
Qui mavult, mavult perdere dimidium.
Mart.

Diese Regel wollen wir vorzüglich Denjenigen zur Befolgung empfehlen, die aus einer unzeitigen Gutherzigkeit, oder übelverstandenen Höflichkeit, niemanden etwas abzuschlagen vermögen: daher lieber einen Theil ihres Vermögens wagen, als sich entschließen können, ein saures Gesicht zu ertragen. Solche Leute bedenken nicht, daß der erste Verdruß besser, als der letzte, und daß die Gunst oder Freundschaft eines Mannes, ohne sonderlichen Schaden, zu missen sey, der uns die Unbesonnenheit, ihn mehr, als uns selbst, zu lieben, zuzumuthen fähig ist.

Jemanden, ohne bestättigende Schuldverschreibung ein Darlehn anvertrauen, weil man von seiner Rechtschaffenheit überzeugt ist, heißt, ihn für unsterblich halten.

Wer eines Darlehns wegen für einen andern gutspricht, thut eben so viel, als wenn er es selbst hergäbe. Denn, kann oder will der Selbstschuldner nicht zahlen, so muß der Bürge den Gläubiger befriedigen; den Bürgen muß man würgen — sagt das Sprichwort. Kann man demnach durch unvorsichtiges Kreditiren um das Seinige kommen; so kann man es durch Bürgschaft nicht weniger. Daher die

15. Regel. „Wem du Bedenken tragen müßtest, ein Darlehn anzuvertrauen, für den hüte dich auch Bürgschaft zu leisten. Die Gefahr, um das Deinige zu kommen, ist in beiden Fällen gleich groß. Nicht zu gedenken, daß die Bürgschaft überdieß noch Rechtsstreitigkeiten, folglich auch Gerichtsunkosten nach sich ziehen kann."

Hast du (sagt die Schrift *) für deinen Freund Bürgschaft geleistet, so hast du deine Hand bei einem Fremden angenagelt. Nur zu wahr! denn der Gläubiger hält den Bürgen so fest, als ob er sich denselben bei der Hand angenagelt hätte.

Daß man auch durch gerichtliche Prozesse sein Vermögen, oder einen Theil davon, einbissen könne, dieß durch Gründe zu beweisen, macht die Erfahrung, welcher zufolge es nicht an Beispielen fehlt, daß Leute sich arm prozessiren, überflüßig. Die Klugheit muß daher alle Prozesse, ausser dem einzigen Falle, daß man hiezu unausweichlich gezwungen werde, durchaus widerrathen. Dieser Zwang aber tritt nur dann ein, wenn man 1) eine ausgemacht gerechte Sache hat, und dieselbe 2) ohne einen empfindlichern Schaden, als welchen die Prozeßkosten verursachen dürften, nicht aufgeben kann, endlich 3) unser Gegenpart auf keine Weise zum Nachgeben, oder zu einem gütlichen Auseinanderkommen zu bewegen ist. Wo diese Bedingungen nicht zusammentreffen, da wird die Vernunftmäßigkeit eines Prozesses sich schwer behaupten lassen. Das Resultat dieser Betrachtung ist nachstehende

16. Regel. „Ohne, daß du unvermeidlich dazu genothdrungen wirst, und zuvor jedes Mittel, diesem Zwange auszuweichen, fruchtlos angewendet hast, laß dich in keinen Rechtshandel ein. Baue nicht zuviel auf die Gerechtigkeit deiner Sache, du kannst dich irren; wenn aber auch nicht, so bedenk, daß selbst, bey der gerechtesten Sache, der Ausgang noch immer ungewiß

*) Sprichw. VI. 1.

wiß sey, und durch mancherley Ränke ungünstig ausfallen könne *). Der Sorgen, der Unruhe, der schlaflosen Nächte, der Veranlassungen zum Verdrusse, welches untrennbare Gefährten aller Prozesse sind, und welcher wegen schon allein, wie das Sprichwort sagt, ein magrer Vergleich einem fetten Prozesse vorzuziehen ist, nicht zu gedenken."

Prozesse machen wohl Richter und Advokaten fett, aber nicht leicht die streitenden Partheyen. Die Gerechtigkeit vor Gerichte muß immer bezahlt werden; denn der Richter und Sachwalter müssen auch leben. Es ist daher viel klüger, ein kleines Unrecht friedfertig zu ertragen, oder seinen Gegner zur Vermeidung der Chikane, etwas, auch ohne ausgemachte Verbindlichkeit, durch Vergleich einzuräumen **) als sein Recht, auf eine kostspielige Art, zu behaupten.

Da unvermeidliche Prozesse immer für ein grosses Unglück zu achten sind, so wird die Klugheit auch fordern, daß man alle Gelegenheit dazu sorgfältig vermeide. Die fruchtbarste Gelegenheit zu Rechtsstreitigkeiten bieten aber unüberlegte, schwankende, illegale Kontrakte dar. Wenn man nämlich Verträge schließt, ohne reiflich überlegt zu haben, wozu man sich verbinde, und ob der Kontrakt uns nicht Nachtheil bringen werde oder könne. Oder wenn man

feine

---

*) Plus valet favor judicis, quam centum leges Codicis.

**) Et judex petit, et petit patronus;
Solvas, censeo, Sexte credi ori.
Mart.

seine Verbindlichkeit nicht deutlich, nicht bestimmt genug ausdrückt; oder den Kontrakt nicht vorsichtig genug klausuliret; oder die zu dessen Gültigkeit wesentlichen Formalitäten verabsäumet, und durch alles dieß der Chikane freyen Spielraum läßt. Hiezu kömmt, daß man, durch unüberlegte Kontrakte, schon an und für sich selbst Verlust an seinem Vermögen sich zuziehen könne. Aus allem dem fließt nachstehende

17. Regel. „Schließ keinen Vertrag, ohne reiflich überdacht zu haben, ob er dir vortheilhaft, und unter welchen Bedingungen, Kautelen und Klauseln, er es seyn könne. Zieh hiebei sachverständige Männer zu Rathe; denn vier Augen sehen mehr, als zwey. Erkundige dich bei Rechtsgelehrten nach den Formalitäten, welche zur Gültigkeit des Kontrakts, den du einzugehen gedenkest, erfordert werden. In der Stilisirung des Vertrags bediene dich aller möglichen Vorsicht, Deutlichkeit, Präzision, und vermeide jeden schwankenden, vieldeutigen Ausdruck. Wo, in Rücksicht auf die Erfüllung eines Kontrakts, etwas auf die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit des Mitkontrahenden gewagt werden muß, da laß dich nicht ein, ohne seine Denk- und Handelnsart vorläufig erforscht zu haben. Diese Vorsicht mußt du vorzüglich gebrauchen, wenn du mit einem Mächtigen einen Vertrag schließest; denn hier ist die Rechtshülfe viel schwerer als irgendwo, falls es ihm belieben sollte, bei der Erfüllung des Kontrakts, Sprünge zu machen.“

Diese Regel muß man bei bekannten Geizhälsen mit doppelter Sorgfalt befolgen; man kann keinen gefährlichern Gegenpart haben, als Leute von diesem Gelüchter. Denn eines Theils ist bei ihnen auf Rechtschaffenheit nicht sehr zu rechnen; andern

Theils

Theils gehen sie wohl absichtlich darauf aus, die Kontrakte so zu stilisiren, daß es ihnen hernach freistehe, dieselben zu halten oder nicht, je nachdem ihr Vortheil das Eine oder das Andre erheischen dürfte.

Oft setzt das Verlangen, auf einmal reich zu werden, Menschen der Gefahr des Gegentheils aus; sie wollen ihr Vermögen schnell vermehren, und verlieren es ganz, oder zum Theil. Ein schwärmerischer oder gewinnsüchtiger Projektant macht uns einen Vorschlag, unser Vermögen mit größerm Wucher zu benutzen. Der Vortheil, wie er uns vorgespiegelt wird, leuchtet ein — wenigstens scheint es unsrer Gewinnsucht so — und durch diesen geblendet, schlagen wir ohneweiters ein. Der ganze Gewinn, mit welchem das so viel versprechende Projekt den gemachten Aufwand lohnt, besteht alsdann in der Ueberzeugung, daß man ein Thor gewesen — daß man die Rolle des Hundes in der Fabel, der durch einen Fluß schwimmend Fleisch trug, gespielt habe. Vor dieser Unbesonnenheit zu warnen giebt die Klugheit folgende

18. Regel. „Sey mißtrauisch gegen jedes Projekt zu einem jähen, beträchtlichen Gewinn, zumal wenn es auf eine Erwerbungsart gerichtet wäre, wozu es dir an Einsicht oder Erfahrung gebricht. Am wenigsten aber laß dich ein, wenn der Projektant nicht zum mindesten die Hälfte der Gefahr auf seine Rechnung nimmt, oder, aus Mangel an Vermögen, nicht nehmen kann; oder aber sich solche Bedingungen setzt, nach welchen er, das Projekt gelinge oder nicht, allemal einen sichern Vortheil daraus ziehen muß. Denn hier ist es mehr, als wahrscheinlich, daß es mit dem ganzen Projekt auf diesen einseitigen Vortheil — auf Prellerey angesehen sey."

Sel-

Selten haben Projekte eine andere Triebfeder als selbstsüchtigen Eigennutz auf Seiten des Projektanten. Wer uns demnach eines macht, hat immer Vermuthung wider sich, folglich müssen wir auf unsrer Huth seyn. Der Kluge wagt nicht leicht; und bei Projekten ist auch dieß wenigstens allemal, als sehr möglich zu besorgen, daß, bei der wirklichen Ausführung, die Sache sich nicht so finden, oder von statten gehen dürfte, wie man sich voreingebildet hat. Zwischen dem Plan und dessen Ausführung ist noch immer ein großer Unterschied, der nur zu oft darinn besteht, daß Beyde einander himmelweit verfehlen. Wer uns zu einem Projekt bereden, und doch die Gefahr — ungeachtet er das Vermögen dazu hat — nicht theilen will, sagt uns stillschweigend, daß er unredliche Absichten dabei habe, oder wenigstens von der Zuverlässigkeit seines Projekts nicht sonderlich überzeugt sey. Und schon dieß muß uns zur Warnung dienen.

Endlich setzt auch das Spiel in Gefahr, sein Vermögen zu verlieren, und zwar recht im buchstäblichen Verstande zu verlieren, da im Spiele sein Geld verlieren, eben so viel ist, als es auf die Gasse werfen.

Doch hievon haben wir das Hauptsächlichste bereits oben, auf Veranlassung der 9ten Regel dieses Abschnitts beigebracht.

Aus allem dem, was wir über die Erwerbung sowohl, als den Verlust des zeitlichen Vermögens, abgehandelt haben, ergiebt sich auch die Beantwortung der Frage:

„Wie kann man sein Vermögen recht anwenden?“

Derjenige nämlich gebraucht sich seines Vermögens recht, der es zu denen Entzwecken anwendet, zu welchen die Klugheit anräth, uns zeitliches Vermögen zu

er-

erwerben; d. i. der sich diejenigen Vortheile des gesellschaftlichen Lebens durch sein Vermögen verschafft, die man nicht anders, als durch Geld erlangen kann; kurz der durch dasselbe seine äussere Glückseligkeit so sehr befördert, als immer möglich.

Die äussere Glückseligkeit aber besteht darinn, daß wir an keinem, unsern Zustand von aussen verbessernden, Gute Mangel leiden. Wer sich demnach so viele dieser Güter durch sein zeitliches Vermögen verschafft, als ihm dasselbe möglich macht, der benutzet es auf eine vernünftige und kluge Art. Nicht alle, zur vollkommensten äußern Glückseligkeit erforderlichen, Güter können durch Geld und Vermögen in unsre Gewalt gebracht werden, sondern nur einige, und zwar folgende: Nothdurft, Bequemlichkeit, zum Theil auch Ehre, und diejenigen Ergetzungen, deren wirkende Ursachen nicht ganz in uns liegen. Wer also mit seinem Vermögen die Bedürfnisse der Nothdurft, der Bequemlichkeit, der Ehre, und einer vernünftigen Ergetzung zu bestreiten weis, und nach der Regel der Moral und Klugheit wirklich bestreitet, der wendet sein Vermögen an, wie er soll, folglich recht. Die Regeln der Klugheit, die lediglich auch nur hieher gehören, dürften im Allgemeinen folgende seyn.

19. Regel. „Man verwende auf die Bedürfnisse der Bequemlichkeit nicht mehr, als die Nothdurft sowohl für jetzt, als für die Zukunft, entbehren kann, aber auch nicht so viel, daß Bequemlichkeit in Weichlichkeit und Ueppigkeit übergehe; denn Beide verbietet sowohl die Klugheit als die Moral. Diese darum, weil Weichlichkeit und Ueppigkeit mit der Tugend,

gend, daher auch mit unsrer innern Glückseligkeit, streiten; jene darum, weil diese Laster zur Verschwendung verleiten, folglich unserm Wohlstande und unsrer Ehre, also auch unsrer äussern Glückseligkeit selbst nachtheilig sind. Ueberdieß soll die Bequemlichkeit uns nur in einen beweglichen Zustand, nicht aber in die Gefahr setzen, durch Ausschweifungen, welche Körper und Geist entnerven, uns elend und unglückselig zu machen."

Diese Regel ist gegen diejenigen gerichtet, welche alles das für unentbehrlich, für wesentlich zur Bequemlichkeit ansehen, was in Sinnlichkeit versunkene Reiche erfinden, um ihrer Sinnlichkeit die ausgebreiteste und intensiveste Befriedigung zu verschaffen. Tausend entbehrliche Dinge werden, nach diesem falschen Maßstab der Bequemlichkeit, zu unentbehrlichen Bedürfnissen, die sich nicht anders, als durch das Ansehen der herrschenden Mode — wiewohl immer sehr schlecht — rechtfertigen lassen. Die Mode soll nirgends, als in ganz gleichgültigen Dingen Gesetze geben; ihre Macht erstreckt sich nicht so weit, Thorheiten und Laster zu authorisiren. Sie kann also da nicht als Richtschnur gelten, wo die Tugend und Klugheit Vorschriften zu ertheilen haben, wohin auch gehört, die Grenzen unerlaubter und unschädlicher Bequemlichkeit zu bestimmen.

Die Ehre, die gute Lebensart, die bürgerliche Wohlanständigkeit, fordern zuweilen einen Aufwand, der sich nicht wohl umgehen läßt, ohne widrige Urtheile von unsrer Denkart bei andern Menschen zu veranlassen, ohne nämlich uns der Gefahr auszusetzen, für filzig, unhöflich, eigensinnig gehalten zu werden. Es versteht sich, daß die Klugheit einen solchen Aufwand, wenn man ihn ohne anderweiti-

gen Nachtheil bestreiten kann, nicht nur gutheisse, sondern auch mit zur vernünftigen Anwendung unsers Vermögens erfordre. Daher die

20. Regel. „Fordern Ehre, Wohlanständigkeit, gute Lebensart, einen gewissen Aufwand, so sey zur Unzeit nicht sparsam. Kleide, verköste, und führe in allen übrigen Stücken, bei allen Gelegenheiten, wo man dich nach deinem Aufwande, nach deiner Freigebigkeit, taxiren dürfte, dich deinem Vermögen, deinem Stande, deinem Charaktere, gemäß auf, insofern es jedoch ohne dir weh zu thun, und ohne Nachtheil deiner Subsistenz, geschehen kann. Was einen gewissen Aufwand, wenn es mit Ehre geschehen soll, unumgänglich erheischt, unterlaß lieber, falls du diesen Aufwand, ohne empfindlichen Nachtheil deines Hauswesens nicht zu tragen vermagst, ganz und gar, als daß du es nur halb, nur kärglich, und zu deiner Unehre thuest. Vorzüglich aber hütte dich, zur Bestreitung eines Ehrenaufwandes, Schulden zu machen, die du nicht, oder doch nicht pünktlich genug, bezahlen kannst; denn das hieße Ehre in Schande suchen.

Es kann Fälle geben, wo man sich, in einem gewissen Verstande des Worts, nicht standesmäßig aufführen, d. i. alles das mitmachen kann, was Andre unsers Standes und Charakters thun; auch sie, wenn sie weise und klug wären, selbst nicht thun würden. Es ist äußerst unvernünftig auf kurze Zeit eine, Aufsehen erregende, Figur zu machen, nachher aber in eine Krida zu verfallen, und sich dadurch gerechtem Spotte auszusetzen, oder doch nach dem Tode die Seinigen standeswidrig betteln gehen zu lassen. Auch ist dasjenige nicht schlechterdings das Standesmäßige,

ge, was etwa andre Personen von unserm Stande, Charaktere, Range unternehmen, und durch die eingeführten Gesetze der Wohlanständigkeit, und durch die Tyranney der Mode, die ihnen — wie sie vorgeben — einen solchen Aufwand auferlegen, zu rechtfertigen suchen. Im Grunde muß diese Wohlanständigkeit, diese Mode, die sie selbst eingeführt haben, nur zum Deckmantel ihrer Eitelkeit, ihrer kindischen Eifersucht, es Andern, wo nicht zuvor, doch gleich zu thun, dienen. Sie sind froh, daß sie zu Maskirung dieser ihrer Prachtsucht, sich auf etwas berufen können, das ihrer Verschwendung den Schein einer unumgänglichen Nothwendigkeit geben kann.

Das Wort standesmäßig muß ganz anders genommen, und gar nicht nach dem Beyspiele Andrer bestimmt werden. Jeder muß nämlich nach der Beschaffenheit seiner individuellen Vermögensumstände selbst beurtheilen, was er ohne Abbruch seiner Haushaltung, auf die standesmäßige Wohlanständigkeit verwenden könne. Was ich ohne ein ehrlicher und vernünftiger Mann zu bleiben, nicht zu thun vermag, kann ewig für mich nicht standesmäßig werden, so sehr es nach dem Wahn Andrer dafür angesehen und ausgegeben wird. Wäre es nicht die auffallendste Thorheit, sich andrer Leute wegen zu ruiniren, die doch niemanden, der sich dieser Thorheit schuldig gemacht, wieder aufhelfen; die ihn vielmehr auslachen, aushöhnen, daß er sich erdreistete, es ihnen nachmachen — ihnen gleich fliegen zu wollen, da ihm hiezu die Federn nicht gewachsen waren!

Um sich standesmäßig aufzuführen ist es genug, so viel zu thun, daß vernünftige von unsrer ganzen Lage, in Rücksicht auf unsre Einkünfte und Aus-

ga-

gaben unterrichtete Personen uns mit Grund keiner Filzigkeit, keiner Gleichgültigkeit für unsern Rang, für den öffentlichen Ruf, für den Wohlstand beschuldigen können. Was unvernünftige, und solche Leute, denen unser Können und Nichtkönnen gänzlich unbekannt ist, von uns schon wirklich urtheilen oder urtheilen dürften, muß man nicht im geringsten achten, da solche Urtheile uns nicht schaden können, wenigstens niemals so empfindlich, als ein über unser Vermögen gemachter Aufwand. Ueberdieß streitet es allemal mit der wahrhaft standesmäßigen Ehre unversöhnlicher, wenn man aus dem elenden Grunde, sich von Andern in ausserwesentlichen Dingen, nicht verdunkelt zu sehen, aufhört ein vernünftiger, rechtschaffener Mann zu seyn: als wenn man von Thoren, deren Beyfall nicht einmal ehren könnte, beredet wird.

Endlich machen Bescheidenheit und Mäßigung keinem Stande in der Welt Unehre, vielmehr verrathen sie einen Mann von Grundsätzen, von solider Denkart, von — Charakter, welcher sich durch unvernünftige Beyspiele nicht irre machen läßt. Kann man sich nicht so prächtig, als Andre unsers Standes thun, kleiden, so wird man seiner Ehre nichts vergeben, wenn man sich modest, einfach, reinlich, überhaupt auf eine Art kleidet, die zu verrathen scheine, daß man seinen Werth nicht in entbehrlichen Putz und Stat setze. Das nämliche gilt auch von dem Aufwande auf die übrigen Bedürfnisse des Lebens.

„So eben komm' ich von der Hofräthin von Dornblüth; (spricht die Frau des Hofraths von Steil-

Stolberg zu ihrem Gemahl) da hab' ich meine Wunder gesehen!"

H. Nun?

F. Kannst du's glauben? Die Dornblüthi-schen lassen zu dem bevorstehenden Hofbeylager ihr ganzes Logis neu meubliren.

H. O ja! kann's schon glauben.

F. Man sagte mir, wer nur ein wenig galant wäre, und zu leben verstünde, der thäte das Nämliche.

H. So?

F. Alle Hofräthe wenigstens thäten dasselbe.

H. Das ist — mit deiner Erlaubniß — nicht wahr.

F. Man versicherte mir.

H. Ich versichere dir aber, daß es nicht wahr ist; und zum Beweis will ich dir sogleich einen Hofrath nennen, der's nicht thut — nicht thun wird.

F. Nun? wer wäre denn das?

H. Ich! mein Schatz.

F. Dacht' ichs doch, daß du abermals den Sonderling spielen würdest!

H. Und hast daher wohl gar vor, dem Unheil durch eine bewegliche Exhorte vorzubeugen, weil du mir da mit der neuen Meublirung des Hofraths Dornblüh in die Quere kömmst?

F. Du weißt, ich muß mir alles gefallen lassen, — lasse mir es auch gern gefallen — was du für gut findest. Aber —

H. Wer sich muß alles gefallen lassen, und sich gefallen läßt, der darf sich keine Aber erlauben.

F. Ich wollte dir nur sagen, daß die Dornblüthischen mir nicht undeutlich zu verstehen gaben, ich möch-

möchte dir zureden, was Alle deines Standes thäten, auch zu thun, damit —

H. (einfallend) ich den Narren mitmachte.

F. Nicht doch! damit — damit —

H. Nun? damit?

F. Damit du deinen Kollegen, und dir selbst keine Unehre machtest.

H. Und deine Antwort?

F. Kannst's leicht errathen. Ich lächelte, wie wenn man an einer Sache zweifelt.

H. Uebel gethan!

F. Wie? ich hätte nicht zweifeln sollen?

F. Freilich nicht!

H. Du willst dich also deinen Kollegen conformiren? — willst Dich einmal angreifen? — willst dich sehen lassen? O liebstes, bestes, goldenes Männchen: so gefällst du mir, wenn du dich hübsch standesmäßig aufführst.

H. Und wenn hab' ich das nicht gethan?

F. Nun — nun (sie täschelt ihn) laß es gut seyn. Manchmal hast du schon auch deinen Eigensinn, wie ihr lieben Weiberbeherrscher alle.

H. Was glaubst du also, daß, um meinen Kollegen, und mir selbst keine Schande zu machen, und um bei dem bevorstehenden Hoffest standesmäßig aufzuführen, zu thun wäre?

F. (schalkhaft) Wär' es dein Ernst?

H. Mein völliger Ernst!

F. Nun sieh, mein Püppchen, ich will auch raisonnable seyn, weil Du's bist.

H. Großen Dank! großen Dank!

F. In Rücksicht auf die Meublirung — nun ja — mags beim Alten bleiben.

H.

H. Dächt' auch.

F. Ohnehin sind unsre Meubeln noch ziemlich gut; und wer kann uns verdenken, wenn wir in einem fremden Hause nicht auf Meublen spendiren?

H. Natürlich!

F. Also nur Dir und mir ein paar neue standesmäßige, dem Fest entsprechende, Gallakleider. Beim Hofrath Dornblüth sah ich ihrer schon vier fertig, und eben so viele sollen noch beim Schneider seyn. Aber — Gott behütte! — so was verlang ich nicht; wir wollen uns jedes mit zweyen begnügen. Sodann, mein Schätzchen einen neuen Wagen, den wir ohne dieß unumgänglich benöthigen. Der unsrige — sey nicht bse, mein Kind! — sticht gegen die Equipagen deiner Kollegen gewaltig ab.

H. Hast recht.

F. Nun siehst du, ob ein paar Jahre früher oder später — einen neuen Wagen brauchen wir immer. Für den alten bekommen wir auch mehr, wenn wir ihn je eher, je lieber verkaufen.

H. Unwidersprechlich!

F. Dann, mein Theuerster, haben wir einen neuen Wagen, so versteht sich, daß der Kutscher und die Bedienten auch neue, dem Feste angemessene Livreyen haben müssen.

H. Allerdings! Alt und neu geht nicht zusammen.

F. Freilich, freilich! Ferner müssen wir noch auf ein paar saubre Masken für die Redoute, die, wie es heißt, ungemein glänzend seyn wird, sorgen. Endlich mit einer Tafel wird es auch gethan seyn, denn ich hörte, deine Kollegen hätten Abrede genommen, jeder einmal zu traktiren. Ehren halber kannst Du Dich nicht

aus-

ausschrauben. Siehst du, Männchen, das ist es nun alles; weniger kannst du schon nicht thun, um dich charaktermäßig aufzuführen, und dich keiner blame auszusetzen.

H. Nun laß einmal sehen, was der ganze Spaß kosten dürfte.

F. Je das wird sich schon finden; zerbrich dir vor der Zeit nicht den Kopf darüber.

H. Gleichwohl! Also

„Einen neuen Wagen . . . . 600 fl.

F. Um dieß Geld kann er schon ganz hübsch seyn.

H. Jetzt auch

„Drey neue Livereyen.

F. Die Westen mit goldenen Tressen.

H. Mit goldenen Tressen . . . . 150 —

„Die zwey neue Gallakleider

F. Aber nach dem neuesten Geschmack, sonst lieber nichts.

H. Nach dem neuesten Geschmack . 500 —

„Mir zwey neue Kleider.

F. Reich mit Gold gestickt, wenn ich bitten darf, daß du nicht wieder den Aschewedel unter deinen Kollegen vorstellst.

H. Reich mit Gold gestickt . . . 600 —

F. Ey? und auf meine zwey Kleider nur 500 fl.?

H. Närrchen, bloß um nicht den Aschewedel unter meinen Kollegen vorzustellen.

F. Nun, es sey!

H. Ferner

„Zwey ganz neue Masken . . . 120 —

F. Werden nicht sonderlich ausfallen.

H. Wirst zufrieden seyn. Facit also —

F. (unterbrechend) Sachte! Die Tafel nicht zu vergessen.

H. Ey freilich die Tafel! Nun das versteh' ich nicht.

F. Damit es nicht kahlmäuserisch herauskomme, setze 150 fl.

H. Hast recht: also eine Tafel . . 150 fl.

„Summa Summarum 2120 fl.

F. Hätt' ich doch auf mehr gerathen.

H. Ist das nun alles? fehlt weiter nichts?

F. So viel ich weis — nichts.

H. Laß mich doch, ein wenig nachdenken.

F. Ich wüßte wahrlich nicht.

H. Ey freilich! noch fehlt etwas.

F. Nun, was denn?

H. Das Geld zu allem dem, mein Liebchen!

F. Warum nicht gar! Das Geld wird sich schon finden, — muß sich finden. Was seyn muß, muß seyn.

H. Aber sag' an, wo wird, wo muß sich das Geld finden?

F. Wo nehmen es Andre her?

H. Das weis ich nicht. Es kümmert mich auch nicht, es zu wissen.

F. Sieh mein Schatz, wie Du bist! Kurz zuvor räumtest Du alles ein, — und nun, da es noch auf das lumpige Geld ankömmt, machst du Schwierigkeiten.

H. Ist unartig von mir allerdings; aber ohne das lumpige Geld —

F. (etwas aufgebracht) Du must Rath schaffen. In der Stadt ist Geld genug.

H.

H. Das Unglück aber will gerade, daß es nicht mein ist.

F. So mach' es zu dem deinigen.

H. Ohne es zu stehlen?

F. Borgen ist nicht stehlen.

H. Sage mir — da Du Dich so gut auf das Standesmäßige verstehst — wie darf ein Hofrath, wie ich, standesmäßig borgen, ohne das Geborgte jemals zurückzuzahlen?

F. Eine alberne Frage! (sie beißt sich in die Lippe).

H. Du sprichst nicht standesmäßig mit einem Hofrath, wenn Du von Albernheit redest.

F. Ich spreche mit Euer Liebden, dem Herrn Gemahl.

H. Das berechtigt mich, auch mit Ihnen, als meiner Gattin zu sprechen. Und sonach muß ich Ihnen sagen, aus den zwey standesmäßigen Gallakleidern für Sie und für mich — aus dem neuen Wagen — aus den drey neuen Livereyen mit den pordirten Westen — aus den zwo saubern Masken — aus der Tafel — aus alle dem wird — glatt nichts.

F. Nichts? glatt nichts?

H. Nichts, und abermal nichts.

F. (weinerlich) Mich so anzuführen!

H. Habe nur das Prävenire gespielt; und Dir gethan, was Du mir zu thun vorhattest. Besser Du allein, als wir Beide angeführt.

F. Männchen, Du scherzest?

H. Scherze nicht gern in ernsthaften Dingen, wie es einem Hofrathe standesmäßig geziemt.

F. Also nichts! — gar nichts! Darf ich fragen warum?

H. Einer Grille wegen! Weil mein Beutel den Aufwand nicht zu tragen vermag, und meine Rechtschaffenheit — meine standesmäßige Ehre, — meine Vernunft — meine singuläre Denkart mir nicht erlauben, Schulden zu machen, die ich nicht bezahlen kann.

F. Wenn Du Dich prostituiren willst, meinetwegen! Mir wird, und kann man die Schuld nicht beimessen.

H. Freilich nicht; denn Du mußt — wie Du vorhin recht zu meiner Erbauung versichertest — Dir alles gefallen lassen, und läßest Dir es auch gern gefallen, was ich für gut finde. Meine Kollegen betreffend, so bin ich kein Hofmeister irgend eines von ihnen, aber auch, aller zusammengenommen, Zögling nicht. Sie mögen thun und lassen, was ihnen beliebt; ich habe bloß für mich zu antworten, und lasse mir von niemanden in der Welt Thorheiten vorschreiben. Wollen und sollen meine Herren Kollegen ihrem Stande Ehre machen, so müssen sie es mit ihrem Kopf und Herzen thun. Und darinn — ich darf mir schmeicheln — hab' ich das Standesmäßige immer so gut beobachtet, daß ich den Vorwurf nicht besorge, ich hätte ihnen je Schande gemacht. Am Rathstische und in meinem Büreau — das kannst Du glauben — war ich jederzeit so gut Hofrath, als irgend einer meiner Kollegen, deren equipage, ammeublement, garderobe, und was der Pöbel sonst anstaunt, mitleidig oder höhnisch auf mich herabsehen. Bei einem Hoffest zu paradiren, verbindet mich mein Amt, mein Rang ganz und gar nicht. Der Eid, den ich als Hofrath schwören mußte, und worinn mir die standesmäßigen Pflichten vorgelegt wurden, verlangt von mir Treue gegen meinen Landesfürsten, Gehorsam gegen meine Vorgesetzten, Eifer und Gewissenhaftigkeit in Befolgung

meiner Amtspflichten; fordert aber keineswegs, daß ich Kaufleute, Künstler und Professionisten von meiner Besoldung reich mache, von welcher die Bedürfnisse meiner Haushaltung ohne Nachtheil, nichts auf entbehrlichen Staat — auf schnöde Windmacherey entbehren können. Auch lebe ich der zuversichtlichen Hoffnung, der Fürst setzt mich deßwegen nicht ab, weil ich an dem Feste unter hundert gestickten Kleidern nicht auch eines herumtrug, das vielleicht schlechter gewesen wäre, als alle die übrigen, ungeachtet es mir einen Aufwand über meine Kräfte gekostet hätte. Der erste und vorzüglichste Stand-Charakter jedes Menschen ist, ein vernünftiger, rechtschaffener Mann zu seyn, und was mit Vernunft und Rechtschaffenheit streitet, ist allemal standeswidrig — entehrend, so sehr Ueppigkeit und modische Narrheit dafür sprechen.

F. Hör' auf, hör' auf mit deiner Bußpredigt! Du wirst schwerlich viele Bekehrungen machen.

H. Wenigstens schmeichle ich mir, Du werdest die Zahl der Unbußfertigen nicht vermehren.

F. Nein, wahrlich nicht! Du sorgst schon dafür, daß ich in steten Bußwerken erhalten werde.

H. Sollt' ich nur für dein zeitliches Wohl, nicht auch für dein ewiges sorgen?

F. Du bist zur Unzeit witzig. Meinetwegen kannst du thun, was Dir beliebt! Willst Du deine Ehre wegwerfen, willst du mit Fingern auf Dich zeigen lassen — meinetwegen!

H. Meine Ehre ist mir so theuer, wie mein Leben, und gerade darum, weil sie mir theuer ist, will und kann ich nichts thun, das mich darum bringen würde. — Mit Fingern wird man schwerlich auf mich zeigen, weil ich mich nicht auszeichne. Zeigt man aber

doch

doch auf mich, so schmeichle ich mir, daß es um einer Ursache willen geschieht, die mir Ehre macht, und worauf ich stolz seyn kann.

F. Mit deinen Kollegen solltest Du es doch nicht verderben; Sie werden Dich verachten — anfeinden.

H. Da bist Du sehr irrig daran mein Schatz! Meine Kollegen werden so unbillig, so undankbar nicht seyn, jemand zu verachten, der ihnen zum Schatten dient, daß sie um so mehr glänzen können; das versteh' ich besser. Gieb Dich demnach zufrieden, und laß Dir gefallen, einen Mann zu ertragen, der Dich nicht lieb genug hat, um das Wohl seiner Familie, seinen ehrlichen Namen, seine Pflicht, den Beifall der Vernünftigen und seines eigenen Gewissens ein paar freundlichen Blicken von Dir aufzuopfern. Und hiemit Punktum! —

Da die Erfahrung lehrt, daß ein falscher Begriff vom Standesmäßigen nur zu oft ganze Familien zu Grunde richtet, so möchten wir wohl, allen Ehemännern, die sich mit unserm Hofrath in ähnlicher Lage befinden, dessen Beispiel zur Nachahmung empfehlen. Aber leider! gehört es mit zu den Uebeln, welche die Menschheit drücken, daß Beispiele von Thorheit und Laster immer mehr Nachahmung finden, als Beispiele von Weisheit und Tugend.

---

21. Regel. „Ehrenbezeugungen, von welcher Art immer, die von Seiten dessen, der solche erweiset, mit Aufwand verbunden sind, schlage — falls du dieselben gar nicht, oder doch ohne dir weh zu thun, nicht erwiedern oder wenigstens auf andre Art vergelten kannst — unter einem schicklichen Vorwand aus. Weder die Klugheit, noch ein delikates Ehrge-

gefühl gestatten, daß du in irgend einem Stücke dich zum Schuldner machest, wo du deine Schuld nicht wieder abzutragen vermagst."

Diese Regel ist gegen Diejenigen gerichtet, die keine Einladung zu irgend einem Schmause, einem Balle, einer Lustpartie, kurz zu was immer für einem gesellschaftlichen Vergnügen ausschlagen, und es sich dabey von Herzen wohl seyn lassen, ohne daß sie das Vermögen oder den Willen haben, das Gute, das sie bey Andern genissen, auf irgend eine Art, zu erwiedern. Man rechtfertigt diese Schmaruzerey schlecht, wenn man sagt: „Warum ladet man mich? Warum trägt man mir an? Ich will doch nicht hoffen, daß, wenn man mich zu Gaste bittet, man mir die Mahlzeit nur auf borg gebe?" Denn, gesetzt auch, daß man uns ohne alle eigennützige Absicht die Ehre erweist, fällt darum die Verbindlichkeit zu erwiedern, die man, durch die Annahme solcher Ehrenbezeigungen, sich stillschweigend zuzieht, weg? Gewiß nicht. Denn, wird man gleich aus einer Gerechtigkeitspflicht nicht zum Schuldner, so wird man es doch nach den Gesetzen der Wohlanständigkeit, und guten Lebensart.

Indessen leidet obige Regel eine doppelte Ausnahme. Erstens wenn uns von sehr vornehmen Personen, von solchen nämlich, denen wir in Rücksicht auf Geburt, Stand, Ansehn, Rang auffallend nachstehen, und zweytens von unsern Freunden des engern Ausschusses, Ehrenbezeigungen obbesagter Art wiederfahren. Denn im erstern Falle findet Erwiederung nicht einmal Statt, da man solche Ehrenbezeigungen als Gnaden zu betrachten hat, die wohl zu Dankbarkeit verpflichten, aber, ihrer Natur nach, kein Reziprokum zulassen. Im zweyten

Fal-

Falle fällt die Erwiederung wenigstens alsdann weg, wenn sie, aus dem Grunde eines ausgemachten Unvermögens, nicht Statt haben kann. Man darf demnach unsrer obigen Regel unbeschadet, von seinen Freunden im engern Verstande alle Ehrenbezeigungen unbedenklich annehmen. Und zwar weil eines Theils vorauszusetzen ist, daß sie dabey nicht im geringsten auf Erwiederung rechnen, andern Theils, weil das Vergnügen, durch solche Ehrenbezeigungen, uns ihre freundschaftliche Ergebenheit beweisen zu können, nebst der Erfüllung ihres Verlangens, alles Gute und Angenehme mit uns zu theilen, ihnen schon an Statt aller Erwiederung, an Statt aller Vergeltung dienet.

Auf Ergetzungen darf man von seinem Vermögen allerdings etwas verwenden; denn da sie unsern Frohsinn, und dadurch die Thätigkeit unsers Geistes erhalten, so gehören sie ausgemacht zu den Bedürfnissen des Lebens. In Absehn auf ihren Gebrauch giebt uns die Klugheit folgende

22. Regel. „Kostspielige Ergetzungen vertragen sich mit der Klugheit eben so wenig, als unerlaubte mit der Tugend. Für jene sind alle Ergetzungen zu achten, die mit einer vernünftigen Sparsamkeit und guten Haushaltung sich nicht vertragen; d. i. die etwas von demjenigen Theil unsers Vermögens wegnehmen, welcher der Nothdurft und Bequemlichkeit heilig vorbehalten bleiben muß. Auch können solche Ergetzungen nicht als wahre angesehen werden, welche mit der Gefahr, künftig an dem Nothdürftigen Mangel zu leiden, verbunden sind. Endlich muß man Ergetzungen, nur wie eine Arzeney gebrauchen, die, unmäßig genommen, ihre heilsame Wirkung verliert."

Die-

Diese Regel eifert wider Diejenigen, die aus Ergetzungen und zerstreuenden Lustbarkeiten, sich eines der ersten Bedürfnisse, auch wohl gar ihr wichtigstes Geschäft, machen, ohne zu bedenken, daß ihre Haushaltung dadurch in Zerrüttung gerathen, und daß unvermeidlich eine Zeit kommen müße, wo sie diesen Leichtsinn empfindlich büßen werden.

Indem die Natur uns Ergetzungen zum Bedürfniß machte, hat sie auch mancherley unversiegende Quellen uns geöffnet, aus denen wir zur Versüßung des Lebens, ohne grossen, auch wohl ohne allen Aufwand, Freude uud Vergnügen schöpfen können. Zu dem sind diese Ergetzungen, gleichwie sie die wohlfeilsten sind, auch die edelsten, die lautersten, die dauerndsten. Sie erheben den Geist über das Niedrigsinnliche, verschönern ihn. Sie sind frey von aller Beymischung des Unangenehmen, mit keiner Gefahr eines durch unmäßigen Gebrauch schädlichen, Genusses verbunden, grenzen an keine Reue und gewähren sogar noch in der Erinnerung die reinste Zufriedenheit. Hieher gehören die Vergnügungen der feinern Sinne und der Imaginazion, dann die intellektuellen, vorzüglich aber die moralischen Vergnügungen. Allein nur wenige Menschen kennen die Quellen dieser Vergnügungen, und noch wenigere sind besorgt, sie zu benutzen.

Wenn man, bey der Anwendung seines Vermögens, sich nicht bloß auf sein eigenes Wohlbehagen einschränkt, sondern auch seine Mitmenschen daran Theil nehmen läßt; nicht von dem Ueberflusse desselben todte Schätze aufhäuft, sondern damit auch das Wohl Andrer Menschen zufördern sucht: so macht man unstreitig einen Gebrauch davon, der sich den wärmsten Beyfall und die

grö-

größte Ehre bey allen Patrioten der Menschheit erwirbt. Man kann sein Vermögen verthun, und Schande davon haben; man kann es aufsparen, und auch Schande davon haben. Jenes geschieht durch thörichte Verschwendung; dieses durch menschenfeindlichen Geiz. Beyde sind demnach nicht nur Laster wider die Moral, sondern auch Laster nach den Grundsätzen der Klugheit, folglich zu meiden. Wie kann man also Ueberfluß an Vermögen auf die klügste und löblichste Art anwenden? Diese Frage beantwortet nachstehende

23. Regel. „Besitzest du ein größers Vermögen, als du zu deinem gegenwärtigen und künftigen Wohlstand bedarfst: so hüte dich vor zweyen, gleich schändlichen, Lastern, vor der Verschwendung nämlich und dem Geize. Wende vielmehr deinen Ueberfluß zu Werken der Mildthätigkeit, und zwar zu solchen, an, wodurch du auf immerwährende Zeiten ein Wohlthäter der Menschheit werden kannst. Hieher sind zu rechnen ewige Stiftungen zum Besten der Religion, der Armen, der Kranken und Preßhaften — zur Aufnahme der Wissenschaften, zur Beförderung der öffentlichen Erziehung. Die ist unstreitig das edelste Mittel, nicht nur im Leben sich Achtung und Beyfall zu erwerben, sondern auch, nach dem Tode, sein Andenken in Ehre und Segen zu erhalten. Daß jedoch diese Ehre weder den einzigen noch den vornehmsten Beweggrund bey dieser Wohlthätigkeit ausmachen dürfe, wen sie anders wahre Tugend seyn soll, versteht sich von selbst.

Die Beförderung des gemeinen Besten ist eine Tugend des ersten Rangs, oder vielmehr der Charakter der Tugend selbst. Sie muß demnach, so lang es Verehrer der Tugend giebt, die ausgebreitetste

Ehre,

Ehre, und die Vortheile des gesellschaftlichen Lebens, wozu die Ehre ein Mittel ist, auf eine vorzügliche Art gewähren, folglich in eben dem Masse unsre äußere Glückseligkeit befördern. Verschwendung — oder Aufwand des Vermögens zur Befriedigung unedler, pöbelhafter, auch wohl unerlaubter Neigungen — ist nicht nur darum der Ehre nachtheilig, weil sie einen kleinen, niedrigen Geist verräth, sondern auch darum, weil sie dem Besten der Menschheit ein Vermögen entzieht, wodurch ihr mancher wichtige Vortheil hätte zufliessen können. Zwar stiftet die Verschwendung noch immer einigen Nutzen, indem sie den Kreislauf des Geldes befördert. Allein, da dieser Nutzen bey der Verschwendung nicht abgezweckt ist, gereicht er ihr eben so wenig zum Verdienst, als dem Geize die Erbschaft, welche er lachenden Erben überlassen muß.

Von der Klugheit.

Die Klugheit, d. i. die fertige Geschicklichkeit, zu erlaubten Endzwecken schickliche, dabey erlaubte, Mittel zu wählen und zweckmäßig anzuwenden, setzt unwidersprechlich in den Stand, manches auszurichten, was in der Macht Desjenigen nicht steht, dem es an Klugheit gebricht. Die Klugheit gehört folglich zu den Kräften der äußern Glückseligkeit, um deren Besitz wir uns bewerben müßen. Dieß bedarf weiter keines Beweises, da ohne Klugheit gar keine Glückseligkeit, weder innere, noch äußere, möglich ist. Was kann es auch nützen, die Endzwecke, auf deren Erreichung unsre innere und äußere Glückseligkeit sich gründet, zu kennen, zu begehren, wenn es uns an dem

Ver-

Vermögen, schickliche Mittel zu diesen Endzwecken ausfindig zu machen, oder an der Fähigkeit, gebricht, die gefundenen schicklichen Mittel zweckmäßig, d. i. so anzuwenden, daß sie zum abgesehenen Endzweck führen können?

„Wie kann man sich Klugheit erwerben?"

Um dieser Frage, ihrem ganzen Inhalte nach, Gnüge zu thun, müßen wir eine zweifache Klugheit unterscheiden; eine allgemeine (theoretiche) und eine besondre (praktische) Klugheit. Die erstere ist eine deutliche aber nur allgemeine, Erkenntniß derjenigen Endzwecke, deren Erreichung die äußere Glückseligkeit des in Gesellschaft lebenden Menschen befördert, sammt den zu diesen Endzwecken führenden Mitteln. — Die letztere besteht in einer fertigen Geschicklichkeit des Verstandes, zu den besondern, individuellen Endzwecken der äußern Glückseligkeit, nach denen jeder Mensch in seiner Lage strebt, schickliche, d. i. solche Mittel, die seine Endzwecke nicht nur absolut, sondern auch relativ, d. h. in Beziehung auf die jedesmaligen Umstände, erreichbar machen, zu wählen, und so anzuwenden, daß der abgezielte Endzweck auch wirklich erreicht werde.

Da die allgemeine, oder theoretische Klugheit sich auf allgemeine Vernunftwahrheiten gründet, so ist sie im strengsten Verstande Philosophie; wird folglich, wie jede andere philosophische Erkenntniß, durch Reflexion erworben. Mißlich wäre es aber, wenn jeder Mensch, die Erkenntniß der allgemeinen Wahrheiten, deren Inbegriff die theoretische

Klug=

Klugheit ausmacht, sich erst selbst, durch eigenes Nachdenken verschaffen, und daher sein ganzen Leben, das, bey der ämsigsten und ungetheiltesten Applikazion, dazu nicht einmal hinreichen würde, auf die Erwerbung einer Wissenschaft verwenden müßte, deren er doch zu einem von aussen beglückten Leben schon bedarf. Zum Glück hat die Vernunft auch in diesem Theil des Wissens, bereits solche Fortschritte gemacht, daß es nunmehr ohne Vergleich weniger Zeit und Mühe braucht, was sie entdeckt hat, sich bekannt zu machen, als es selbst zu suchen. Man erachtet sogleich, daß hier von den, für die Menschheit so wohlthätigen, Anstrengungen jener Gelehrten die Rede sey, welche die durch ihre Spekulazionen eruirten Vernunftwahrheiten, worauf es bey der Klugheit ankömmt, andern Menschen mitgetheilt, auch wohl, zur leichtern Uebersicht, in ein wissenschaftliches System gebracht, und dadurch sich, als Lehrer der Klugheit, um ihre Mitmenschen verdient gemacht haben. Hieraus ergiebt sich nun, zur Beantwortung obiger Frage, nachstehende

1. Regel. „Strebst du nach einer gründlichen Klugheit, so sey besorgt, dir zuförderst theoretische Klugheit zu erwerben. Ein fleissiges Studium derjenigen Bücher, welche Anweisung hierinfalls geben, wird dir dazu verhelfen."

Um die Befolgung dieser Regel zu erleichtern, wird es nicht undienlich seyn, einige von den hieher gehörigen Büchern auszuzeichnen.

1. Müllers Einleitung in die philosophischen Wissenschaften.
2. Crusius Anweisung, vernünftig zu leben.
3. Thomasius kurzer Entwurf der politischen Klugheit.

4. Rohr's

4. Rohr's Einleitung in die Klugheit zu leben.
5. Heumanns politischer Philosoph.
6. Campe's Theophron.
7. Engels Philosoph für die Welt.
8. Basedow's Philosophie für alle Stände.
9. Handbuch für praktische Welt = und Menschenkenntniß, vom Verfasser des Weltmanns.
10. Knigge über den Umgang mit Menschen.
11. La veritable politique de personnes de qualité.
12. Le Politique vertueux par Aubert.
13. Cardani arcana politica.
14. Breviarium politicorum, seu arcana politica Cardinalis Julii Mazarini.

In Betreff der zwey letztern Werke, können wir jedoch nicht umhin, zu erinnern, daß sie mit Behutsamkeit und Prüfung gebraucht werden müßen. Denn ob sie gleich viele richtige, und erlaubte Klugheitsregeln enthalten, so sind sie doch — besonders das letztere — mit sehr gefährlichen, pseudopolitischen Maximen durchwebt, die eine unbefangene Klugheit nicht adoptiren, die man sich aber doch in der Absicht bekannt machen, kann, um die feinen Schurkenstreiche, deren sich falsche Klugheit oft zu ihren Endzwecken gebraucht, kennen zu lernen, und dagegen auf seiner Hut zu seyn; so, wie es auch nützlich ist giftige Pflanzen zu kennen.

Da übrigens die theoretische Klugheit nur in einer allgemeinen Erkenntniß der Endzwecke zur äussern Glückseligkeit, und der zur Erreichung derselben schicklichen Mittel, besteht: so ist sie an und für sich zu einem klugen Benehmen in den mancherley Situazionen, worinn jeder einzelne Mensch in seinem Leben sich befindet, und der Klugheit bedarf, nicht hinlänglich.

Hier

Hier nämlich kömmt es noch darauf an, daß man sich eine Fertigkeit erworben habe, die allgemeinen Grund- und Lehrsätze der theoretischen Klugheit auf die jedesmaligen Individualfälle, worauf die allgemeine Klugheit als Theorie wegen der unendlichen Verschiedenheit solcher Fälle sich nicht einlassen kann, geschickt anzuwenden. Und diese Fertigkeit ist es eben, die man, wie bereits oben angemerkt worden, mit dem Namen der besondern oder praktischen Klugheit belegt. Man kann die Theorie der Klugheit, selbst in dem möglichsten Grade von Vollkommenheit inne haben, man wird doch bei dem Mangel an praktischer Klugheit gegen die Gefahr die auffallendsten Unklugheiten zu begehen, nichts weniger als gesichert seyn. Man ist deßwegen nicht gleich ein Mahler, wenn man sich eine so vollständige Einsicht in die Theorie dieser Kunst erworben hat. Hieraus erhellet die Nothwendigkeit, mit der theoretischen Klugheit, wenn sie für das Leben brauchbar seyn soll, die praktische zu verbinden. Eher kann diese jener, als jene dieser entbehren.

Wie man sich theoretische Klugheit erwerben könne, haben wir bereits oben gezeigt, es wird nun auch nöthig, diese Frage, in Rücksicht auf die praktische Klugheit zu beantworten.

Da das Wesen dieser Klugheit in der Anwendung allgemeiner Grundsätze und Regeln auf das Besondre, auf das Konkrete besteht, so ist es klar, daß diese Anwendung eine fertige und richtige Beurtheilung des Verhältnisses der allgemeinen Grundsätze und Regeln der Klugheit zu den jedesmaligen besondern Fällen, worauf jene angewendet werden sollen, unumgänglich erfordre. Die-

se fertige und richtige Beurtheilung aber kann nur das Werk eines praktischen Verstandes seyn. Einen solchen Verstand nennen wir denjenigen, der alles, was er weis, sogleich mit Leichtigkeit und Richtigkeit, und nach Beschaffenheit der jedesmaligen Umstände, im Handeln anzuwenden fähig ist. Bei allen menschlichen Angelegenheiten, bei den Beschäftigungen aller Stände, bei dem besondern Thun und Lassen jedes Menschen, kommt es immer auf die Entscheidung der Fragen an: Ob das, warum es sich gerade handelt, wahr oder falsch, recht oder unrecht, billig oder unbillig, möglich oder unmöglich, wahrscheinlich oder unwahrscheinlich, thunlich oder unthunlich, schicklich oder unschicklich, zweckmäßig oder zweckwidrig, u. d. g. sey. Ein Verstand, der alles dieß gehörig zu beurtheilen weis, ist der wahre praktische, im menschlichen Leben brauchbare und unentbehrliche Verstand. Ohne einen solchen Verstand wird demnach auch keine praktische Klugheit, als bei welcher es hauptsächlich auf die Entscheidung obiger Fragen ankömmt, zu erreichen seyn. Daher die

2. Regel. „Willst du dir praktische Klugheit erwerben, so verschaffe dir den zum Vernünftig- und Klughandeln unumgänglich nöthigen praktischen Verstand. Ein fleißiges Studium der Philosophie, vorzüglich der praktischen, verbunden mit dem Studium der Geschichte und des Menschen, sind die Mittel dazu.

Die Philosophie ist es eigentlich, die dem Verstande nicht nur Uebung, Nahrung, Richtigkeit, Bildung verschafft, sondern auch denselben mit den erhabensten Erkenntnissen und Einsichten, deren der Mensch zu

ei-

einem seiner Bestimmung entsprechenden Leben nicht entbehren kann, bereichert. Die Geschichte bietet dem Verstande eine unzählige Menge von Thatsachen und Erfahrungen an, die ihn nicht nur mit reichem Stoff zu Abstrakzionen versehen, sondern ihm auch, als Beweise a posteriori für die Richtigkeit seiner Spekulazionen dienen. Da ferner der Mensch zum Umgange mit Seinesgleichen bestimmt ist, und nur in demselben die Endzwecke seiner moralischen Natur erreichen kann: so wird Menschenkenntniß ein wesentliches Erforderniß zu einem praktischen Verstande, als welcher zum Leiter und Rathgeber im Leben gegeben ist. Wie man sich aber Menschenkenntniß erwerben könne, haben wir bereits im ersten Theile unsrer Klugheitslehre, und vorzüglich unter dem Artikel von der Erkenntniß sittlicher Charaktere, zu zeigen gesucht.

Indessen, wenn ein praktischer Verstand seine Wirksamkeit in Bezug auf praktische Klugheit, im vollsten Masse äußern soll, so müssen ihn noch gewisse Gemüthseigenschaften unterstützen; und diese bestimmt folgende

3. Regel. „Um dich in den Stand zu setzen, bei allen deinen Handlungen und Unternehmungen mit Klugheit zu Werke zu gehen, so mache dir Ueberleg-samkeit, Bedachtsamkeit, Vorsicht und Behutsamkeit eigen.“

Wer sich nicht Mühe nimmt, ehe er handelt, genau zu untersuchen, ob das, was er vorhat, ihm Vortheil bringen könne — bringen werde; ob dieser Vortheil ein wahrer, nicht etwa nur ein scheinbarer nur einseitiger sey; und welche Folgen er nach sich ziehen werde, sondern wenn er die Nützlichkeit der Hand-

lung nur flüchtig erkannt hat, dieselbe sogleich beschließt, und ohne die Mittel, die sich zum Endzwecke ihm darstellen, mit Sorgfalt geprüft zu haben, zur Ausführung schreitet, der wird trotz seines noch so praktischen Verstandes, aus Mangel genugsamer Ueberlegung, doch der Gefahr manche Unbesonnenheit zu begehen, nicht ausweichen. Hieraus erhellet, welch' eine wesentliche Tugend zu einem klugen Manne Ueberlegsamkeit ausmache; denn nur sie ist es, die ihn in den Stand setzen kann, bei jeder Handlung, die er unternehmen will, den Werth der Sache selbst, die der Endzweck der Handlung ist, und dann die Schicklichkeit der Mittel mit untrieglicher Zuverläßigkeit einzusehen.

Geht man in der Ausführung seiner Unternehmungen zu rasch, zu eilfertig zu Werke, wie leicht ist es da, bei der Anwendung der Mittel manches, worauf es doch sehr ankam, wenn dieseihre volle Wirkung thun sollten, zu übergehen, oder nur mangelhaft zu verrichten! Eine verhältnißmäßige Langsamkeit im Handeln, kraft welcher man die Mittel zu seinen Endzwecken mit einer alles dasjenige, was zur abgezielten Wirkung der Mittel erfordert wird, umfassenden Genauigkeit und Vollständigkeit, gehört demnach mit zu den wesentlichen Eigenschaften eines klugen Mannes.

Sehr oft stellen Schwierigkeiten und Hindernisse sich unsern Absichten entgegen, ohne deren Ueberwindung und Beseitigung dieselben nicht erreicht werden können. Die Klugheit wird demnach fordern, daß man bei jedem Unternehmen sorgfältig untersuche, ob und welche Schwierigkeiten oder Hindernisse demselben in den Weg treten werden oder könnten. Vorsichtigkeit ist daher nicht minder eine Eigenschaft, deren der Kluge schlechterdings nicht entbehren kann.

Behutsamkeit ist eine schonende Behandlung theils der Mittel, die der Mensch bei einer Handlung anwendet, theils des Endzwecks selbst, worauf die Handlung gerichtet ist. Diese Behutsamkeit wird vorzuglich zur richtigen Unterscheidung der jedesmaligen Umstände des Orts, der Zeit und der Personen erfordert. Daß also diese Eigenschaft dem klugen Manne äußerst nöthig sey, leuchtet sogleich ein, wenn man bedenkt, wie leicht man durch Ungestüm, durch Anmaßlichkeit, durch Leidenschaft alles verderben, und welche Inkonvenienzen, Albernheiten, Unbesonnenheiten man begehen könne, wenn man bei seinem Benehmen nicht auf Ort, Zeit und Personen Rücksicht nimmt. Nur zu oft mißlingt ein Unternehmen, weil zu dessen Ausführung die Zeit nicht schicklich gewählt wurde; oder weil die Art, mit der man sich gegen die Personen benahm, deren Mitwirkung zu der Ausführung desselben nöthig war, dem Gemüthscharaktere dieser Personen oder dem Verhältnisse, in welchem der Handelnde mit denselben stand, nicht anpaßte; oder weil der Ort, wo man handelte, ein ganz ander Betragen nöthig machte. Beyspiele hierüber sind bereis im ersten Theile vorgekommen, worauf man um Wiederholungen zu vermeiden, sich hier beziehen will.

Endlich werden zur praktischen Klugheit noch gewisse Tugenden erfordert, ohne welche eines Theils die Klugheit nur zu leicht in Pseudopolitik ausartet; andern Theils nicht nur wichtige Vortheile des gesellschaftlichen Lebens unerreichbar bleiben, sondern auch manche Gefahr derlei Vortheilen sogar selbst Hindernisse in den Weg zu stellen, nicht vermieden werden kann. Diese Tugenden befasset folgende Regel

4. Regel. „Befleisse dich einer allgemeinen Rechtschaffenheit; habe Ehrfurcht für die Rechte andrer Menschen; mache dich zum Meister über deine Empfindungen und Leidenschaften, und lerne weislich zurückhalten. — Hütte dich vor Stolz, und vor Verachtung gegen Andre; sey bescheiden, dienstfertig, gefällig. — Lebe, so viel wie möglich, mit jedermann in Eintracht. Wache über deine Zunge; halte Maß in allen Dingen, vorzüglich im Trunke, und suche deinen Geist nach Möglichkeit heiter und thätig zu erhalten.“

Freilich, kein kleines Verzeichniß von Tugenden und tugendhaften Fertigkeiten! Allein ohne diese ist es schlechterdings unmöglich, wahre praktische Klugheit zu erlangen.

Unbefangene, echte Klugheit gestattet keinen Betrug, keine Arglist. Ohne eine durchgängige Rechtschaffenheit, aus deren Grunde man jede Niederträchtigkeit, jede Verletzung der Wahrhaftigkeits- und Gerechtigkeitspflicht, alle Umtriebe, Kabalen und Ränke, verabscheue, wird man dieser Klippe schwerlich ausweichen. Nicht zu gedenken, daß man durch Betrug, und böse Künste sich Verachtung, Haß und verdrießliche Händel zuziehe, das doch mit dem Grundgesetz der Klugheit, welches vielmehr empfiehlt, daß man so viele Gönner und Freunde, als möglich sich erwerbe, offenbar streitet.

Wer für die Rechte Andrer keine Achtung hat, wird der sich wohl ein Bedenken machen, dieselben zu kränken, wenn ihn solches zur Erreichung eines gewünschten Vortheils führen kann? Aber nicht lange, so vergilt man ihm mit Gleichem, oder wohl mit mehr noch; und der durch Ungerechtigkeit erworbene Vortheil kömmt ihm theuer zu stehen. Ist das Klugheit?

Wer ein Sklave seiner Empfindungen und Leidenschaften ist, wird nicht nur sein eigener Verräther, sondern wird auch manche Unbesonnenheit begehen, weil seine aufbrausenden Empfindungen und Leidenschaften ihn unfähig machen, mit Ueberlegung zu handeln. Und was kann einem solchen Manne auch alle seine Klugheit nützen? wenn gerade da, wo er derselben am nöthigsten hat, eine fremde Macht ihn hindert, davon Gebrauch zu machen?

Selbstgenügsamkeit, ehrgeizige Eitelkeit, Prahlerei, unbescheidenes Herausstreichen seiner Vorzüge und Verdienste — Geringschätzung gegen Seinesgleichen, Verachtung gegen Niedrigere, empören jedermann, machen verächtlich und verhaßt: wie könnten sie mit der Klugheit bestehen?

Sich bei Andern in Gunst zu setzen, sich ihres Wohlwollens, auch wohl ihrer Liebe zu versichern, ist ein wesentliches Erforderniß zu einem klugen Manne, das man sich aber nicht sichrer erwerben kann, als wenn man, nach Thunlichkeit, die Menschen durch bereitwillige Leistung angenehmer Dienste und verbindlicher Gefälligkeiten für sich einzunehmen sucht. Nicht zu gedenken, daß wir zur Erreichung unsrer Endzwecke nur zu oft der Mitwirkung andrer Menschen nöthig haben. Werden wir aber hierauf rechnen dürfen, wenn wir nicht bemüht gewesen sind, ihnen dasjenige nach unsern Kräften zuvor zu leisten, was wir nun von ihnen erwarten?

Der Grund, warum die Regel dem klugen Manne Eintracht und Verträglichkeit zur Pflicht macht, besteht, wie leicht zu erachten, darinn, daß der Kluge nicht Freunde und Gönner genug haben kann; Unverträglichkeit, Zwietracht, Unnachgiebigkeit

aber

aber vielmehr sich Feinde, Gegner, und manche gar wohl vermeidliche — die äußre Glückseligkeit störende Verdrüßlichkeiten sich zuziehen.

Das volat irrevocabile verbum ist etwas, worauf der Kluge nie vergessen darf. Eine unbesonnene Rede, was für nachtheilige, oft irreparable Folgen, welche bittere Reue kann sie nicht nach sich ziehen! *) Aber auch wie leicht kann sie demjenigen entfahren, der über seine Zunge nicht zu wachen gelernt hat! Zugeschweigen, daß ein gedankenloser Schwätzer nebenbei der Gefahr, sein eigener Verräther zu werden, und Dinge zu reden, welche die Klugheit ihm zu seinem eigenen Vortheil zu verschweigen, gebietet, schwerlich entgehen könne. **)

Wer in den Dingen kein Maß zu halten weis, muß unvermeidlich in Ausschweifungen verfallen. Streiten aber nicht alle Ausschweifungen eben auch mit der Klugheit? vorzüglich aber Ausschweifungen im Trunke, als wodurch man nicht nur allen gutgesitteten Menschen sich verächtlich macht, sondern auch den Gebrauch seiner Vernunft und seiner Sinne verliert, folglich ganz ausser Stand geräth, über sein Betragen zu wachen?

Endlich, wie zu einem klugen Manne ein heiterer Geist erfordert werde, läßt sich unschwer einsehen, wenn man bedenkt, daß Düsternheit, Mißmuth, Niedergeschlagenheit die Kräfte des Geistes los-

span-

---

*) Ein Wort zur Unzeit ist oft mit stundenlanger Rede nicht gut gemacht — sagt das Sprichwort.

**) Ein Mann, der im Reden seinen Geist nicht zurückhalten kann, ist wie eine offene Stadt ohne Mauern. Spr.

spannen, seine Thätigkeit lähmen, und ihn dadurch zu allen Verrichtungen unfähig machen, die eine gewisse Leichtigkeit und Energie in dem Gebrauche seiner Kräfte erheischen. Daß überdieß ein niedergebeugter Geist für den gesellschaftlichen Umgang, den die Klugheit doch so angelegentlich empfiehlt, nicht sonderlich geschickt mache, bedarf wohl keiner Erinnerung?

„Wie kann man aber alle obbenannten zur praktischen Klugheit erforderlichen Tugenden sich eigen machen?"

Wie anders, als wodurch jede Tugend erworben werden muß — durch eine fleißige Ausübung.*)

„Erfahrung — sagt ein sehr richtiges Sprichwort — macht klug." Sie gehört also auch zu den Mitteln, uns praktische Klugheit zu erwerben, aber nur unter der Bedingung, wenn wir sie zu besagter Absicht zu benutzen verstehen — zu benutzen suchen; d. i. wenn wir über den Erfolg unsrer Handlungen und Unternehmungen, es mag dieser dem Endzwecke derselben entsprechen, oder nicht, nachdenken; die Ursachen von dem Einen, wie von dem Andern aufsuchen, und überhaupt unser ganzes Benehmen dabei unpartheyisch prüfen, etwa nach folgendem Schema.

„Ich habe meinen Endzweck erreicht. Gut! Durch die Klugheit meiner Maßnehmungen; oder durch Hülfe eines günstigen Ungefährs? oder durch vereinigte Wirkung Beider? — Wie viel von der Ausführung meines Vorhabens gehört mir? — wie viel dem Zusammentreffen günstiger Umstände? Was wäre geschehen, wenn dieser oder jener Umstand sich nicht,

oder

---

*) Virtus assidua exercitatione paratur.

oder anders ereignet hätte? und wie hätte er sich anders ereignen können?"

„Mein Vorhaben ist fehlgeschlagen. Warum? Lag die Schuld an mir? — Wie waren die Mittel, deren ich mich gebrauchte, beschaffen? Waren sie klug gewählt? klug in Absehen auf den Endzweck? klug in Rücksicht auf die Umstände der Zeit, des Orts, der Personen? oder begieng ich bei Anwendung derselben wesentliche Fehler wider die Klugheit? — Konnte ich das, was mein Unternehmen rückgängig machte, vorhersehen, wenn ich mit mehr Ueberlegung zu Werke gegangen wäre? oder wenn es mir nicht an Einsicht, nicht an Welt- und Menschenkenntniß gemangelt hätte? Wären nicht die Hindernisse, die mein Vorhaben vereitelten, noch aus dem Wege zu räumen gewesen? — Und wie?"

Dieß ungefähr müssen die Fragen seyn, die man bei der Meditazion über eigene Fälle sich vorzulegen, und mit selbstverläugnender Aufrichtigkeit zu beantworten hat, um aus eigener Erfahrung Klugheit zu lernen dadurch, daß man mittelst solcher Betrachtungen entweder von der Zuverläßigkeit der gebrauchten Mittel sich noch mehr überzeugt, oder die etwa begangenen Fehler für die Zukunft vermeiden lernt.

Nichts seltnes ist der Fall, daß wir gegen die Klugheit verstossen, nicht eben, weil es uns an kluger Einsicht gebrach, sondern weil wir überrascht, und durch die Umstände in die Nothwendigkeit gesetzt wurden, zu handeln, ohne Zeit zur gehörigen Ueberlegung zu haben. Daß in solchen Fällen es eben so viel sey, als ob man gar keine Klugheit besessen hätte, leuchtet ein. Es ist demnach nicht gleichgültig zu wissen, wie man eine Klugheit, die gegen solche

Ueberraschungen gesichert sey, sich verschaffen könne. Und dieß zu lehren ist die Absicht nachstehender

4. Regel. „Mache dich auf Fälle, die dir etwa aufstossen könnten, und wenn sie dich unvorbereitet überraschten, dich in Verlegenheit setzen würden, in voraus dadurch gefaßt, daß du dir deren so viele als möglich, und unter verschiedenen Umständen vorstellst, sodann bei genugsamer Muße überlegst, wie wenn sie jemals eintreten sollten, du dich zu benehmen hättest.

Dieses Meditiren über mögliche Fälle macht einen wesentlichen Theil des praktischen Studiums der Klugheit aus, und dient dazu, uns einen Vorrath von klugen Maßregeln, für den künftigen nöthigen Gebrauch zu sammeln. So wie ein vorsichtiger Hauswirth sich mit allen denen Erfordernissen bei Zeiten versieht, deren er etwa bei plötzlich eintretenden Vorfällen benöthiget seyn könnte: eben so muß der Kluge auf schickliche Verhaltungsregeln für solche Fälle, die ihm unvermuthet aufstossen, und ihn dadurch außer Stand setzen könnten, Ueberlegungen anzustellen, in voraus bedacht seyn. Ein Beyspiel zur Erläuterung.

„Was würde ich thun; oder was hätte ich zu thun, wenn jemand über ein Buch, das er geschrieben, mich um mein Urtheil angienge, und dieß Buch so beschaffen wäre, daß ich es nach meiner Ueberzeugung nicht loben könnte? — Soll ich ihm meine Meinung geradezu entdecken? — Das wäre freilich der Redlichkeit gemäß; allein wahrscheinlich würde ich ihn durch diese Freimüthigkeit beleidigen, mir zum Feinde machen? — Mags doch! Ich würde wenigstens seinem Zutrauen entsprechen, und ihm wiewohl einen unangenehmen, doch immer einen

Dienst

Dienst leisten, indem ich ihn eines Bessern belehrte. Mit der Zeit würde er es mir vielleicht doch Dank wissen? — Zwar ist es ein mißliches Unternehmen, Autoren eines Bessern belehren zu wollen. Eigenliebe, Eitelkeit machen, daß sie zu sehr für sich eingenommen sind, und ihre Geburten für unverbesserliche Meisterstücke halten. Ich könnte demnach obigen Weg ohne Gefahr nicht einschlagen. Beleidigen würde ich meinen Autor sicher, ob ich ihn aber eines Bessern belehren würde, das ist sehr ungewiß, sogar unwahrscheinlich. — — Es käme darauf an, was für einen Mann ich vor mir hätte! Wäre es ein bescheidener und gelehriger Mann: ja, dann dürfte ichs wagen, frei zu reden. Aber ich müßte in meiner Voraussetzung mich nicht irren; müßte untrügliche Beweise haben, daß er sey, wofür ich ihn nehme; und auch dann müßte ich meine Kritik so sehr mildern, als möglich."

„Aber gesetzt ich kennte den Mann so genau nicht, oder ich wüßte wohl gar, daß ich mit meiner Freimüthigkeit unrecht ankommen würde? Da wäre der Fall allerdings bedenklicher. Soll ich ihm so antworten, wie er es wünscht, d. i. sein Buch loben? Ich würde wider meine Ueberzeugung handeln, würde ihn in seiner vorgefaßten Meinung bestärken. Das wäre aber weder rechtschaffen, noch menschenfreundlich. — Wie, wenn ich vorgäbe, sein Buch nicht zu kennen? — Auch dieß würde seine Eitelkeit beleidigen; oder er würde es mir zum Durchlesen übergeben: und dann befände ich mich in neuer Verlegenheit. — Wie, wenn ich meine Unfähigkeit, darüber zu urtheilen vorschützte? — Er wird es merken, und diese Ausflucht für stillschweigenden Tadel ansehen? Sehr wahrscheinlich! Was also? — Wie, wenn ich mich anstellte, als hielte ich sein Verlangen

nach

nach meiner Kritik für eine bloße Versuchung? wenn ich sagte, daß er schon wichtigere, schon entscheidendere Urtheile, als das meinige über sein Buch gehört oder gelesen haben werde, und daß ich zu wohl einsähe, wie wenig Ehre ihm mein Beifall bringen könne? — Vielleicht läßt er sich damit abspeisen; und ich wäre glücklich durchgeschlüpft."

„Wie aber, wenn nicht? — Wie, wenn er durchaus darauf bestünde, mein Urtheil zu wissen? — Nun so müßte ich sehen, ob an dem Buche nicht wenigstens etwas mit Grund zu loben sey, als etwa die Absicht, die Einrichtung oder die Neuheit, das Interesse des Stoffs, die Schreibart ꝛc. und hierüber müßte ich mich auslassen, und dem Manne so viel schönes sagen, als möglich, um ihn durch das Lob einzelner Verdienste seines Buchs so zu unterhalten, daß er darüber vergäße, ein bestimmtes Urtheil in Rücksicht auf das Ganze abzufordern. Nun ja, so müßte ich es machen! —"

Das Resultat dieser Betrachtung würde nun in dieser Klugheitsregel bestehen: Ersucht ein eitler von sich eingenommener Schriftsteller dich um dein Urtheil über sein Geistesprodukt, und dieses wäre so beschaffen, daß du es deiner Ueberzeugung nach, im Ganzen nicht loben könntest: so suche zuförderst unter schicklichen Vorwendungen, als etwa des Mangels an der erforderlichen Einsicht — der Unwichtigkeit deines Beifalls u. s. w. seinem Begehren auszuweichen. Wäre dieß aber nicht möglich, so wirst du leicht an dem Werke etwas entdecken, was mit Grund zu loben ist, als etwa die Absicht; — die Neuheit oder das Interesse des Stoffs; —

die

die Einrichtung; — die Schreibart; — die Vollständigkeit. Und dieses Etwas relevire so sehr, als möglich. Dadurch wirst du ihn beruhigen, und dir aus der Verlegenheit helfen.

Nebst diesem fleissigen Meditiren über politische Aufgaben, ist ein nicht minder bewährtes Mittel, bey überraschenden Fällen, was die Klugheit erheische, behend zu erkennen: daß man sich einen hinlänglichen Vorrath von leicht zu behaltenden Gedenksprüchen (Klugheitsmaximen) sammle, welche, da sie Resultate von vorausgegangenen Betrachtungen über analoge Erfahrungen sind, alle weitere Ueberlegung entbehrlich machen. Wir haben nicht in allen Fällen Zeit zum Scharfnachdenken, aber leicht und schnell können wir uns an Maximen und Lehrsprüche erinnern, die wir uns ehedem familiär und geläufig gemacht haben. Es fehlt nicht an Sammlungen solcher Klugheits-Maximen, wovon es nicht undienlich seyn wird, einige auszuzeichnen. Hieher also gehören.

1. Die moralischen Bücher der h. Schrift, vorzüglich das Buch der Weisheit; das Buch der Sprüche Salomons; das Buch Jesu Syrach.
2. Epiktets Enchiridion, worüber Simplicius, ein eklekischer Philosoph des VI Jahrhunderts, einen griechischen Commentar geschrieben, mit welchem dieses Handbuch ins Deutsche übersetzt hat J. G. Schultheß. Zürch 1778.
3. Die goldnen Sprüche der Pythagoräer, welche ebenfalls gleichgedachter Schultheß, in seiner Bibliothek der griechischen Philosophen, übersetzt, geliefert hat.

4. Die Maximen der Königinn Christina von Schweden, die sich jedoch etwas selten gemacht haben.
5. Das bekannte Buch des Balthasar Gracian unter dem Titel: Oraculo manual. Amelot de la Houssaie hat es nicht nur unter dem Titel: L'homme de cour, ins Französische übersetzt, sondern auch mit einem sehr guten Commentar versehen. Ins Deutsche hat es Friedrich Müller übersetzt, und mit Anmerkungen herausgegeben. Dieses Buch enthält in 300, durchgehends orthodoxen, Maximen das Wichtigste der bürgerlichen Klugheit; man kann es daher als ein sehr brauchbares Handbuch der Klugheit ansehen, und gebrauchen.
6. Reflexions et Maximes morales de M. le Duc de la Rochefoucault, welche mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben hat, M. Manzon.
7. Reflexions, ou Sentences et Maximes morales de la Marquise de Sablé. Dieses Buch, welches von J. E. Philippi ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen worden, enthält 100 theils moralische, theils politische Maximen.
8. Richardsons gemeinnützige Lehren der Tugend und der guten Sitten, aus seinen gesammten Werken, unter ihre gehörigen Haupttitel gebracht. Aus dem Englischen, Berlin 1763.
9. The Roule of Life, in select sentences collected from the greatest Authors ancient and modern. London 1742.

Ob nun gleich solche politische Maximen ihren ausgemacht grossen Nutzen haben, und dazu dienen, sich einen sehr brauchbaren Vorrath von klugen Lebensregeln

zu

zu sammeln: so wird man doch immer besser thun, wenn man sich nebenbey mit den Grundsätzen der Klugheit, worüber sie gleichsam nur als Erläuterungen und Bestätigungen anzusehen sind, bekannt macht, und solche Schriftsteller, welche die Klugheit in ein wissenschaftliches System gebracht, und Theorien derselben geliefert haben, fleissig studirt. Oben sind deren einige bereits von uns anempfohlen worden.

Da endlich zu einem klugen Manne, wie wir gleich zu Anfang dieses Werks gezeigt haben, auch erfordert wird, daß er charakteristische Menschenkenntniß besitze, so muß man, zur Erwerbung der Klugheit, nicht minder diejenigen Schriftsteller, die mit der Karakteristik entweder unmittelbar oder mittelbar sich abgegeben haben, fleissig studiren.

Zu den Erstern gehören

1. Des Grafen Shaftesbury Charakteristiks, oder Schilderungen von Menschen, Sitten ꝛc. aus dem Englischen.
2. Barclaji Icon animorum,
3. Clarmontius de conjectandis cujusque moribus, et latitantibus animi affectibus.
4. Les Caracteres de Theophraste, avec les Caracteres, ou les Moeurs de ce Siecle, par de la Bruyere, wovon die beste und schönste Edizion zu Paris in 2. B. in 4. 1765 erschienen. Dieses Buch ist auch ins Deutsche übersetzt, unter dem Titel: Die Charaktere des Theophrast und de la Bruyere. Nürnberg 1754.
5. Les Caracteres par Mad. de Puysieux 8. Liege 1754.

6. Les

6. Les Caracteres d'Epictet, avec explication du Tableau de Cebes, par Bellegarde. 12. à la Haye 1741.
7. Les Caracteres hiſtoriques des Empereurs depuis Auguſte jusqu'à Maximin, par Weguelin. 8. Berlin 1768.
8. Hieher ſind noch zu rechnen diejenigen Geſchichtſchreiber, welche die Charaktere ihrer Helden zeichnen, worinn Plutarch, Tacitus, Svetonius Meiſterſtücke geliefert haben.

Zu den Schriftſtellern der zweyten Art, d. i. zu denen, welche Charaktere von Menſchen aufſtellen, ohne dieſe eben in moraliſchen Bildniſſen zu ſchildern, ſondern ſie vielmehr handelnd einführen, ſind zu rechnen die Satyrenſchreiber, dann die dramatiſchen Dichter, unter welchen letztern Schakespear mit unerreichbarer Vorzüglichkeit ſich auszeichnet.

Von der Mitwirkung fremder Kräfte.

Nicht alle Endzwecke, deren Erreichung zu unſrer äußern Glückſeligkeit im geſellſchaftlichen Leben beytragen kann, ſtehen in unſrer alleinigen Macht. Sehr oft finden wir uns in dem Falle, der Mitwirkung andrer Menſchen zu unſern Abſichten zu bedürfen. Wer alſo nicht nur, nach den Klugheitsregeln der bereits abgehandelten erſten Abtheilung, ſeine eigene Kräfte vermehrt hat, ſondern auch da, wo ſeine Kräfte allein nicht zureichen, auf die Mitwirkung fremder Kräfte rechnen darf, der befindet ſich unſtreitig im Stande, mehrere Endzwecke der äuſſern Glückſeligkeit, mehrere Vortheile des geſellſchaftlichen Lebens, zu erreichen, als

ein

ein Andrer, dem, aus Mangel dieser Mitwirkung fremder Kräfte, mancher Endzweck unerreichbar bleibt.

Auf die Mitwirkung andrer Menschen zur Realisirung unsrer Absichten haben wir aber kein Zwangs- sondern lediglich ein Bittrecht. Wir müßen uns daher gefallen lassen, was sie uns dießfalls aus eigenem Antriebe leisten, oder versagen. Gäbe es nun aber Mittel, die Kräfte Andrer gleichsam zu unsern eigenen zu machen; Mittel, andre Menschen für unser Bestes dergestalt zu intressiren, daß, indem sie unsre Endzwecke begünstigen, sie zugleich die Wünsche ihres eigenen Herzens befriedigen: so würde die Klugheit uns den Gebrauch dieser Mittel angelegentlichst empfehlen müßen.

Der Grad des Interesses, das andere Menschen an allem, was uns angeht, nehmen, verhält sich, wie der Grad der Zuneigung, die sie gegen uns hegen. Sind sie uns aufrichtig und mit Wärme zugethan, so müßen sie auch unser Wohl mit Lebhaftigkeit wünschen: und die Beförderung desselben wird zur Angelegenheit ihres eigenen Herzens. Man weis, wie weit die Freundschaft in diesem Stück gehen könne. Sie vergißt oft ihren eigenen Vortheil, um des Besten derjenigen Personen willen, auf welche sie gerichtet ist. Liebe, Hochachtung sind Empfindungen der thätigsten Art. Wir können niemand lieben, niemand hochschätzen, ohne daß wir einen mächtigen Antrieb in uns fühlen, ihm Beweise hievon zu geben *).

Gleich-

---

*) Ce que les hommes ont nommé amitié, n'eſt qu'une societé, qu'un menagement reciproque

Gleichwohl ist es eine aufgelegte Unmöglichkeit, alle Menschen, deren Mitwirkung wir hier oder dort, zur Erreichung unsrer Endzwecke, nöthig haben könnten, zu unsern Freunden zu haben: und nur zu wahr ist es, daß derjenige gar keinen Freund habe, der ihrer zu viele zu haben sucht. Die Verschiedenheit der Gemüthsarten der Menschen und ihres individuellen Interesses, gestattet nicht, daß man mit vielen Personen in eine so enge Verbindung sich einlasse, als wahre Freundschaft fordert. Zu dem schließt auch eine allzu grosse Ungleichheit des Standes uns oft von der Freundschaft solcher Personen aus, die gerade am vermögendsten wären, unser Interesse zu befördern. Hier müßen wir uns also begnügen, wenn wir ihr Wohlwollen, ihre Zuneigung uns erwerben, und darauf rechnen dürfen, daß sie unsre Gönner sind, d. i. daß sie gegen uns solche Gesinnungen hegen, die sie geneigt machen, zu unserm Vortheil das Ihrige gern beyzutragen. Aus allem diesem ergiebt sich folgende

Regel. „Um dich der Mitwirkung fremder Kräfte zu deinen Endzwecken in voraus zu versichern, sey beflissen, dir so viele Freunde und Gönner zu erwerben, als du Mittel und Gelegenheit dazu hast.“

Um

---

proque d'interets, et qu'un échange de bons offices; ce n'est enfin, qu'un commerce, ou l'amour propre se propose toujours quelque chose a gagner. — — Nous ne pouvons rien aimer, que par raport à nous, et nous ne faisons, que suivre notre gout et notre plaisir, quand nous préferons nos amis à nous memes.

Rochefoucault.

Um diese Regel recht zu verstehen, müßen wir erinnern, daß hier das Wort Freund nicht in der engsten, nicht in derjenigen Bedeutung genommen werde, nach welcher man sich unter Freund eine Person denkt, mit der man auf einen besonders vertrauten Fuß umgeht — der man sein Herz ganz aufschließt; mit der man sich hauptsächlich in der Absicht näher verbunden hat, um denjenigen Zuwachs menschlicher Glückseligkeit, den das Zusammenschmelzen zwoer tugendhaften, edlen Seelen gewährt, sich zu verschaffen. Solcher Freunde soll und kann man allerdings nur wenige haben, und man darf sich schon bey dem Besitze auch nur eines einzigen glücklich schätzen. Obige Regel nimmt auch eine solche Verbindung mit andern Menschen für Freundschaft, kraft welcher man an den Angelegenheiten gewisser Personen, mit denen man nähern Umgang pflegt, vorzüglich Theil nimmt, ohne deßwegen, die innige Vertraulichkeit, und wechselseitige Mittheilung zu unterhalten, worinn das Wesen der eigentlichen Freundschaft besteht.

Man kann bey Menschen in Gunst und Achtung stehen, mit denen man ganz und gar nicht umgeht, ja, die man nicht einmal kennt; d. i. man kann Gönner haben, die mit einer besondern Zuneigung, die ihnen unser vortheilhafter Ruf eingeflößt hat, uns ergeben sind, und, aus dem Grunde ihres Wohlwollens gegen uns, zur Beförderung unsers Besten, ohne daß sie noch von uns darum angegangen worden, gern mitwirken; oder, wenn sie hiezu keine Gelegenheit haben, uns schon dadurch nützlich sind, daß sie vortheilhaft von uns sprechen, unsre Verdienste Andern kund machen,

chen, und dadurch unsern guten Ruf fester gründen und verbreiten helfen.

Das Wort Gönner wird demnach, in vorstehender Regel, eben auch nicht in der strengen Bedeutung genommen, insofern man nämlich unter Gönner einen Mecänaten; einen vornehmen, in besonderm Ansehn stehenden, Mann, der uns seines vielvermögenden Schutzes würdigt, versteht: sondern wie die Regel das Wort Freundschaft in einem ausgedehntern Verstande nimmt, so nimmt sie auch das Wort Gönner in einem solchen, und begreift, wie gesagt, alle diejenigen Menschen unter diesem Worte, welche Achtung, und wohlwollende Gesinnungen gegen uns hegen, auch bey sich ergebender Gelegenheit, nach ihrem Vermögen, und dem Grade ihrer Zuneigung, sich für unser Bestes intressiren, wir mögen sie kennen oder nicht, mit ihnen Umgang pflegen oder nicht.

Ehe man jedoch obige Regel zu befolgen im Stande ist, wird es zuförderst darauf ankommen, zu wissen, wodurch man sich Gönner und Freunde erwerben könne. Um dieser Frage, nach Erforderniß, Genüge zu thun, müßen wir solche theilen, und, mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Gönner und Freunde, sonderheitlich beantworten.

Von Gönnern im ausgebreitetern Verstande.

Es leuchtet sogleich ein, daß, wenn wir uns in vorzügliche Achtung und Gunst bey Andern setzen, d. i. uns Gönner erwerben wollen, wir gewisse em-

pfehlende, von jedermann gewürdigte, Eigenschaften besitzen müßen. Ohne diese können wir bey Andern nicht die geringste Aufmerksamkeit, viel weniger einiges Intresse erregen. Die Hochschätzung, und die daraus natürlicher Weise entstehende Zuneigung andrer Menschen, ist nämlich als eine Wirkung zu betrachten, deren zureichender Grund in der aufrichtigen Anerkennung unsers moralischen Werths zu suchen ist.

Von unserm moralischen Werth, d. i. von unsern Geistesvollkommenheiten und Verdiensten, können Andre auf eine zwiefache Art unterrichtet werden, — auf eine mittelbare nämlich, und auf eine unmittelbare. Die erstere besteht in einem günstigen, ehrenvollen Rufe, wodurch Andre eine historische Kenntniß von unserm moralischen Werth erlangen. Die letztere gründet sich auf ein kluges Achtung und Wohlwollen einflößendes Benehmen im Umgange mit andern Menschen.

Was den günstigen Ruf betrifft, so haben wir hievon bereits oben, wo wir von der Ehre, und den Mitteln, sich solche zu erwerben, handelten, das Nöthige beygebracht. Hier bleibt uns also nur noch übrig, zu untersuchen, wie man, durch ein kluges, Betragen in Gesellschaft andrer Menschen, sich Beyfall und Achtung erwerben könne.

Wer sich zu sehr in sich selbst einhüllt, und den Umgang mit andern Menschen flieht, muß, ausser den übrigen nachtheiligen Folgen eines solchen einsiedlerischen Lebens, sich gefallen lassen, wenn man ihn nicht kennt, oder eben so gleichgültig gegen ihn bleibt, wie er es gegen Andre ist. Der Mensch hat demnach nicht weniger aus Gründen der Klugheit, als aus Gründen

der Moral, eine Pflicht, Umgang mit andern Menschen zu suchen, und zu pflegen. Unter Umgang aber verstehen wir, ein öfters Zusammen seyn mit verschiedenen Personen, in der Absicht, den Forderungen des Naturtriebes zur Geselligkeit zu befriedigen, sich andern Menschen mitzutheilen, und gemeinschaftlich mit ihnen zu unterhalten, nebenbey aber ihre Achtung, Kunst, auch wohl Freundschaft sich zu erwerben. Aus diesem Begriffe des Umgangs werden nun die Regeln der Klugheit, welche man in Absehn auf den Umgang zu befolgen hat, sich leicht herleiten lassen.

1. Regel. „Suche so viel Umgang mit andern Menschen, als du, ohne Verabsäumung deiner Berufsgeschäfte — ohne allzu grosse Zerstreuung, — und ohne die Schranken einer vernünftigen Aufheiterung des Geistes; überschreiten, geniessen kannst.

Diese Regel rechtfertigt sich ohne Schwierigkeit durch die Erwägung, daß der Umgang mit andern Menschen so beschaffen seyn müße, daß er uns an der Befolgung noch dringenderer Pflichten keineswegs hindre. Echte Klugheit kann uns nichts auferlegen, was in irgend einer Rücksicht uns nachtheilig werden kann. Die Vortheile des Umgangs sind nur dann erst wahre Vortheile, wenn sie nicht durch den Verlust weit wichtigerer, weit unentbehrlicherer erkauft werden. Die Verbindlichkeit, seiner Berufsgeschäfte, nach Erforderniß, zu warten, ist unstreitig dringender, als diejenige, sich anständig zu unterhalten, und bey andern Menschen in Achtung und

Gunst

Gunst zu setzen *). Ehe wir Vergnügen ausser uns, ehe wir den Beyfall anderer Menschen suchen, müßen wir innere Zufriedenheit uns verschaffen, müßen des Beyfalls unsers Gewissens versichert seyn. Nicht zu gedenken, daß die Ehre für einen angenehmen Gesellschafter zu gelten, als keine Vergütung für die nachtheiligen Folgen des gerechten Tadels und der Schande, welche die Verabsäumung unsrer Berufspflichten nach sich ziehet, betrachtet werden können. Ueberdieß wird man selbst seinen Endzweck, durch den Umgang mit andern Menschen, sich Gönner und Freunde zu verschaffen, schlecht erreichen, wenn man sich da als einen rechtschaffenen, Pflicht und Ehre liebenden Mann nicht bewährt, wo man hiezu am stärksten verbunden ist.

Eben so thöricht wäre es, mit offenbarem Nachtheil seines häuslichen Wohlstandes, kostspielige Gesellschaften zu unterhalten, und um die Zuneigung andrer Menschen zu gewinnen, einen Aufwand zu machen, der mit einer klugen Haushaltung nicht bestehen kann. Die Erfahrung lehrt nur zu oft, wie wenig man eines Theils, in obigem Falle, seinen Endzweck erreichen, und wie wenig man andern Theils, wenn man ihn allenfalls auch erreicht, dabey gewinne. Sieht man unsre Thorheit ein, so lacht und spottet man über uns.

Und

---

*) Que vos recreations soient subordonnées es à vos affaires, comme l'accessoire à l'essentiel, les moyens à la fin. Souvenez vous, que se recréer c'est reprandre de nouvelles forces pour retourner à un travail, auquel nous ne pourrions suffire sans quelque relâche, et qu'il est absurde, de faire de ce relache sa principale et unique occupation.

Schulenburg.

Und hat man, Andern zu gefallen, sich zu Grunde gerichtet, so meidet man unsern Umgang, und hebt alle weitere Verbindung mit uns auf, um nicht etwa an unsern mißlichen Umständen werkthätigen Theil nehmen zu müßen. Auch wird man nicht ermangeln, diese Sinnesänderung dadurch zu rechtfertigen: daß man an uns nicht gefunden habe, was man zu finden sich versprach — Vernunft und Klugheit.

Man darf, man soll seinen Geist ermuntern, wozu der Umgang ein so bewährtes, unentbehrliches Mittel ausmacht. Allein man geht über diesen Endzweck hinaus, wenn man dieß Mittel zu unmäßig gebraucht, und, statt seinen Geist aufzuheitern, ihn dergestalt zerstreut, daß er zu allen ernsthaften Verrichtungen unfähig wird. Hiezu kömmt, daß ein allzu frequenter Umgang mit einerley Personen, die Achtung, die wir uns, durch Kundmachung unsrer guten Eigenschaften, etwa erworben haben, allmälig schwächt, und endlich ganz vernichtet; wie wir oben, wo wir von den Mitteln, erworbene Ehre nicht wieder zu verscherzen, ausführlich gezeigt haben.

Es ist leicht zu erachten, daß, in Absehn auf unsre Ehre, und die Vortheile des Umgangs, es nicht gleichgültig seyn könne, was wir uns für Personen zum Umgange wählen. Andre, mit denen wir nicht umgehen, werden uns nach unsern Gesellschaftern taxiren; und dann, was kann die Gunst solcher Personen, die weder selbst geehrt sind, noch in irgend einem Ansehen stehn, das sie in den Stand setzte, unmittelbar oder mittelbar zu unserm Besten mitzuwirken, uns auch frommen? Daher die,

2. Regel. „Suchst du, durch Umgang mit andern Menschen, deine äußere Glückseligkeit zu befördern, so laß dich vorzüglich mit solchen Personen ein, deren Umgang dir zur Ehre gereichen, und bey Andern, die von deinem moralischen Werthe keine Kenntniß haben, hievon wenigstens ein günstiges Vorurtheil erregen kann. Zieh demnach den Umgang bereits akkreditirter, in Ansehn stehender, auch wohl vornehmerer Personen, als du selbst bist, jedem andern vor. Der Umgang mit seines Gleichen ist der angenehmste, mit Vornehmern der vortheilhafteste, mit Niedrigern der entbehrlichste."

Diese Regel ist an und für sich verständlich genug, um keiner Erläuterung zu bedürfen. Wer wird nicht eingestehen, daß diejenige Gesellschaft, welche die meisten Vortheile gewährt, den Vorzug verdiene? Wer wird Thor genug seyn, einen Umgang, der ihm Ehre bringen, die Gunst vielvermögender Personen verschaffen kann, einem Umgange, der bloß sein Vergnügen befördert, oder ihn zu eitler Zerstreuung verleitet, nachzusetzen?

Da wir nun wissen, was für Umgang vorzüglich zu wählen sey, wird es darauf ankommen, auch zu wissen, wie man sich in Gesellschaft mit andern Menschen zu benehmen habe, um eine vortheilhafte Meynung von seinem moralischen Werthe zu veranlassen, und sich dadurch in Gunst zu setzen.

Wollten wir diese Frage mit einer allgemeinen Antwort abfertigen, so würde diese so lauten: Thu alles, was beliebt macht, und unterlaß alles, was mißfällt. Allein mit einer solchen Regel kann uns nicht viel gedient seyn, weil sie die weitere Frage veranlaßt: was macht beliebt, und was mißfällt?

Ueber-

Ueberhaupt macht Tugend beliebt und geehrt. Die Tugend besteht aber in der Erfüllung unsrer Pflichten. Gäbe es nun, in Absehn auf den Umgang, gewisse Pflichten, so würde deren Befolgung unstreitig beliebt und geehrt machen, das Gegentheil aber die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Nun giebt es aber für den gesellschaftlichen Umgang Gesetze, die Theils durch den guten Geschmack, Theils durch einen stillschweigenden Vertrag, Theils durch ein verfeinertes Gefühl des Wohlwollens bestimmt worden, und unter dem allgemeinen Namen der Wohlanständigkeit oder der guten Lebensart begriffen sind. Die Befolgung dieser Gesetze also wird sich Derjenige zur Pflicht machen müßen, der, durch seine Benehmensart in dem Umgange mit Andern, sich Beyfall, Ehre und Gunst zu erwerben wünscht.

Die Befolgung der Gesetze des guten Geschmacks macht dasjenige, was man Anstand — die Gesetze des stillschweigenden Vertrags dasjenige, was man Höflichkeit — und der Gesetze des verfeinerten Wohlwollens dasjenige aus, was man Artigkeit nennt. Hieraus ergiebt sich für den gesellschaftlichen Umgang folgende bestimmtere

3. Regel. „Willst du im Umgange deine Rolle so spielen, daß du dir Beyfall, Ehre und Gunst erwerbest, so laß dir die Befolgung der Gesetze des Anstandes, der Höflichkeit und Artigkeit sorgfältigst angelegen seyn.“

Von diesen drey Bestandtheilen der Wohlanständigkeit oder guten Lebensart wollen wir nun ins Besondere handeln.

Vom Anstande.

Was Anstand (Bonne — grace) sey, läßt sich nicht wohl in einem abstrakten positiven Begriff bringen. Anstand nämlich besteht in einem zusammengesetzten, verworrenen Eindrucke, daß er nur empfunden, nicht deutlich erkannt werden kann. Er ist eine gewisse elegante Form in der ganzen Aussenseite des Menschen *) die bey allen Denen, die Augen dafür haben, Wohlgefallen erregt, etwas — man kann nicht sagen — was, das anzieht, einnimmt; — eine gewisse Grazie in Mienen und Geberden, in der Art zu sprechen, in der Tragung der Glieder, und in allen Bewegungen des Körpers, — eine zur Fertigkeit gewordene Vermeidung alles dessen, was Wildheit, Rauigkeit, Rohheit verräth; was die Sinne beleidigt, einen widrigen Eindruck macht, Eckel erregt, oder eckelhafte Ideen herbeyführt. Kurz Anstand — könnte man vielleicht sagen? — ist die Wirkung eines in unserm äußerlichen Betragen durchgängig geäußerten guten Geschmacks. Daher, gleichwie man bey einer ganzen Nazion, je nachdem man bey ihr mehr oder weniger von diesem Anstand wahrnimmt, auf den Grad in der Bildung und Verfeinerung ihres Geschmacks schliessen kann, eben so läßt sich bey einzelnen Menschen hienach bestimmen, wie es um ihren Geschmack stehe.

„Wie

---

*) La Bonne — grace est au corps, ce que le bon sens est à l'esprit.

Rohefauc.

„Wie kann man sich diesen im Umgange so nöthigen — so empfehlenden Anstand eigen machen?“

Alle Anweisung, die sich hier geben läßt, beschränkt sich, unsers Erachtens, auf folgende einzige

Regel. „Bemühe dich vor allem, deinen Geschmack, d. i. das Gefühl des Schönen und Gefallenden, sorgfältigst zu üben — zu berichtigen — verfeinern. Sodann bewirb dich auch um den Umgang mit Leuten von geschliffenen Sitten und feiner Lebensart, und sey nicht nur ein aufmerksamer Beobachter alles dessen, was sie thun und nicht thun, sondern suche auch, nach ihrem Beyspiel dich zu bilden. Dieß Letztere bleibt immer das wirksamste, wo nicht einzige, Mittel, Anstand zu lernen.“

Da, wie oben angemerkt worden, was Anstand sey, sich nicht leicht auf eine positive Art zeigen läßt, so wollen wir es wenigstens, was leichter ist, auf eine negative Art dadurch thun, daß wir die auffallendste Verletzung des Anstandes in Folgendem bemerkbar machen. Es läuft also wider den Anstand.

1. Wenn man sich übel präsentirt, tölpliſche Stellungen und Geberden macht, das Gesicht verzerrt — grimassirt; den Körper faul und nachläßig bewegt, ein komisches port des bras hat. — Wenn man im Reden zu viel gestikulirt, und mehr mit den Händen, als mit dem Munde spricht, den Kopf gedankenlos hin und her wirft, mit den Augen frech herumschweift, die Leute mit offenem Munde angafft.

2. Wenn man im Reden schreyet, als ob man mit tauben Leuten zu thun hätte; wenn man eine ungezogene Lache aus vollen Backen aufschlägt, oder alles bekichert; wenn man um seiner Rede Nachdruck zu ge-

geben, mit der Hand den Tisch schlägt, mit den Füßen stampft — flucht und schwört.

3. Wenn man in Gegenwart solcher Personen, denen man Achtung schuldig ist, sich alle Bequemlichkeit erlaubt, sich anlehnt, sich nachläßig auf den Stuhl wirft, darauf kniet, sich auf demselben wieget; oder zu solchen Personen, mit zugekehrtem Rücken spricht.

4. Wenn man den Personen, mit denen man spricht, allzu nahe, und, wie man sagt, auf den Hals tritt, als wollte man auf sie steigen, sie im Reden anhaucht, mit seinem Geifer besprudelt; sie auf die Achseln schlägt, bey der Hand hält, um sie zu nöthigen, zuzuhören, oder an den Knöpfen ihres Rocks dreht; ihnen aus tölpischer Unachtsamkeit Rippenstöße versetzt, auf die Füße tritt.

5. Wenn man Schmutz an seinem Körper, Unreinlichkeit in seiner Kleidung, Nachläßigkeit im Anzuge zeigt; wenn man frey in den Haaren kratzt, in der Nase bohrt, mit einer das Trommelfell erschütternden Explosion niesset, oder sich schneuzet, sich reispert, und das Exkrement, vor den Augen der Mitgesellschafter, auf den Fußboden auswirft, mit aufgerissenem, unbedecktem Munde gähnt.

6. Wenn man alles mit übler Art angreift, mit der ganzen Faust anpackt, was mit einigen Fingern hätte gefaßt werden können; wenn man andern etwas zu reichen hat, und es ihnen gleichsam hinwirft, oder stumm und stracks hinhält, als wollte man sagen: da nimm.

7. Wenn man eckelhaft ißt, große Brocken mit Heißhunger verschluckt, im Käuen redet, den Löffel ableckt, in den Zähnen stochert; wenn man jemanden ein

Glas,

Glas, aus dem man selbst getrunken, einen Löffel, mit dem man selbst gegessen, zu dem Gebrauche anbietet.

8. Wenn man von Eckel und Grausen erregenden Gegenständen Erzählungen oder Beschreibungen macht, oder solche gar vorzeigt; wenn man im Sprechen sich unedler, niedriger, pöbelhafter Ausdrücke bedient, oder wenn man Possen und Zoten reißt — sich mit faden, oder wohl gar groben Spaßmachereyen abgiebt.

An diesen Beyspielen wollen wir es genügen lassen. Sie werden hinreichen, auch die übrigen Verletzungen des Anstandes, deren es noch manche geben kann, aufzufinden. Gleichwohl macht die Vermeidung besagter und ähnlicher Ungezogenheiten nur erst den negativen Anstand aus; der positive fordert mehr, und läßt sich — wie bereits angemerkt worden — aus dem Umgange mit Leuten von Bildung und feiner Lebensart, — eine natürliche Anlage geschickt nachzuahmen, vorausgesetzt — am füglichsten lernen.

Von der Höflichkeit.

Unter Höflichkeit (Civilité) verstehen wir die Befolgung derjenigen Gesetze der Wohlanständigkeit im Umgange, welche durch eine stillschweigende Uebereinkunft der Menschen, d. i. durch Brauch und Sitte eingeführt sind. Da nun diese Gesetze größtentheils von der Willkühr und dem Gutbefinden der Menschen abhängen, so erklärt sich hieraus der Unterschied, den man dießfalls bei verschiedenen Nazionen wahrnimmt, und warum bei einer Nazion etwas höflich seyn kön-

könne, was bei der andern für Unhöflichkeit gehalten wird. Aus diesem Grunde lassen sich in Rücksicht auf die Höflichkeit eben auch keine allgemein anwendbaren Regeln angeben, als etwa folgende

Regel. „Man bekümmere sich bei Zeiten um das Hergebrachte und Uebliche in Bezug auf die Gesetze der Höflichkeit, und sey zu dem Ende ein aufmerksamer Beobachter alles dessen, was man Etikette zu nennen pflegt.

Durch den Umgang selbst lernt man die Art und Weise, mit den Menschen umzugehen, am leichtesten und sichersten. Nur muß man auch Beobachtungsgeist genug besitzen, alles wahrzunehmen, was für uns unterrichtend seyn kann, und wir nachzuahmen haben. Daher, daß Leute, die wenig unter die Menschen kommen, in Gesellschaften eine possierliche Figur spielen, äußerst verlegen sind, was sie zu thun oder zu lassen haben, und darum sich mancher Unhöflichkeit, ohne es zu wollen und zu wissen, schuldig machen. Um übrigens in Rücksicht auf die einheimische Höflichkeit, nicht alle Anweisung zu übergehen, wollen wir einige der vornehmsten Gesetze derselben beibringen. Also

1. Bei Leuten, denen man aus dem Grunde ihres Standes oder Ranges, eine besondere Verehrung schuldig ist, darf man nicht unangemeldet eintreten.

2. Wenn man vorgelassen wird, darf man nicht weiter an die Thüre klopfen, (welches in dem gegebenen Falle auch unnütz wäre) sondern man muß ohneweiters, und ohne Getöß sittsam eintreten, und gleich beim Eintritt ein paar tiefe Verbeugungen machen. Trifft man mehrere Personen im Zimmer an, so muß die zweite Verbeugung auf alle gegenwärtige Personen zugleich gerichtet werden.

3. Es ist unhöflich, bei Leuten, die unsers Gleichen nicht sind, und auf Respekt Anspruch haben, in einem nachläßigen Anzuge zu erscheinen; als etwa mit einem Haarzopfe, in einem Ueberrocke oder Pelze, in Stiefeln, mit einem Stocke oder mit einem Muffe oder in Handschuhen.

4. Eben so unhöflich ist es, mit aller Bequemlichkeit sich zu setzen, und im Sitzen ein Bein über das Knie des andern zu schlagen.

5. Da die Titulatur mit zu den willkührlichen Gesetzen der Wohlanständigkeit gehört, so fordert die Höflichkeit, dieselbe genau zu beobachten, und zu dem Ende nach der Titulatur der Personen, die man zu sprechen hat, sich in voraus zu erkundigen. Wo solches nicht geschehen kann, oder wo es zweifelhaft wäre, was diesfalls gewissen Personen gebühre, da sey man in der Titulatur lieber zu freigebig, als zu sparsam.

6. Den Frauenspersonen muß man überall eine vorzügliche Achtung erweisen, ihnen allenthalben den Vorrang lassen, wären sie auch nicht so vornehmen Standes oder Charakters wie wir. Eine Aufmerksamkeit, die man ihrem Geschlechte schuldig ist.

7. Im Sprechen muß man, wo solches möglich und schicklich ist, seine Augen meistens auf die vornehmste Person in der Gesellschaft, und in Gesellschaften von Personen gleiches, oder nicht sonderlich unterschiedenen Ranges auf den Herrn oder die Frau vom Hause richten.

8. Tragen uns vornehme Personen den Sitz oder bei der Tafel einen vorzüglichen Platz an; so verbitte man solches auf das erstemal mit einer tiefen aber stummen Verbeugung; gehorsame aber ohneweiters bei einer zweiten Zunöthigung. Wollen sie uns im Weggehen bis

an die Thüre des Zimmers, oder weiter noch begleiten: so wäre es unhöflich, solches zu verbitten. Man lasse es vielmehr ohne Einwendung geschehen, und nehme es so auf, als ob man gar nicht vermuthete, daß man unsertwegen Umstände mache.

9. In Gesellschaft flüstere man einander nicht in die Ohren, es kann Verdacht erwecken; noch rede man mit jemanden in einer Sprache, welche die übrigen Mitglieder der Gesellschaft, oder auch nur einige nicht verstehen. Wird man von sehr vornehmen Personen in einer fremden Sprache angeredet, so wäre es unhöflich, darin nicht zu antworten. Thun es aber Leute unsers Gleichen, so antworte man in der Sprache, welche in der Gesellschaft herrscht; oder bloß mit einer Miene oder Geberde.

10. Tritt jemand, dem man auch nur einige Achtung schuldig ist, in die Gesellschaft ein, so stehe man auf, und bewillkomme ihn stehend. Ist er vornehmer als wir, so trette man ihm auch seinen Platz ab, wenn einiger Vorrang damit verbunden wäre. Klüger aber ist es auf alle Fälle, wenn man gleich keinen solchen Platz einnimmt, den man bei Erscheinung eines Würdigern abzutreten genöthiget werden könnte. Eine Klugheitsregel aus dem Evangelium!

11. Man geht nach Beschaffenheit des Ranges, den Personen, die uns zu besuchen kommen, bis an die Treppe, bis in das Vorzimmer, bis an die Thüre des Zimmers, in welchem man den Gast aufnimmt, oder nur einige Schritte entgegen. Und so auch im Begleiten, wenn sie weggehen.

12. Bei zahlreichen Gesellschaften erlaubt der Brauch oder fordert vielmehr die Höflichkeit, ohne Abschied sich zu entfernen, um der Gesellschaft, besonders wenn sie sich bereits in Spieltische geordnet hätte, durch

Abschiednehmen nicht lästig zu fallen. Da dieser Brauch auch zur Bequemlichkeit des weggehenden Gastes eingeführt ist, so wäre es von Seiten des Herrn vom Hause unhöflich, den sich wegschleichenden Gast zu bemerken, und durch Zurufen sowohl die ganze Gesellschaft auf sein Weggehen aufmerksam zu machen, als den Weggehenden dadurch in die lästige Nothwendigkeit zu setzen, sich förmlich zu beurlauben. Doch leidet dieß bei sehr vornehmen Personen eine Ausnahme, welche der Herr vom Hause, falls er mit ihnen nicht von gleichem Range wäre, wenigstens allemal begleiten, und daher auf ihr Entfernen ein wachsames Aug haben muß.

13. Es ist eine übel verstandene, kleinstädtische Höflichkeit, bei der Tafel zu warten, bis man zum Essen genöthigt werde: so wie es ebenfalls unhöflich ist, Andre, wider ihre Lust, mehr zu essen, hiezu zu nöthigen.

14. Es streitet mit der Höflichkeit, ohne bereits mit dem Herrn vom Hause bekannt zu seyn, und ohne von jemanden, der zur Gesellschaft gehört, vorgestellt zu werden, in vornehme Gesellschaft einzutreten.

15. Die Höflichkeit bringt es mit sich, daß man Personen, die vornehmer als wir sind, allenthalben die rechte Hand gebe: so wie man allemal aufstehen muß, wenn man von einer vornehmen Person stehend angeredet wird.

16. Der sogenannten Visiten-Karten darf man sich nur gegen seines Gleichen, oder nicht sonderlich vornehmen Personen, als man selbst ist, bedienen. Gegen Personen höhern Ranges läuft es wider den Respekt.

17. Eben so muß man sich hütten, gegen vornehme Personen ein allzu freundliches, süßliches Wesen anzunehmen. Denn dieß verräth eine Art von Gemein-

machung, und streitet mit der ernsten Sittsamkeit, welche uns der ihnen schuldige Respekt auferlegt.

18. Bei der Zusammenkunft mit vornehmen Personen darf man nicht, wie im Umgange mit seines Gleichen nach ihrem Befinden, oder wie sie geschlafen, sich erkundigen. Ueberhaupt muß man sich hütten. sehr vornehme Personen, weil es Gemeinmachung verräth, etwas geradezu zu fragen, ausgenommen, die Umstände machten es unvermeidlich. In diesem Falle aber muß zuvor um Erlaubniß bitten. Z. B.

„Ew. Exzell. erlauben zu fragen: War der Mann, von welchem die Rede ist, von großer oder kleiner Statur?

Von großer.

„So dürfte es Reinthal nicht gewesen seyn; denn dieser ist mehr klein als groß.

19 Wenn Personen von Distinkzion niesen, so sagt man nicht das Gewöhnliche: zur Gesundheit, sondern man macht bloß eine tiefe Verbeugung.

20. Es ist unhöflich, Personen, denen man Achtung schuldig ist, einsylbige Antworten mit ja oder nein zu geben; sondern man muß es allemal in ganzen Sätzen thun. Ist man in dem Falle, ihnen widersprechen zu müssen; so bitte man zuvor um Vergebung. Z. B.

„Waren Sie gestern im Theater?

Aufzuwarten, ich war. (statt ja.)

„Hat Ihnen das Stück gefallen?

Es hat mir nicht allerdings gefallen (statt nein)

„Sie lieben vielleicht Trauerspiele nicht?

Um Vergebung; ich ziehe sie sogar den Lustspielen vor.

21. Es läßt unhöflich und geckenhaft, in vornehmen Gesellschaften, noch mehr aber bei der Unterredung mit vornehmen Personen, mit der Uhrkette, mit der Tabacksdose zu spielen, oder die Busenkrause, die Handmanschetten zu rechte zu richten, sich das Kinn zu befühlen, — die Backen zu streicheln.

22. Es ist unhöflich, keck sogar, jemanden, dem man Respekt schuldig ist, in die Tabacksdose zu greifen, oder ihm die seinige zu präsentiren.

23. Bei Leuten, die nicht unsre Freunde oder Bekannten sind, sich an den Ofen zu stellen, und sich die Hände oder gar den Rücken zu wärmen, ist unhöflich.

24. Unhöflich ist es, jemanden im Reden nachzuhelfen, und gleichsam dessen Einsager zu machen. Z. B.

Schönwald spricht, und Blumenberg macht den Einsager.

S. Ich hielt mit meiner Mannschaft hinter einem Gebüsch, so, daß der feindliche Trupp uns nicht —

B. wahrnehmen konnte.

S. Wahrnehmen konnte. Er nahm gerade den Weg auf uns zu, und vermuthete nichts weniger, als daß er auf feindliche Truppen —

B. stossen könnte

S. stossen könnte. Da nun der Feind uns nahe genug war, so —

B. brachen Sie plötzlich hervor?

S. Um Vergebung, ich detaschirte etwas Kavalerie, um ihm in die Flanke zu fallen ꝛc. ꝛc.

Von der Artigkeit.

Artigkeit (Politesse) ist die Geschicklichkeit, sich in Gesellschaft so aufzuführen, daß man niemand beleidige, sondern vielmehr, durch Beweise eines verfeinerten Wohlwollens, sich jedermann verbinde; oder (wie La Bruyere sich ausdrückt) ein Bestreben, sein Betragen so einzurichten, daß Andre mit sich, und mit uns zufrieden seyn können.

Hieraus erhellet, daß die Gesetze der Artigkeit nicht auf ein willkührliches Einverständniß der Menschen, sondern überhaupt auf die gesellschaftlichen Pflichten, und auf die Andern schuldige Achtung sich gründen, folglich, daß sie bei allen Nazionen anwendbar und verbindend sind. La Bruyere merkt weiter sehr richtig an, die Unartigkeit sey kein selbstständiges Laster, sondern eine Wirkung mehrerer zugleich, als einer thörichten Einbildung, der Unwissenheit seiner Pflichten, der Trägheit, der Dummheit, der Zerstreuung, der Verachtung Andrer. Da nun die Unartigkeit der Artigkeit entgegensteht, so wird diese im Gegentheil eine Wirkung verschiedener Tugenden seyn; als der Bescheidenheit, der Demuth, der Dienstfertigkeit, der Billigkeit, der Gefälligkeit, der Klugheit, der Achtung gegen Andre, der Schonung ihrer Empfindlichkeit; kurz des Bestrebens, sich jedermann beliebt zu machen. Die subjektive Artigkeit fordert demnach mehr, als bloße Kenntniß der Gesetze der objektiven; und es wird sehr wenig nützen, Leuten, welche die so eben genannten Tugenden nicht besitzen, von Artigkeit vorzupredigen.

Die

Die Artigkeit macht überdieß das Wesen der Wohlanständigkeit und der guten Lebensart aus, wie sie denn auch das wirksamste Mittel ist, sich Gönner und Freunde zu erwerben, als zu welchem Endzwecke sie unstreitig mehr beiträgt, als die glänzendsten Vorzüge des Verstandes ohne sie. Besitzt man das nicht, was Anstand und Höflichkeit fordern, so wird man freilich sein Glück im Umgange mit Andern nicht machen; aber man wird sich doch keine Feinde zuziehen, wie durch ein unartiges Betragen, das mit wirklicher Beleidigung verbunden ist.

Die Artigkeit ist ebenfalls eine doppelte, eine negative und eine positive. Jene besteht darinn, daß man durch ein beleidigendes Benehmen niemanden zu nahe trete. Die positive thut mehr — geht weiter; sie sucht auch durch Ausübung solcher Handlungen, die von einem sorgfältigen Bestreben jedermann von unserm wohlwollenden Herzen, und unsrer Achtung Beweise zu geben. Sie ist daher herablassend, zuvorkommend, nachgebend; verläugnet sich selbst; thut sich, Andern zu gefallen, Zwang an; läßt sich manches, was ihr beschwerlich oder nicht sonderlich angenehm ist, gern gefallen; opfert ihre Bequemlichkeit fremder Bequemlichkeit, ihr Vergnügen fremden Vergnügen auf.

Regeln in Rücksicht auf positive Artigkeit lassen sich ebenfalls nicht viele angeben, denn das Meiste hiebei kömmt auf die Umstände an, die unendlich verschieden seyn können. Das Allgemeine beschränkt sich etwa auf folgende

Regel. „Bring in Gesellschaften ein gutes, wohlwollendes Herz mit; hast du es nicht, so scheine es wenigstens zu haben, dadurch, daß du für die Rechte der Menschen sowohl Achtung, als für ihre

Schwach=

Schwachheiten, auch wohl Thorheiten, Schonung habest, und nicht nur niemand beleidigest, sondern auch jedermann so behandelst, daß er nicht weniger mit dir, als mit sich zufrieden sey."

Nunmehr wollen wir ebenfalls die vornehmsten Gesetze der Artigkeit anführen.

Man kann in Gesellschaft eine doppelte Rolle spielen; man ist nämlich entweder der Herr vom Hause, wo die Gesellschaft gehalten wird; oder man ist nur ein Mitglied derselben. Spielt man die erstere Rolle, so hat man Folgendes zu merken:

1. Dadurch muß der Herr vom Hause, sich als solchen zeigen, daß er seine Gäste mit Freundlichkeit, Anstand und Höflichkeit aufnehme, sich zur Seele der Gesellschaft mache — sie belebe, leite, stimme; für die Bedürfnisse der Unterhaltung und Zufriedenheit, sowohl in Rücksicht auf die ganze Gesellschaft überhaupt, als auch — so viel möglich — in Bezug auf jedes einzelne Mitglied derselben ins Besondere, mit zuvorkommender Bereitwilligkeit sorge. Es streitet demnach

2. mit der Artigkeit, wenn der Herr vom Hause für einige Personen der Gesellschaft eine ausschliessende Aufmerksamkeit, Achtung und Gefälligkeit bezeigt, gegen die übrigen aber Gleichgültigkeit und Kälte äußert; sie kaum des Ansehns würdigt. Die Vornehmsten der Gesellschaft muß er allerdings mit Auszeichnung behandeln, darf aber dabei nie vergessen, daß auch die andern Gesellschafter Anspruch haben, von ihm bemerkt und gewürdigt zu werden.

3. Mehr noch, als unartig aber wäre es, wenn er einigen Mitgliedern der Gesellschaft etwas bessers, andern etwas schlechters vorsetzte, oder mehr auf seine

ei-

eigene, als seiner Gäste, Bequemlichkeit und Unterhaltung bedacht wäre.

4. Der Herr vom Hause hat dafür zu sorgen, daß es der Gesellschaft, so lange das Gespräch noch allgemein bleibt, nicht an Stoffe zur Unterredung mangle. Er hütte sich aber, einen solchen Stoff auf das Tapet zu bringen, an welchem einige Mitglieder der Gesellschaft weder Intresse beim Zuhören, noch Theil durch Mitsprechen nehmen, können. So wäre es z. B. sehr unartig, in einer Gesellschaft, wo Frauenzimmer oder Ungelehrte zugegen sind, von wissenschaftlichen, gelehrten Gegenständen zu sprechen. *)

5. Dem Herrn vom Hause liegt es ob, die Art der Unterhaltung für die Gesellschaft zu bestimmen, und er wird wohl thun, schon im voraus sich darauf gefaßt zu machen. Doch muß er keine solche Unterhaltungsart wählen, woran auch nur Einige der Gesellschaft entweder nicht Theil nehmen können, oder kein Belieben finden, ohne zugleich für eine konvenable Unterhaltung dieser gesorgt zu haben.

6. Muß er sich hütten, die Gesellschaft mit Erzählungen seiner häuslichen Verdrüßlichkeiten, seiner er-

lit-

---

*) „Nicht jeder macht Anspruch darauf, daß er ein Dichter, Mathematiker oder Staatsmann sey. Jeder macht aber Anspruch auf gemeinen Menschenverstand, und will seinen Platz in der Gesellschaft mit gewöhnlichem Anstand einnehmen. Daher vergiebt er nicht leicht die Nachlässigkeiten, Sorglosigkeiten und Geringschätzungen, die diese Ansprüche in Zweifel ziehen, oder ihm ganz abzusprechen scheinen.“

Chesterfield.

littenen Unfälle, seiner verlornen Rechtshändel, seiner ausgestandenen Krankheiten u. s. w. zu unterhalten. Ausser dem, daß Diskurse von diesem und ähnlichen Inhalt kein sonderliches Intresse für die Gesellschaft haben können, so stimmen sie auch dieselbe in einen traurigen Ton, welches mit dem Hauptendzwecke der Gesellschaft, sich angenehm zu unterhalten, zu sehr streitet, um nicht unartig zu seyn.

7. Muß der Herr vom Hause — zumal bey einer zahlreichen Gesellschaft, wo es nicht wohl möglich ist, daß er sich allen Mitgliedern derselben auf gleiche Art mittheile — nicht ausser Acht lassen, wenigstens mit jedem ins Besondere etwas zu sprechen, und ihm was schönes, was verbindliches zu sagen; wie nicht minder die Abtheilungen der Gesellschaft zum Spiele, zu Promenaden, zu Spazierfahrten jedesmal so zu reguliren, daß immer diejenigen Personen Partie machen, die — wie man sagt — am besten zusammensehen.

8. Müßen wir noch der größten Unartigkeit, deren sich der Herr vom Hause schuldig machen kann, gedenken. Sie besteht darinn, wenn er seine Gesellschaft merken läßt, daß sie anfange, ihm beschwerlich zu werden, und ihr das Signal zum Auseinandergehen dadurch giebt, daß er aufhört an dem Gespräche Theil zu nehmen, sich in sich zurückzieht, finstere Gesichter schneidet, nach der Uhr sieht. Von so hohem Stande und Range wir uns den Herrn vom Hause immer denken, so läßt sich für ein Benehmen dieser Art, wodurch er stillschweigend der Gesellschaft die Thüre weist, nicht die geringste Entschuldigung finden.

Spielt man die Rolle eines **bloßen Mitglieds der Gesellschaft**, so muß man

1. mit der äußersten Sorgfalt sich in Acht nehmen, dem Herrn oder der Frau vom Hause eine Unartigkeit zu sagen, oder gar anzuthun. Jede Beleidigung, die uns in unsrer Behausung zugefügt wird, ist es doppelt, weil sie das Recht der Inviolabilität, das in unserm Eigenthume mit vorzüglicher Schonung respektirt werden muß, verletzet. Daher, was man nach den Gesetzen der Artigkeit, seinen Mitgesellschaftern schuldig ist, das muß man gegen den Herrn und die Frau vom Hause mit doppelter Genauigkeit beobachten.

2. Man hüte sich, den Sprecher in der Gesellschaft zu machen, d. i. man masse sich nicht ausschliessend des Rechts an, die Gesellschaft zu unterhalten. Es giebt Leute, die am liebsten sich reden hören, daher in Einem fort plaudern, ohne ihre Mitgesellschafter, die doch gleiches Recht haben, ihre Gedanken zu eröffnen, und, daß man sie anhöre, zu fordern, zum Worte kommen zu lassen. Diese Sucht, zu schwatzen, streitet nicht nur mit der Artigkeit, sondern eben so sehr mit der Klugheit, weil derjenige der immerfort spricht, nicht mehr fähig ist, zu überlegen, was er redet, folglich der Gefahr, mitunter viel ungereimtes, viel unbesonnenes vorzubringen unmöglich entgehen kann.

Ueberdieß macht eine solche Schwatzhaftigkeit immer verhaßt, sie mag aus einer Quelle herfliessen, aus welcher sie wolle. Sie mag 1) die Vergessenheit zum Grunde haben, daß Andre auch das Verlangen und Recht haben, mitzusprechen, und ihren Geist zu zeigen; oder 2) Stolz, indem man glaubt, man wisse, und verstehe alles besser, als Andre, und daher käme es uns auch zu, vor Andern zu reden, diesen aber, uns anzuhören und zu bewundern; oder 3) Ei-

telkeit, indem man sich beredet, man besitze in der Gesellschaft ausschliessungsweise das Talent, auf eine intressante Art zu unterhalten; 4) Ehrgeiz, indem man seinen vorzüglichen Verstand zu zeigen, und gelten zu machen sucht, *) oder 5) eine üble Erziehung, bey welcher man in unsrer Jugend dieser Plauderlust zu wehren, verabsäumet, und dadurch gemacht hat, daß sie uns zur unbezwinglichen Gewohnheit geworden.

---

*) „Der Witz im Umgange besteht nicht darinn, daß man selbst einen grossen Verstand zeige, sondern, daß man Andern dazu Gelegenheit mache, und daß Derjenige, der aus unsrer Unterredung, mit sich selbst zufrieden, weggeht, in der That auch mit uns zufrieden sey."

La Brüyere.

Der berühmte Racine pflegte zu seinem Sohne zu sagen: Ne croyez pas, que ce soient mes vers, qui m'attirent toutes ces carresses.

Corneille fait des vers cent fois plus beaux que les miens, et cepandant personne ne les regarde; on ne l'aime, que dans la bouche de ses Acteurs; au lieu, que sans fatiguer les gens du récit de mes Ouvrages, dont je ne leur parle jamais, je me contente de leur tenir des propos amusants et de les entretenir de choses, que leur plaisent. Mon talent avec eux n'est pas de leur faire sentir, que j'ai de l'esprit, mais de leur apprendre, qu'ils en ont. Ainsi, quand vous voyez Monsieur le Duc passer souvent, des heures entieres avec moi, vous seriez étonné, si vous étiez présent, de voir, que souvent il en sort, sans que j'aye dit quatre paroles. Mais peu-à-peu je le mets en humeur de causer, et il me quitte encore plus satisfait de lui, que de moi.

worden: so wird ein Schwätzer (Hableur) allzeit ein unerträglicher Gesellschafter. Macht vollends sein Ich den Hauptgegenstand seiner unartigen Redseligkeit aus, so ist er wahrlich eine Geissel für die Gesellschaft. Gleichwohl muß man sich eben so sehr

3. hüten, in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen, und das Schweigen zu weit zu treiben. Denn man kann dadurch den Verdacht erregen, daß man schweige, weil man nichts zu reden weis, d. i. aus Dummheit; oder weil man die Gesellschaft nicht für wichtig genug hält, um sich mit ihr einzulassen, d. i. aus Stolz; oder weil man durch jemand von der Gesellschaft beleidiget worden, d. i. aus kleinseliger Empfindlichkeit, oder weil man mit seinen Gedanken anderswo sich befindet, d. i. aus Zerstreuung; oder weil man von einer mürrischen, ungesellschaftlichen Gemüthsart ist. Wie nun die Gesellschaft auch dieses Schweigen auslegen mag, so ist es immer sowohl der Ehre nachtheilig, als der Artigkeit zuwider.

4. Andern in die Rede springen, um das was sie sagen, besser zu sagen, oder zu berichtigen, oder zu kommentiren, oder zu bezweifeln, oder zu bestreiten, oder für falsch zu erklären, ist nicht nur unartig, ist sogar ungezogen; wie nicht minder, wenn man jemanden der etwas, in der Meynung, es sey noch Neuigkeit, zu erzählen anfängt, damit in die Quere kömmt, daß man ihm sagt: „Das ist schon was altes — das habe ich schon vor mehrern Tagen gewußt — das weis ich besser" u. d. g.

„Erzählen Sie uns doch etwas neues" (spricht Feldheim in einer Gesellschaft zu Waldbergen.)

W. Wüßt'

W. Wüßt' ich doch in der Geschwindigkeit nichts von Belang. — — Doch ja; aber ich darf es nicht recht sagen, weil es noch ein Geheimniß seyn soll.

F. Nur heraus; auf unsre Verschwiegenheit dürfen Sie Sich schon verlassen.

W. Nun wohl. Der siebzigjährige Baron v. Felsenstein heurathet ein Fräulein von 17 Jahren — ein bildschönes Mädchen.

F. Das Fräulein von Adlerthurn; hab's schon vor 8 Tagen gewußt.

W. Es heißt, er habe ihr 3000 Fl. wittiblichen Unterhalt verschrieben.

F. Nicht doch; nur 2000 Fl.

W. Es ist nicht zu begreifen, wie das Mädchen sich habe entschliessen können. Sie soll, wie man erzählt, sich gar nicht lange besonnen haben.

F. Nicht besonnen? Das weis ich besser!

W. Ohne Zweifel, da Sie alles wissen.

5. Eben so unartig ist es, wenn man, was Andre sagen, keiner Aufmerksamkeit würdigt, und dadurch nur zu deutlich verräth, daß das Gespräch uns nicht intressirt. Wie man sich denn überhaupt vor einer stoischen Apathie, gegen das, was in der Gesellschaft geschieht oder vorkömmt, zu hüten hat. Man wird dadurch ein todtes Glied der Gesellschaft, fällt ihr also zur Last.

6. Keiner geringern Unartigkeit macht man sich schuldig, wenn man Gespräche führt, die der Gesellschaft, oder nur einigen Mitgliedern, zum Mißfallen, wohl gar zum Aergerniß gereichen. Hieher gehören Ausfälle auf Dinge, welche die Religion, das moralische Gefühl, die Landesgesetze, das Herkommen, der Geschmack der Nazion, autorisiret — geheiliget haben.

Dis-

Diskurse, welche die Ehrbarkeit beleidigen, die Unschuld erröthen machen, laufen nicht nur wider die Artigkeit, sie zeugen auch von einer abjekten, räudigen Seele.

7. Seinen Stand, seinen Beruf, seine Wissenschaft ausschliessungsweise herausstreichen, oder von irgend einem Stande, Berufe, von einer Volksklasse, wovon sich jemand in der Gesellschaft befindet, mit Geringschätzung oder gar Verachtung sprechen, verräth nicht nur Unverstand, sondern widerspricht auch der Artigkeit.

8. Man hüte sich, über irgend einen Naturfehler zu spotten, oder darauf nur anzuspielen, mit welchem jemand in der Gesellschaft behaftet ist. Hätte man auch die Absicht keineswegs gehabt, dieser Person etwas beleidigendes zu sagen, ja hätte man dabey gar an sie nicht gedacht: so streitet doch die Unachtsamkeit, aus welcher man über diesen Umstand hinweggesehen, mit derjenigen Aufmerksamkeit, zu welcher die gute Lebensart in Gesellschaft verbindet, folglich auch mit der Artigkeit.

9. Sein Urtheil, über problematische Gegenstände, der Gesellschaft, als einen Machtspruch, d. i. in dem Tone einer definitiven Entscheidung aufzudringen, und die Meynungen der übrigen Mitgesellschafter keiner Aufmerksamkeit werth zu halten, ist mehr noch, als unartig *).

10. In unbedeutenden Dingen muß man nicht sogleich jeden Irrthum seiner Mitgesellschafter rügen.

Un=

*) „Von einer Sache bescheidentlich sagen, daß sie gut oder schlecht ist, und die Gründe davon anführen zu können, dazu gehört Vernunft, und gewisse Ausdrücke; das will schon viel sagen."
La Bruyere.

Unrecht und gefehlt haben, kann niemanden gleichgültig seyn; und die Artigkeit fordert, daß man der Empfindlichkeit Andrer, so viel, wie möglich, schone. Eben so wenig muß man

11. etwas tadeln, was der herrschende Geschmack der Gesellschaft schön findet; denn es läßt sehr unartig, seinen Mitgesellschaftern einen guten Geschmack abzusprechen, und sich das Ansehen zu geben, daß man, was allen fehlt, allein ausschliessungsweise besitze. Endlich

12. ist es unartig, die Artigkeit zu übertreiben, d. i. Andern, durch übel verstandene, übel angebrachte, Komplimente, lästig zu fallen. Es giebt Leute, die sich gewisse Formeln von Komplimenten, bey denen sie gar nichts empfinden, noch denken, eigen und geläufig gemacht haben, und diese allenthalben anbringen, ohne ein Wort davon wegzulassen. Sie überschütten jeden, der ihnen in den Wurf kömmt, mit diesen Komplimenten, und zeigen sich hierinn, als die unerträglichsten Pedanten. Diesem Fehler sind gemeinhin Diejenigen unterworfen, die noch wenig in die Welt gekommen, und daher äußerst verlegen sind, wie sie sich in Gesellschaft zu benehmen — was sie zu thun, was sie zu lassen, haben. Unbekannt mit dem Schicklichen, mit dem Ueblichen, mit den Gesetzen der guten Lebensart überhaupt, glauben sie, alles komme darauf an, recht demüthig zu thun, recht viele Komplimente zu schneiden. Trägt man ihnen etwas an, so verbeugen sie sich ängstlich, verbieten es mit kleinstädtischer Höflichkeit, und man ist genöthigt den Antrag zehnmal zu wiederholen, bis sie willfähren. Mit solchen Leuten zu thun zu haben, ist wahre Marter, wie könnte ihr Benehmen mit der Artigkeit bestehen?

Den so eben gerügten Vergehungen wider die Artigkeit (in deren Vermeidung jedoch nur erst eine negative Artigkeit besteht) wollen wir noch

einige allgemeine Regeln für den gesellschaftlichen Umgang

beyfügen, auf welche Neulinge in der Kunst, zu konversiren, zuförderst aufmerksam zu machen sind.

1. Regel. „Man erkundige sich so genau, als möglich, nach dem Stand, Rang, Civilcharakter, und Gewerbe derjenigen Personen, mit denen man sich in Gesellschaft befindet, oder befinden wird, und so lange man hievon nicht unterrichtet ist, sey man äußerst zurückhaltend, äußerst vorsichtig im Reden, und in seinem ganzen Betragen. Man kann ausserdem sich mancher Unbesonnenheit schuldig machen *).

Um

*) Dumaurier, ein gleichzeitiger Schriftsteller, erzählt in seinen Memoires, Madame Grotius, deren Gemahl so eben Gesandter am französischen Hofe war, habe einst in einer Versammlung neben der Königinn gesessen. Als nun der Kardinal de la Valette sich hinzudrängte, und eine dicke Frau, die er nicht kannte, an der Seite der Königinn wahrnahm, fragte er eine Dame von der Gesellschaft, wer doch der Bär wäre, welcher neben der Königinn säße. „Es ist meine Mutter" erhielt er zur Antwort; denn er hatte sich eben an die Demoiselle Grotius gewendet. Da er sich der greulichen Unbesonnenheit schämte, und sein Gesicht noch röther aussah, als sein Kleid, bückte er sich, und schlich sich davon.

Um diese wechselseitige Kenntniß der Gesellschafter zu erleichtern, ist es Sitte, daß der Herr und die Frau vom Hause jedem, der in die Gesellschaft eintritt, diejenigen von den bereits anwesenden Personen, von denen sich vermuthen läßt, daß sie dem Eintretenden noch unbekannt seyn dürften, dem Namen, Stande und Charakter nach vorstellen, und so umgekehrt, die Anwesenden mit dem Erscheinenden bekannt mache. Z. B. Ich habe die Ehre, Ihnen hier die Frau Regierungsräthinn v. Kleinbach — und hier ihren Gemahl — hier den Herrn Obersten Ehrenbusch — hier den Herrn Kanonikus v. Aichenthal u. s. w. vorzustellen.

2. Regel. „Man rede nicht eher, als man gedacht, d. i. überlegt hat, ob das, was man agen will, so beschaffen sey, das es weder uns, weder Andern, zum Nachtheil gereichen könne.“

Ein ausgesprochenes Wort ist eben so unwiederbringlich, wie der verflossene Augenblick; und Widerrufen eine mißliche Sache; zu geschweigen, daß durch einen solchen Widerruf, und durch alle möglichen Entschuldigungen, der üble Eindruck, den man durch eine unbesonnene, oder alberne, oder gar verfängliche Rede einmal gemacht hat, nicht ganz wieder ausgelöscht werde *).

3. Re-

---

*) Als der Herzog von Savoyen, der unsterbliche Prinz Eugenius, in London war, gab ihm zu Ehren auch der Marschal von Marlborugh, eine Tafel. Der Bischof Burnet bat den Marschal, er möchte ihm Gelegenheit machen, diesen grossen Feldherrn näher kennen zu lernen. „Ich will Sie mit zur Tafel ziehen; (antwortete der Marschal) aber Sie müßen

Sich

3. Regel. „Gleichwohl muß man keinen Anstand nehmen, falls man im Reden sich übereilt hätte, das Versehn wo, und so viel es möglich ist, wieder gut zu machen.“

Die Regel setzt die Möglichkeit der Reparazion voraus; denn nicht in allen Fällen findet sie Statt, und am wenigsten da, wo man durch windschiefe Urtheile, oder lächerliche Behauptungen, die Untiefe seines Verstandes bloß giebt. Hat man, wider seine Absicht jemanden etwas beleidigendes gesagt, oder auch Unrecht gethan, so kann Abbitte und Widerruf zwar einigen Anspruch auf Nachsicht geben, allein dieß bleibt doch immer nur Fleckputzerey. Ein Fleck in einem Kleide mag noch so gut ausgeputzt werden, so kömmt immer etwas davon wieder zum Vorschein. Die Anwendung dieses Gleichnisses ergiebt sich von selbst. Darum ist es auch klüger und nützlicher, obige zweyte Regel zu befol-

---

Sich in Acht nehmen, nichts ungereimtes zu sagen. O, das will ich (versetzte der Bischof) ich will so stumm da sitzen, wie ein Fisch. Er hielt Wort. Auf einmal fiel Burnet dem Prinzen in die Augen. Dieser fragt sogleich den Marschal, wer dieser Geistliche sey. Der Marschal sagt es ihm. Der Prinz, um dem Bischof einen Beweis zu geben, daß er ihn nicht übersehen habe, wendete sich mit der Frage an ihn: wenn er das letzte Mal in Paris gewesen, „Im Jahr 1680“ antwortete Burnet. Der Prinz, dem diese Antwort nur zu sichtbar auffiel, brach sogleich ab, und schwieg. Um die Unbesonnenheit, deren sich Burnet schuldig gemacht hatte, einzusehen, muß man wissen, daß im Jahre 1680 verschiedene vornehme Damen in Paris, aus Verdacht der Giftmischerey eingezogen wurden, worunter sich auch die Gräfin von Spisson, die Mutter des Prinzen Eugenius, befand.

folgen, als der Nothwendigkeit, zur Befolgung der dritten, seine Zuflucht zu nehmen, sich auszusetzen *).

4. Regel. „Dinge, die man nicht gewiß weis, behaupte man niemals. Eben so wenig lasse man sich in ein Gespräch ein, in dessen Inhalt man keine Einsicht hat. Durch Jenes beleidigt man die Rechtschaffenheit; durch Dieses verräth man nebst seiner Unwissenheit, auch vollen Mangel an Klugheit."

„Es ist ein grosses (merkt La Bruyere richtig an) wenn man weder hinlänglichen Verstand hat, vernünftig zu sprechen, noch Beurtheilungskraft genug, zur rechten Zeit zu schweigen. Dieß ist der Hauptgrund von aller Ungereimtheit."

5. Re:

---

*) Der französische Marschal de la Meillerace (erzählt der Kardinal Retz in seinen Memoires) besah Porto Ferrajo, die einzige unüberwindliche Festung, die es in der Welt geben mag. Und, als ein hitziger, unbesonnener Mann, sagte er zum Grifoni, welcher, von wegen des Herzogs von Toskana, so eben Kommendant dieser Festung war: „Die Festungswerke sind zwar gut; aber wenn der König mein Herr, mir Befehl ertheilte, diesen Platz anzugreifen, so wollte ich ihm binnen 6 Wochen gute Rechenschaft davon geben." Grifoni antwortete ihm, daß er das Ziel zu weit hinaussetzte; denn der Herzog sein Herr wäre dem Könige so ergeben, daß es weiter nichts als einen Augenblick brauchte. Der Marschal schämte sich seiner unüberlegten Rede; machte aber den Fehler einigermassen wieder gut, indem er sagte: „Ihr seyd ein braver Mann, Herr Kommendant, und ich bin ein Thor. Ich gestehe, eure Festung ist unüberwindlich.

5. Regel. „Man erzähle niemals in Gesellschaften etwas, als ein Geheimniß, das uns anvertrauet worden.

Denn nicht nur, daß man dadurch das Zutrauen Andrer mißbraucht, so ist auch diese Plauderhaftigkeit eine schlechte Aufmunterung für die Anwesenden, die Ausschwätzer fremder Geheimnisse zu ihren Vertrauten zu machen.

6. Regel. „Man nehme sich in Acht, in Gesellschaft viel und bäuerisch zu lachen; noch lache man über etwas allein, am wenigsten über seine eigenen Einfälle."

Durch Verabsäumung dieser Regel, zeigt man sich als einen Gecken, und ungezogenen Schwachkopf. Vielfachen, kann es was anders seyn, als die Wirkung eines kindischen Muthwillens und Leichtsinnes? Unter Leuten von Bildung, von reifer Beurtheilung, von Lebensart und Geschmack, wird man nicht leicht einen Lacher finden, lächeln werden sie allenfalls, aber auch nur über das feine Komische. Triviale Spasse werden ihnen eher Unwillen, als Lachen abnöthigen. — Seine eigenen Einfälle belachen, heißt ihnen, wenn sie auch an sich witzig, und komisch wären, das Salz benehmen. Kurz durch vieles und unzeitiges Lachen macht man sich lächerlich.

9. Regel. „In Gesellschaft halt deine Zunge in strenger Zucht, und erlaube ihr nicht, von jemanden, wer es auch sey, nicht einmal in seiner Abwesenheit, übel zu sprechen."

Kaum giebt es eine Regel des Umgangs, wider welche häufiger gesündiget würde, als diese; da leider nur wenige Gesellschaften, zumal von denen, die aus Leuten von leerem Kopfe und verderbtem Herzen bestehen,

sich trennen, ohne daß darinn nicht einige gute Namen wären getödtet worden. Um so dringender wird die Befolgung dieser Regel in Gesellschaften von engerm Ausschusse, d. i. in solchen Gesellschaften, in welchen mit Skrupulosität über Sittlichkeit und Wohlanständigkeit gehalten wird, und alles, was damit streitet, Tadel und Unehre nach sich zieht. Bloßgegebener Hang zur Schmähsucht, als Beweis eines bösen Herzens, erregt bey allen Menschen, von feinem moralischen Geschmack, Mißfallen — Verachtung; nicht zu gedenken, daß man von jenen, die in unsrer Gegenwart der Ehre Andrer nicht schonen, mit Grunde erwarten muß, daß sie, bey Gelegenheit, nicht mehr Schonung für die unsrige haben werden. Endlich, da man nicht wissen kann, ob die, in ihrer Abwesenheit, gemißhandelten Personen nicht etwa jemand von der Gesellschaft aus dem Grunde der Anverwandtschaft oder Freundschaft angehen: so ist es auch in dieser Rücksicht äußerst unklug, und nicht minder gefährlich, die Ehre Abwesender, durch üble Nachrede, anzutasten.

10. Regel. „Hüte dich vor Affektazion; sie macht sich nicht nur in Gesellschaft, sondern überhaupt allen Leuten von Geschmack, unausstehlich.“

Unter Affektazion versteht die Regel ein Bestreben, vorzüglich seine Aussenseite durch Kunst zu verschönern, und ihr eine Eleganz zu erzwingen, die ihr nicht natürlich ist. Man will recht freundlich, recht reizend, recht einnehmend aussehen — will im Sprechen, Lächeln, Stehen, Gehen, in den Mienen und Geberden, in den Stellungen und Bewegungen des Körpers eine gewisse Feinheit, — Grazie, die man nicht besitzt, kurz man will das Gemeine vermeiden, und verfällt in das Possierliche, in das Abgeschmackte; —

man

man wird zum Hasenfuß *). Nicht zu gedenken, daß ein so sichtbares Bemühen, zu gefallen, eine Art Ekel erregt. Die rauheste, die holprigste Natur ist erträglicher, als solche geckische Affenzierereyn.

Zu dieser Affektazion gehört auch die kriechende Schmeicheley, mittelst welcher man alles ohne Unterschied übertrieben lobt, bewundert, anstaunt, was etwa beyfallwerthes in Gesellschaft geschieht — vorkömmt, und dadurch zu erkennen giebt, daß man solche Speichelleckerey für das bewährteste Mittel ansehe, sich in Gunst zu setzen, was doch für die übrige Gesellschaft, falls sie nicht aus lauter Blödköpfen bestünde, wahre Beleidigung seyn muß. Alles loben und bewundern, ist eben so abgeschmackt, als alles tadeln und verachten unartig ist.

11. Regel. „Thu in Gesellschaft nichts zur Unzeit, d. i. nichts, das, unter den gegenwärtigen Umständen, der ganzen Gesellschaft, oder auch nur einzelnen Mitgliedern, unangenehm — lästig fallen könnte, oder was überhaupt mit dem Endzwecke der Gesellschaft sich nicht verträgt.

Um diese Regel verständlicher zu machen, wollen wir einige Beyspiele von Verletzungen derselben beybringen. Hieher gehört also, wenn man in Gesellschaften, von ernster, oder gar trauriger, Stimmung, sich Spaßmacherey — muthwillige Scherze herausnimmt; und in Zusammenkünften, worinn ein aufgeweckter, froher, scherz-

*) On n'eſt jamais si ridicule par les qualités, que l'on a, que par celles, que l'on affecte d'avoir.

Rochefaucault.

scherzhafter Ton herrscht, den Hypochondristen, den Murrkopf, den Sittenrichter, den Reformator spielt. — Wenn man in Beyseyn solcher Personen, die ihrer Vermögensumstände wegen, knapp haushalten müßen, mit seinem Reichthum, mit seinem Prachtaufwande groß thut. — Wenn man vor Leuten, die sich mit einem siechen Leben schleppen, von seiner dauerhaften Gesundheit Wunder erzählt; vor Leuten, die mit Unfällen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, seine günstigen Schicksale, seine glücklichen Ereignisse mit einer Art von Uebermuth heraushebt. — Wenn man in Gegenwart eines unglücklichen Vaters von dem Troste, den man an seinen Kindern erlebt hat, oder noch zu erleben hofft, viel Aufhebens macht. Gegen Unschicklichkeiten dieser Art können wir uns lediglich dadurch sichern, daß wir — wie es ohnehin Gesetz der Artigkeit ist — in Gesellschaften mehr an unsre Mitgesellschafter, als an uns selbst denken; mehr um ihre Zufriedenstellung, als um unsre eigene besorgt sind.

12. Regel. „Hüte dich in Gesellschaften vor dem, allenthalben Ueberdruß verursachenden, Einerley."

Es giebt Menschen, die sich einen Vorrath von Anekdoten, von scherzhaften Einfällen, von Schnurren und Schnacken, von lustigen Histörchen gesammelt haben, die sie jeder Gesellschaft aufzutischen nicht ermangeln, ohne daran zu denken, daß sie dieselbe mit diesen zehnmal aufgewärmten Speisen nur schlecht bewirthen. Ist man mit Leuten dieser Art nur ein paarmal in Gesellschaft gewesen, so kann man in voraus wissen, was man bey der nächsten Wiederzusammenkunft, für schöne Sächelchen werde zu verdauen bekommen. Daß solche

Ge=

Gecken nach ihrem Umgang nicht sonderlich lüstern machen, fällt in die Augen.

13. Regel. „Ueberhaupt, so du im Umgange dir Beyfall, Ehre, Gunst erwerben willst, habe die Gesetze des Anstands, der Höflichkeit und Artigkeit stets vor Augen. Bezeige dich willig, nachgebend, gefällig, bescheiden, tolerant. Schicke dich in deine Mitgesellschafter; füge dich den Umständen, und wache sorgfältig über deine Mienen und Geberden, besonders über deine Zunge *).

Diese Materie, vom gesellschaftlichen Umgange, wollen wir mit Anführung einiger hieher gehörigen Schriftsteller beschliessen.

Erasmus de civilitate morum.
Gvazzius de mutua et civili conversatione.
Madlle. Scudery Morale du Monde.
Bellegarde Modéles de conversation.
—— Reflexions sur le ridicule, et sur les moyens de l'eviter.
—— Art de plaire dans la conversation.
—— La politesse des moeurs.
Callier de la Science du monde.
Knigge über den Umgang mit Menschen.

Re-

---

*) Eben diese gesellschaftlichen Tugenden rühmt Simo, in der Andria beym Terenz, von seinem Sohne Pamphilus.

Sic vita erat: Facile omnes perferre ac pati;
Cum quibus erat, cumque una, iis se dedere,
Eorum obsequi studiis, adversus nemini;
Nunquam præponens se illis. Ita facillime
Sine invidia laudem invenias, et amicos pares.

Regeln der Höflichkeit und einer feinen Lebensart, von einem erfahrnen Weltmanne. Wien 1789.

Von Gönnern im eingeschränktern Verstande.

Unter dieser Art von Gönnern verstehen wir Personen von hoher Geburt, von ausgezeichnetem Range, von Ansehen, von Macht; als da sind Fürsten, Grafen, Minister, Präsidenten, Hofleute, überhaupt alle Diejenigen, welchen bey der Verwaltung des Stats, ein ausgebreiteterer Wirkungskreis angewiesen worden. Dürfen wir uns des Wohlwollens, der Protekzion, solcher Personen erfreuen, sind sie unsre Patrone, so können wir auch, bey verschiedenen, durch unsre Kräfte nicht erreichbaren, Endzwecken auf die Mitwirkung ihrer vielvermögenden Kräfte rechnen.

„Wie kann man sich Gönner dieser Art erwerben?“

Da der allzu grosse Abstand, der zwischen solchen angesehenen Personen, und Denjenigen obwaltet, die sich um ihre Gunst zu bewerben haben, keinen eigentlichen Umgang mit denselben gestattet: so leuchtet sogleich ein, daß das oben, in Rücksicht auf Gönner im ausgedehntern Verstande vorgeschlagene Mittel, d. i. durch einen wohlanständigen und empfehlenden Umgang sich Beyfall, Achtung und Gunst zu erwerben, in Bezug auf diejenigen Gönner, von denen hier die Rede ist, gänzlich wegfalle. Sie müßen zuvor unsre Gönner geworden seyn, ehe allenfalls von diesem Mittel sich Gebrauch machen läßt. Gleichwohl können

sie

sie niemals unsre Gönner werden, so lange wir ihnen unbekannt bleiben. Hieraus ergiebt sich folgende

1. Regel. „Erwirb dir so viele allgemein empfehlende Eigenschaften als möglich. Ins Besondre aber suche in derjenigen Berufsart, welcher du dich gewidmet hast, durch Geschicklichkeit, Eifer und Treue vor deines Gleichen dich dergestalt hervorzuthun, daß du eine Art von Celebrität erreichest.“

So lange man nicht bemerkt wird, kann man nicht erwarten, hervorgezogen zu werden. Wie wird man aber bemerkt werden, wenn man sich durch etwas hervorstechendes nicht auszeichnet, und bemerkbar macht? Thut man aber dieß, so legt man den Grund zu einem günstigen Rufe, mittelst wessen man solchen Personen bekannt werden kann, zu denen man noch keinen Zutritt hat, um ihnen persönlich bekannt zu werden.

Wie jener Sachwalter aus seinen nicht allzu günstigen Glücksumständen, in so kurzer Zeit sich empor gehoben, und die angesehensten Gönner sich erworben habe? — Seine wohlanständige Aufführung, seine Bescheidenheit und Geschmeidigkeit, sein ausgebildeter Verstand, sein richtiger Geschmack, seine Welt- und Menschenkenntniß, seine feine Lebensart; — die gewissenhafte Rechtschaffenheit, der unverdrossene Diensteifer, die wachsame Aufmerksamkeit, womit er die Angelegenheiten seiner Klienten besorgt — alles dieß hat ihn nach und nach in einen so ehrenvollen Ruf gesetzt, ihm ein solches Zutrauen im Publikum erworben, daß allenthalben, wo von einem geschickten und redlichen Advokaten die Frage ist, er in Vorschlag gebracht wird, und Vornehme sowohl, als Niedere, ihre Angelegenhei-

ten

ten in den besten Händen glauben, wenn sie solche den seinigen anvertrauet haben.

Es giebt freilich noch Andre seines Berufes, die sich eben so gut wie er, auf die Rechtspraxis verstehen, allein der Ruf ist wider sie, oder schweigt wenigstens von ihnen. Als Sachwalter dürfen sie ihm wohl an die Seite treten, aber in Rücksicht auf Menschenwerth, und in Bezug auf Geistesbildung überhaupt mit ihm verglichen, stehen sie ihm weit nach.

Bei den Krankenbetten der Vornehmen trifft man meistens den Arzt Phanor an. Die Mehresten seiner Berufsgenossen verstehen sich eben so gut auf die Heilungskunst wie er. Allein sie besitzen nicht so viel Kunst, für sich einzunehmen, nicht so viel feine Lebensart, nicht so viel Menschenkenntniß, nicht so viel Welt, nicht so viel Klugheit; stehen nicht in einem so allgemeinen günstigen Rufe wie er.

Eben dieß gilt von allen übrigen Berufsarten. Ohne einigen Ruf kann man den Vornehmen nicht bekannt werden, und ohne gewisse ausgezeichnete Eigenschaften sich nicht in Ruf setzen.

Was unsrer Person versagt ist, wird manchmal unsern Schriften gewährt. Oft gelangt ein Buch dahin, wohin dem Verfasser ohne diesen Vorläufer kein Zugang offen stehen würde. Man muß demnach, sofern man kann, diesen Weg den Großen bekannt zu werden, nicht unbenutzt lassen. Daher die

2. Regel. „Verabsäume nicht deine vorzüglichen Talente und Eigenschaften dem Publikum in guten Schriften kundzumachen, und ich zieh hiebei gemeinnützige Materien, den bloß ergötzenden vor. Sind diese Produkte deines Geistes so beschaffen,

daß

daß sie Beifall finden, so werden sie dir auch vornehme Gönner erwecken."

So arm an einsehenden, und für das gemeine Beste sich intressirenden Großen ist kein Land, daß ein gemeinnütziger Schriftsteller nicht Beifall, Protekzion und Unterstützung finden sollte. Auch wird man den Vater eines Kindes, das man einer günstigen Aufnahme gewürdigt hat, von seiner Thüre nicht abweisen. Vielmehr wird man begierig seyn, auch ihn kennen zu lernen, und sonach ihn selbst aufsuchen. Ist der Vater nun auch so geartet, daß das Kind sich seiner nicht schämen darf, so wird er nicht minder sein Glück machen.

3. Regel. „Da die Großen insgemein ihre Lieblinge haben, Personen nämlich, die sie besonders wohl um sich leiden können, ihres vorzüglichen Zutrauens würdigen, und deren Fürspruch und Empfehlung sie nicht leicht zurückweisen: so verabsäume man nicht, solche Favoritten zu gewinnen, um durch deren Vermittlung Zutritt zu ihren Gönnern zu erhalten. Jedoch müssen solche Mittelpersonen keine Gattung Menschen seyn, denen verbindlich zu werden, ein delikates Ehrgefühl sich schämen müßte."

Der Grund von der Einschränkung, die wir dieser Regel beifügen, ist dieser: bei der Gunst der Großen, die man solchen Personen wie diese Einschränkung annimmt, zu verdanken hat, läßt sich nicht auf Dauer rechnen; sie ist insgemein so wandelbar, als die Favoritschaft dieser Personen selbst, welche dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß nicht dauerhaft seyn kann. Ueberhaupt erregt man von seiner Denkart, und seinem moralischen Werth eine sehr ungünstige Meinung beim Publikum, wenn man nicht erröthet, sein Glück bei Großen durch Mittelpersonen zu machen,

die sich eben nicht auf die unbefangenste Art — auch wohl durch Schande — diejenige Protekzion erworben haben, durch welche sie in den Stand gesetzt wurden, ihre Klienten gleichfalls ans Brett zu bringen. Und welches Großen Gunst vermag einem Manne von Ehrgefühl den Nachtheil zu vergüten, den man sich durch den unwiederbringlichen Verlust seines guten Namens — seiner öffentlichen Reputazion zugezogen hat?

4. Regel. „Eben so hütte man sich, durch niederträchtige, lasterhafte Dienstleistungen sich in die Gunst vielvermögender Großen einzuschleichen."

Denn nicht nur, daß es ein sehr übel verstandener Vortheil ist, den man sich auf Kosten der Tugend und Rechtschaffenheit erwirbt; so kann eine durch solche Mittel erschlichene Gunst ebenfalls nicht dauerhaft seyn, weil niemand die Vertrauten oder gar die Werkzeuge seiner Schandthaten gern um sich sieht. Wer sich vor dir stets schämen muß, wird nie dein Freund, sagt das Sprichwort. Ueberhaupt ist es gefährlich, Gönner zu haben, die man sich nicht durch wahre Verdienste zugezogen hat.

5. Regel. „In jeder Lage beeifere man sich, die Aufmerksamkeit seiner Oberbefehlshaber auf sich zu ziehen, und diese zu seinen Gönnern zu machen. Das einzige sichere Mittel hiezu — wie leicht zu erachten — ist, daß man durch Unverdrossenheit, Eifer, Geschicklichkeit und Genauigkeit in Erfüllung seiner Amtsobliegenheiten sich vor seinen Miteifrern auszeichne. Man vollziehe daher nicht nur ihre Befehle und Aufträge mit der größten Bereitwilligkeit, sondern erbiete sich auch zu solchen Geschäften, zu denen man von Amts wegen nicht gehalten ist, um sich dadurch Verdienste zu erwerben. Kurz man gebe durch werkthä-

thätige Beweise zu erkennen, daß man nichts sehnlicher wünsche, als ihren Beifall, ihre Zufriedenheit zu verdienen."

Diese Regel rechtfertigt sich durch die einzige Erwägung, daß unser Fortschreiten auf der eingeschlagenen Geschäftsbahne größtentheils von der Mitwirkung unsrer Vorgesetzten abhänge, als denen es zukömmt, über die Gleichgültigkeit unsers Anspruchs auf Beförderung zu erkennen. Zwar kann man durch eine Verbindung günstiger Umstände zu einem Geschäftsposten gelangen, der zum Weiterkommen eine vortheilhafte Aussicht öffnet. Allein das wirkliche Weiterkommen wird auf eine rechtmäßige Art nicht anders, als lediglich durch gelegte Verdienste, und durch das Zuthun der Vorgesetzten zu bewirken seyn.

Uebrigens kömmt bei der Gönnerschaft der Vornehmen auch viel auf das Glück an. Ein günstiger Augenblick, eine sich selbst anbietende Gelegenheit, kann oft gewähren, was man lange vergebens suchte, auch durch die ausgezeichnetsten Verdienste kaum würde erhalten haben. Indessen, obgleich ein glückliches Ungefähr uns einen Weg zur Gunst der Großen bahnen kann, so werden wir uns doch in dem Besitze dieser Gunst, ohne Klugheit, nicht erhalten. — Diese Klugheit wird — wie leicht zu begreifen — hauptsächlich darinn bestehen, daß man sich sorgfältigst hütte, seine Gönner zu beleidigen, welches auf mancherlei Art geschehen kann. Wir wollen auf einige Klippen, denen man mit vorzüglicher Behutsamkeit auszuweichen hat, aufmerksam machen.

6. Regel. „Man benutze seine Gönner mit der möglichsten Schonung. Man falle ihnen nicht zu oft mit Bitten beschwerlich, sondern spare ihre Mitwir-

wirkung für den äußersten Nothfall auf. Am wenigsten erdreiste man sich, ihnen Gnadenbezeugungen zuzumuthen, die mit der Gerechtigkeit oder Billigkeit oder, wie immer mit ihrer Ehre streiten. Für seine Freunde die Unterstützung seiner Gönner auszuwirken, nehme man sich nie heraus, ohne die größte Wahrscheinlichkeit, daß sie einen solchen Fürspruch nicht als Mißbrauch ihrer Gnade ansehen werden."

Diese Regel rügt die Unklugheit, deren sich oft Günstlinge dadurch schuldig machen, daß sie, um ihre Gönner auf die ergiebigste Art zu benutzen, ihre Zudringlichkeit bis zur Unverschämtheit treiben. Nicht genug: daß sie alle Augenblicke durch neue, und mitunter durch die unbescheidensten Bitten zu eigenen Gunsten ihren Gönnern beschwerlich fallen: so werfen sie sich auch zu Mittelpersonen auf, durch welche von ihren Gönnern zugleich andern Menschen Gnaden zufließen sollen. Selbst nur Klienten wollen sie schon auch ihre Klienten haben. Die natürlichste Folge von alle dem ist, daß ihre Gönner des beständigen Ueberlaufs müde, auf Mittel denken müssen, sich diese Unwürdigen vom Halse zu schaffen.

Vor einer andern nicht minder gefährlichen Unklugheit zu warnen, ist die Absicht folgender

7. Regel. „So herablassend auch deine Gönner sich bezeigen, so laß dich doch dadurch nicht verleiten, den ihnen gebührenden Respekt, die ihnen schuldige Ehrerbietung durch ein Benehmen gegen sie, das auf Familiasirung hinausläuft, ausser Augen zu setzen."

Einer schon alten Bemerkung zufolge leiden die Großen mehr als andre Menschen, an Launen, und oft an den sonderbarsten Launen. Was ist natürli-

licher als daß sie, bei einem Anfalle von übler Laune irgend einmal höchlich empfinden, was sie nicht nur schon unzähligemal gestatteten, sondern auch mit Wohlgefallen aufnahmen? Unsre Gönner lassen sich zuweilen dergestalt herab, daß sie nicht nur auf einen ganz vertraulichen Fuß mit uns umgehen, sondern auch auf gleiche Art von uns behandelt zu werden verlangen. Aber weh uns, wenn wir dadurch uns einschläfern lassen, und befugt glauben, auch weiter keine Umstände mit ihnen zu machen. Bei irgend einer Anwandlung von Mißlaune werden sie sich an das Verhältniß erinnern, in welchem wir mit ihnen aus dem Grunde ihres Standes, ihres Ranges stehen, und dann unsre Vertraulichkeit, für Keckheit, für Mißbrauch ihres Wohlwollens, für Verletzung des ihnen schuldigen Respekts ansehen, und wir sind — verloren. Hieraus erklärt und rechtfertigt sich unsre Regel.

8. Regel. „Mit den Gnadenbezeugungen, deren deine Gönner dich in geheim würdigen, prahle nicht öffentlich. Es kann ihnen aus guten Gründen, an deiner Verschwiegenheit gelegen seyn, in welchem Falle dein unbescheidenes Ausposaunen sie aufbringen, und sonach ihr Wohlwollen gegen dich wenigstens schwächen müßte."

Schon oben haben wir erinnert, daß es höchst unklug sey, über seine glücklichen Ereignisse viel laut zu werden. Man zieht sich dadurch; ohne Noth, nur Neider zu; und Neider werden Feinde. — Wozu braucht die Welt zu wissen, was du deinen Gönnern alles zu verdanken hast? Glaubst du, sie werden sich darüber freuen? Dann kennst du die Welt nicht. Schon läuft es wider die Klugheit, wenn man die Welt nur wis-

sen läßt, welche Personen unsre Gönner sind, als woraus man so lange, als möglich, ein bloß bewährten Freunden mittheilbares Geheimniß machen muß, und zwar aus folgendem Grunde. Unsre Gönner vermögen ohne Vergleich thätiger und freier sich für unser Bestes zu intressiren, so lange sie dafür nicht bekannt sind. Sind sie aber als solche einmal bekannt, dann befiehlt ihnen Klugheit und Ehre schon mehr Zurückhaltung und Behutsamkeit, um sich der Nachrede nicht auszusetzen: als wären die Triebfedern ihrer so eifrigen Verwendung zu unserm Besten lediglich Gunst und vorgefaßte Zuneigung aus deren Grunde sie Verdienste, die wir nicht besitzen, an uns entdeckten, über die entschiedenen Verdienste Andrer aber aus Partheylichkeit, hinweg sähen. In Rücksicht auf diejenigen Gönner, die zugleich unsre Vorgesetzten sind, empfiehlt die Klugheit folgende

9. Regel. „Hast du an deinem Vorgesetzten dir einen Gönner erworben, so hütte dich auf dessen Gunst zu sündigen dadurch, daß du nunmehr von der Verbindlichkeit deine Amtsobliegenheiten nach aller Strenge zu befolgen, dich dispensirest, und hier und da Saumseligkeiten dir erlaubest, durch den Wahn geblendet, das besondere Wohlwollen deines Oberbefehlshabers bürge dir für Nachsicht."

Wie falsch ein Günstling, der das thäte, wovor unsre Regel warnet, kalkuliren würde, läßt sich aus Folgendem einsehen. Hat der Vorgesetzte einem Subalternen aus keinem andern Beweggrunde, als aus Gerechtigkeit gegen dessen ausgezeichnete Amtsverdienste, seine Gunst geschenkt: so kann er demselben

um so weniger konnivi ren, als es vielmehr mit Strenge darüber halten muß, daß dieser fortfahre, sich hervorzuthun; weil nur dadurch seine vorzügliche Gunst, in den eiferſüchtigen Augen der übrigen Subalternen, gerechtfertigt werden kann. Entspricht der Günstling dieser gerechten Forderung seines Vorgesetzten nicht, dann wird dieser, um sein Ansehn und seine Ehre nicht zu kompromittiren, sich bemüßigt sehen, dem Unwürdigen nicht nur seine Gunst wieder zu entziehen, sondern ihn auch die Schwere seiner verwirkten Ungnade fühlen zu zulassen. Zu spät wird nun der Disgrazierte, wie gewaltig er sich betrogen habe, einsehen, denn der Schade läßt sich nicht wieder gut machen.

10. Regel. „Würdigt dein Vorgesetzter dich einer vorzüglichen Gunst, so nimm daher ja nicht Anlaß, deinen Amtsgenossen mit Stolz, Uebermuth, Verachtung zu begegnen, in der thörichten Einbildung, die Protekzion des Oberbefehlshabers mache dir die Gunst der Subalternen entbehrlich.

Schon oben hatten wir Gelegenheit, die Regel einzuschärfen: daß man sich sorgfältig in Acht nehmen müße, auch den niedrigsten Menschen zu beleidigen, weil jeder Mensch, wenn er unser Feind wird, schaden kann. Sollteſt du diese Regel, die ganz und gar keine Ausnahme leidet, in Beziehung auf deine Amtsgenossen übertreten dürfen? und Menschen, mit denen du leben, umgehen, und zu thun haben mußt, ohne Nachtheil, dir zu Feinden machen können? Deine herabwürdigende Benehmungsart gegen sie, fällt ihnen von Tag zu Tag unerträglicher. Die natürlichste Folge hievon wird diese seyn, daß sie gemeinschaftliche Sache wider dich machen, dir auf den Dienst lauern, dir Fallen legen — deinen Absichten, nach Thunlich-

keit, entgegenzuarbeiten, deine Handlungen in das ungünstigste Licht zu stellen, wohl gar bey deinen Vorgesetzten dich anzuschwärzen suchen, kurz, alles, was gereizte Rachsucht ihnen eingeben kann, unternehmen werden, um dich zu verderben. Gesetzt aber auch, es gelänge dir, durch deine Wachsamkeit, und Klugheit, dich gegen die Kabalen deiner Feinde dennoch aufrecht zu erhalten: welche Unruhe, welche Sorgen, welche Mühe wird dir dieß nicht machen! wovor du dich so leicht hättest verwahren können, wenn du — wie die Klugheit ohnedieß von dir forderte — durch ein bescheidenes, freundliches, von Achtung zeugendes Betragen, deine Amtskollegen zu gewinnen, und zu deinen Freunden zu machen, besorgt gewesen wärest. Diese Betrachtung wird unsre Regel ohne weiters rechtfertigen.

Von Freunden in der ausgedehntern Bedeutung.

Schon oben ist vorläufig erinnert worden, daß man die Freundschaft in einem doppelten Verstande, in einem ausgebreiteten, und in einem engern, nehmen müße. In dem erstern genommen, ist sie eine gesellschaftliche Verbindung, mittelst welcher zwo, oder mehrere Personen, durch einen frequenten Umgang, sich näher an einander schliessen; sich wechselseitig für einander intressiren, und, zum Beweise ihrer Hochschätzung einander, nach dem Masse ihrer Kräfte, nützlich und gefällig zu werden suchen, ohne deßwegen die innige Mittheilung und Anhänglichkeit zu unterhalten, kraft welcher Freunde in der engern Bedeutung

ihre

ihre Seelen, ohne alle Zurückhaltung, einander aufschliessen, ihre Endzwecke als gemeinschaftliche betrachten, *) kurz in einem solchem Verhältnisse mit einander stehen, daß der eine gleichsam das zweyte Ich des andern ausmacht **).

In Rücksicht auf die Vortheile des gesellschaftlichen Lebens, sind Freunde der ersten Art hinlänglich; zumal die Freundschaft der zweyten Art nur unter sehr wenigen, ganz besonders sympathisirenden — gleichsam für einander geschaffenen, Personen Statt findet. Sonach werden wir uns hier auch auf die Freunde, im ausgedehntern Verstande, einschränken.

„Soll man mit jedermann Freundschaft schliessen, wozu man Mittel und Gelegenheit hat?"

Da wir hier die Freundschaft bloß für ein Mittel zur Beförderung der äußern Glückseligkeit, oder, für eine Kraft der Klugheit, nehmen, so wird aus dieser Voraussetzung die Frage sich leicht beantworten lassen. Es ist nämlich nur die Freundschaft solcher Personen anzurathen, die gerade, in unsrer Lage, das Meiste zu unsrer Glückseligkeit beyzutragen im Stande sind, d. i. welche entweder Kräfte des Verstandes, oder des Willens oder des zeitlichen Vermögens besitzen, durch welche es ihnen möglich wird, nöthigen Falls, zur Erreichung unsrer Endzwe-

 cke

*) Amici usque in extremas res. Tacitus.

**) Is amicus est, qui est tanquam alter idem. Cicero.

Re mitzuwirken. Dieß vorausgeschickt, werden die Regeln der Klugheit, nach welchen man seine Freunde zu wählen und zu behandeln hat, sich ohne viel Mühe finden lassen.

1. Regel. „Sey behutsam in der Wahl deiner Freunde. Schließ mit niemanden Freundschaft, so lange du ihn nicht genau hast kennen lernen *).

Wie können wir auch, ohne diese Regel befolgt zu haben, sicher seyn, daß uns die Freundschaft einer gewissen Person vielmehr nützen als schaden werde? Und wäre es nicht die äußerste Unklugheit in einer so wichtigen Sache, etwas auf ein Vielleicht zu wagen? Haben wir uns einmal unvorsichtig eingelassen, und finden uns nachher bemüßigt, zurückzutreten, dann ist es immer ein mißlicher Fall. Wir wagen Denjenigen, den wir einst als Freund behandelten, durch einen Bruch zu beleidigen, — oder wohl gar zu unserm Feinde zu machen. Der schädlichen Folgen nicht zu gedenken, die für uns entstehen müßten, wenn der verabschiedete Freund von unsrer ehemaligen Offenherzigkeit einen undiskreten Gebrauch machen sollte. Die Uebereilung, mit der man sich nur zu oft hingiebt, macht daher, daß Freundschaften, die eine ewige Dauer versprachen, plötzlich zerfallen, und nicht selten in die tödtlichste Feindschaft übergehen.

2. Regel. „Man untersuche vorläufig den Gemüthscharakter derjenigen Person, mit der man

---

*) Talem diligentiam exhibe in amicis comparandis, ne incipias amare, quæ deinceps possis odisse.

Seneca.

man Freundschaft zu schliessen gedenkt, d. i. man suche von ihrer Art zu empfinden, zu denken und zu handeln sich eine, so viel möglich, zuverläßige Kenntniß zu verschaffen."

Wie eine solche Kenntniß von Menschen zu erlangen sey, haben wir bereits oben, unter dem Abschnitte: von der Erkenntniß sittlicher Charaktere, zu zeigen gesucht, worauf wir hier verweisen. Uebrigens wird die genaue Vorkenntniß der zu wählenden Freunde, von welcher die Regel spricht, auch aus dem Grunde nöthig, weil es nur zu viele Heuchler in der Freundschaft giebt, welche, um andere gutherzige, redliche Menschen zu hintergehen, ohne sich selbst hintergehen zu lassen, Gesinnungen der Freundschaft simulieren, in der That aber gar keine hegen.

Ob man gleich zu einem Freunde nicht fordern kann, daß er von allen Fehlern frey sey, so kömmt es doch sehr darauf an, ob er nicht etwa solche moralische Gebrechen an sich habe, die zu einer unnachtheiligen Freundschaft, schlechterdings unfähig machen. Daher die

3. Regel. „Geh mit niemanden Freundschaft ein, der von einer schlechten Denkart, oder von einem niederträchtigen Herzen Beweise gegeben hat, oder seiner Unmoralität wegen, bereits in übelem Rufe steht.

Diese Regel leidet durchaus keine Ausnahme. Denn welchen Vortheil könnte man sich auch von einer nähern Verbindung mit Menschen versprechen, die schlecht denken, und eben so handeln? Steht wohl vernünftigerweise zu erwarten, daß sie aus Freundschaft gegen uns, und gerade nur da, wenn sie mit uns zu thun haben, ihre Gemüthsart verläugnen, gegen uns allein besser

han-

handeln werden, als sie, überhaupt zu handeln gewohnt sind? Vielmehr ist anzunehmen, daß sie nur in so lange, als ihr eigener Vortheil es erheischt, sich gegen uns einigen Zwang anthun, und, wenn ihr Intresse es fordert, sogleich die Maske abwerfen — sich in ihrer wahren Gestallt zeigen werden *). Warum die Klugheit nicht erlaube, mit übelberüchtigten Menschen nähern Umgang, oder gar Freundschaft zu pflegen, haben wir ebenfalls schon oben, unter dem Abschnitte von der Ehre gezeigt.

4. Regel. „Hast du das Moralische einer Person kennen lernen, und von der Art befunden, daß du dich, ohne Gefahr mit derselben in Freundschaft einlassen kannst: so untersuche nun auch den Gehalt ihrer Kräfte, zu deinem Besten mitzuwirken."

Viele Freunde zu haben, ist weder rathsam, noch möglich. Die Klugheit fordert demnach unter der Menge möglicher Freunde diejenigen auszuwählen, deren Freundschaft uns die größten Vortheile gewähren kann. — Daß eine ganz uneigennützige Freundschaft zu den Undingen gehöre, ist bereits von Andern unwidersprechlich gezeigt worden, und ergiebt sich schon daraus, daß wir nichts lieben, nichts begehren können, als von wegen der Beziehung, die es auf uns hat.

5. Re-

---

*) Ego vos hortari tantum possum, vt amicitiam omnibus rebus humanis anteponatis; nihil enim est tam naturæ aptum, tam conveniens ad res vel secundas vel adversas. Sed hoc primum sentio, nisi in bonis amicitiam non esse.

Cicero.

5. Regel. „Da jeder Mensch ein Leibes- und ein Geistes-Temperament hat, und die meisten Menschen von einer gewissen Leidenschaft vorzüglich beherrscht werden: so macht zwar keines der Temperamente, keine der herrschenden Leidenschaften, zur Freundschaft schlechterdings unfähig; nur muß man sich angelegen seyn lassen, diejenigen Klugheitsregeln, welche wir oben, in Rücksicht auf die Freundschaft für alle vier Haupttemperamente, und für die drey herrschenden Leidenschaften ausgezeichnet haben, genau zu befolgen.

Der wahrhaft kluge weis in alle Menschen, von welcher Gemüthsart sie auch seyn mögen, sich zu schicken, sich ihnen beliebt zu machen, und Vortheil aus ihrer Gunst zu ziehen. Er wird folglich auch im Stande seyn, aus allen Menschen seine Freunde zu machen, deren Freundschaft ihm wie immer ersprießlich seyn kann.

6. Regel. „Man wähle seine Freunde nach der Beschaffenheit seiner Bedürfnisse; den klugen und einsehenden Mann, wo man Rath, Belehrung — den geehrten, den angesehenen, wo man Empfehlung, Fürspruch, Unterstützung — den wohlhabenden, wo man Hülfe in seinen Glücksumständen, — den weisen, den tugendhaften, wo man eines Führers auf dem Pfade des Lebens nöthig hat; u. s. w.“

Diese Regel verdient vorzüglich jungen Leuten auf das dringendste empfohlen zu werden, als welche gemeinhin ihre Freunde nicht nach ihren Bedürfnissen, sondern lediglich nach ihrem Hange wählen. Sie ziehen den angenehmen Gesellschafter, den Lustigmacher, den Schmeichler und — welches das Schlimmste ist — den Verführer solchen Personen vor, in deren Umgange sie weiser, klüger, besser werden könnten,

und bey deren Freundschaft auch ihrer künftigen Wohlfahrt gerathen wäre. Sie nennen die Theilnehmer, die Gefährten ihrer Ausschweifungen Freunde, und mißbrauchen diesen ehrwürdigen Namen auf das schändlichste, da sie dieselben eigentlicher Kammeraden — Spiesgesellen nennen sollten.

Die Lehre, welche der große Chesterfield, in diesem Stücke seinem Sohne giebt, verdient, ihrer Vortrefflichkeit wegen, hier wörtlich eingeschaltet zu werden. Er sagt: Noch giebt es unter jungen Leuten eine andre, dem Namen nach vorhandene Freundschaft, die auf einige Zeit eifrig, zu gutem Glück aber von kurzer Dauer ist. Diese Freundschaft wird eilfertig erzeugt, indem sie zufallsweise zusammenkommen, und der nämlichen Schwelgerey und Unzucht nachgehen. Wahrhaftig eine artige Freundschaft, die durch Trunkenheit und Geilheit befestiget wird! Eher sollte sie eine Verschwörung wider Vernunft und gute Sitten genennet, und als solche von der bürgerlichen Obrigkeit bestraft werden. Demungeachtet haben sie die Unverschämtheit, diese Zusammenrottung eine Freundschaft zu nennen. Sie borgen einander Geld zu schlimmen Absichten; fechten zur Vertheidigung ihrer Mitgenossen; sagen einander alles, was sie wissen und gethan haben, oft auch mehr. Jedoch plötzlich trennt sie irgend ein Zufall, und sie denken nicht weiter an einander, als um ihre unbesonnene Vertraulichkeit zu verachten, und zu verlachen.“

„Merke also, mein Sohn, daß du einen großen Unterschied zwischen Gesellschaftern und Freunden machst. Denn ein sehr gefälliger angenehmer Gesellschafter kann ein sehr unschicklicher, gefährlicher Freund werden, und ist es auch oft. Die Leute werden größtentheils, und nicht

oh=

ohne Grund, ihre Meinung von dir nach derjenigen fassen, die sie von deinen Freunden haben."

„Wie kann man sich Freunde erwerben?"

Durch eben die Mittel, wodurch man sich Gönner im ausgedehntern Verstande erwirbt. Auch ist ohne vorläufige Gunst keine Freundschaft möglich; denn sie ist in der Bedeutung, in welcher sie hier genommen wird, nicht anders als eine auf reziprokes Interesse gegründete intensivere Gunst. Da jedoch, wenn aus Gunst Freundschaft werden soll, unser Betragen gegen Diejenigen, deren Freundschaft wir suchen, weit verbindlicher, intressirender, anziehender seyn muß, als gegen Diejenigen, deren Gunst uns genüget: so beobachte man hier folgende

7. Regel. „Man bestrebe sich, diejenigen Personen um deren Freundschaft man buhlt, ihrem Gemüthscharaktere gemäß zu behandeln. Sodann lasse man gegen sie solche Eigenschaften blicken, die sie aus dem Grunde ihrer Art zu denken, vorzüglich schätzen, würdigen. Ihrem Temperamente und ihrer herrschenden Leidenschaft trete man nicht zu nahe, suche vielmehr — in so weit solches die Grenzen erlaubter Klugheit nicht überschreitet — beiden zu schmeicheln."

Da wir zu diesem Verhalten bereits oben im ersten Theile, bei der Abhandlung der Haupttemperamente und der herrschenden Leidenschaften, Anweisung gegeben: so müssen wir, um Wiederholungen zu vermeiden, statt eines Kommentars über vorstehende Regel dahin zurückweisen.

8. Regel. „Schone deine Freunde nach Möglichkeit, am wenigsten muthe ihnen Dienstleistungen und Gefälligkeiten zu, die mit ihrer Gemüthsart kolidiren würden. Diejenigen aber, die sie gern oder

aus

aus eigenem Antrieb wiederfahren lassen, suche auf eine verhältnißmäßige Art zu erwiedern *) Vermagst du es nicht, so gieb ihnen wenigstens Beweise von der Innigkeit deines Dankgefühls."

Die redlichste, wärmste Freundschaft erkaltet, wenn sie nur immer ausgiebt, nie einnimmt; Reziprozität macht das Wesen der Freundschaft aus. Wir müssen demnach jede Gelegenheit benutzen, unsre Freunde von unsrer aufrichtigen Ergebenheit, von unsrer Theilnahme an allem, was sie angeht, werkthätig zu überzeugen. Auch wird es niemanden, wenn er nur kein allzu selbstsüchtiger, allzu träger, allzu unachtsamer Mensch ist, an Gelegenheit hiezu fehlen. Es giebt Handlungen, die so unbedeutend sie an sich selbst sind, **) schon dadurch einen Werth erhalten, schon dadurch verbindlich werden, weil sie von Aufmerksamkeit, von Achtung, von Wohlwollen zeugen; die folglich auch in jedermanns Gewalt stehen.

9. Regel. „Ohne dich von der Treue deines Freundes, in Verwahrung anvertrauter Geheimnisse, überzeugt zu haben, theile ihm keine Geheimnisse mit, an deren Verschwiegenheit dir gelegen seyn muß."

Die

---

*) Tantum diligo inimicum, qui mihi nihil facit mali, quam amicum, qui nihil facit boni.
Cassiodorus.

**) C'est dans les petites choses, que l'on temoigne son amitié; il est vrai, qu'on ne sauroit trop les estimer. Dans les grandes occasions l'amour - propre y a trop de part: l'intérêt de la tendresse est noyé dans celui de l'orgueil.
M. de Sevigné.

Diese Ueberzeugung wirst du dir dadurch verschaffen, wenn du deinem Freunde vorerst nur Dinge, deren Bekanntmachung dir keinen sonderlichen Nachtheil bringen kann, unter dem Siegel der engsten Verschwiegenheit anvertrauest, und dann abwartest, ob er reinen Mund halten werde. Thut er es nicht, so weißt du, woran du bist. Thut er es aber, so darfst du allmählig ihm mehr Zutrauen schenken, in der gegründeten Hoffnung, er werde diejenige Verschwiegenheit, die er bereits in minder erheblichen Angelegenheiten bewiesen hat, in wichtigern um so strenger beobachten. Da jedoch dein Freund zu eben der Zurückhaltung und Vorsicht berechtiget ist, welche obige Regel dir empfiehlt: so fließt hieraus folgende

10. Regel. „Hüte dich in die Geheimnisse deines Freundes eindringen zu wollen, diejenigen aber, die er dir aus eigenem Antrieb anvertrauet, verwahre — selbst im Falle eines Bruches — auf das heiligste.

Hast du einen bewährten Freund gefunden, so räth dir die Klugheit, ihn sorgfältigst zu kultiviren, d. i. dich so gegen ihn zu betragen, daß seine Achtung und Zuneigung, mit welchen die Freundschaft steht und fällt, vielmehr zu- als abnehme. Deinem Freunde in irgend einem Punkte entgegen seyn, ihn in Zwang, in Verlegenheit setzen, muß nothwendig seine Zuneigung, wie das Bloßgeben einer undiskreten Denkart, seine Achtung schwächen. Beiden diesen Fällen würdest du durch Uebertretung obiger Regel dich aussetzen. Verschließt dein Freund dir sein Herz, so muß er aus irgend einem Grunde nicht wollen, daß du hinein blickest. Versuchtest du es gleichwohl, so würde nicht nur dein Wil-

le mit dem seinigen kollidiren, das jede Freundschaft untergräbt, *) sondern du würdest dich auch einer Unbescheidenheit schuldig machen, die dich in seinen Augen herabsetzen müßte. Hiezu kömmt ferner, daß dein unbefugtes Ausforschen seiner Geheimnisse ihm gerechten Anlaß geben könnte, irgend eine einseitige, eigennützige Absicht dabei zu argwöhnen, und sonach auch die Lauterkeit deiner Freundschaft zu bezweifeln. — Von den uns anvertrauten Geheimnissen bei Auflösung ehemaliger Freundschaft, zum Nachtheil des verabschiedeten Freundes Gebrauch machen, ist nicht nur Verletzung einer Zwangspflicht; es zeugt auch von einer niederträchtigen Seele.

11. Regel. „Fordre nicht, daß dein Freund mehr dein, als sein eigener Freund sey; d. i. daß er dein Wohl dem seinigen vorziehe. Dieß hieße die Eigennützigkeit bei der Freundschaft zu weit treiben; hieße sogar Ansprüche machen, die mit offenbaren Gesetzen der Natur streiten."

Jeder ist sich der Nächste, wie Vernunft und Selbstliebe es ihm gebieten. Was könnte dich also zu der Forderung berechtigen, daß dein Freund mehr für dich, als für sich lebe; daß er dein Bestes befördre, und darüber vergesse, was er sich selbst schuldig ist? Gleichwohl giebt es Menschen, die sich von Freundschaft einen so unbescheidenen, so monstrosen Begriff machen, daß sie alle diejenigen für unwürdige, für Afterfreunde erklären, die Bedenken tragen, sich zu Gunsten ihrer Freunde zu ruiniren.

---

*) Idem velle, atque idem nolle, ea demum firma amicitia est.

Sallustius.

Durch thörichte Verschwendung ist Thrasus in die äußerste Dürftigkeit versunken. Nun glaubt er, darauf rechnen zu dürfen, daß sein Freund Phares ihn ernähren werde. Da dieser es aber verweigert, weil er ohne sich empfindlich weh zu thun, es nicht vermag, überhäuft ihn Thrasus mit den empfindlichsten Vorwürfen; nennt ihn einen Maulfreund, sich selbst einen Thoren, daß er Schein für Wirklichkeit nehmen konnte.

Chiron hat durch einen Handel, dem er nicht gewachsen war, Bankrot gemacht. Seine Gläubiger dringen auf Verhaftung. In dieser Noth wirft Chiron sich in die Arme seines Freundes Astor, und verlangt, daß dieser für ihn Bürgschaft leiste. Da jedoch Astor ohne offenbare Gefahr, sein ganzes Vermögen zu verlieren, ihm seine Bitte nicht gewähren kann, spricht Chiron allenthalben von ihm, als von einem verstellten treulosen Freunde.

Kleones, in einen wichtigen Rechtshandel verwickelt, nimmt seine Zuflucht zu dem Sachwalter Silhon, seinem Freunde, und ersucht ihn um rechtlichen Beistand. Da jedoch Melampus, der Gegenpart des Kleons, Silhons vorzüglichster Gönner ist, verbittet dieser das Patrozinium. „Verschonen Sie mich mein Freund, — spricht er, — Sie werden leicht einen eben so geschickten Rechtsfreund, als ich bin, finden; aber nicht so leicht ich einen Gönner, wie Melampus mir ist.“ Hierüber entrüstet, kündigt Kleones ihm ohneweiters seine Freundschaft auf, als einem Manne, der keiner wahren Freundschaft fähig ist.

Da bei der so gemeinen Selbstsucht der Menschen, Fälle dieser Art nicht eben zu den seltensten gehören:

ren: so dürfte unsre obige Regel wohl nicht ganz überflüßig seyn.

12. Regel. „Sey tolerant gegen deinen Freund. Bewährt er sich als solchen im Wesentlichen, so ertrage ihn im Unwesentlichen als Menschen. Entspricht er nicht immer deiner Erwartung, deinen Wünschen; äußert er zuweilen Schwachheiten; beleidigt er dich ohne es zu wollen, ohne es zu wissen: so gebiete deiner Empfindlichkeit, und nimm daher nicht Anlaß zu einem übereilten Freundschaftsbruche."

Was diese Regel von dir fordert, ist ja schon Pflicht der allgemeinen Menschenliebe; und fällt es dir zu hart, diese Pflicht sogar gegen deinen Freund auszuüben, wie wirst du zur Befolgung der weit positivern Freundschaftspflichten geschickt seyn? Hernach darfst du dich wohl bereden, so ganz ein Mann nach dem Herzen deines Freundes zu seyn, daß er niemals Anlaß finde, Duldung und Nachsicht gegen dich auszuüben? Von ihm also erwarten, was du ihm versagest, wäre nicht nur unfreundschaftlich, wäre sogar unbillig, ungerecht, und verriethe eine Denkart, die, weil sie zur Freundschaft schlechterdings unfähig macht, vielmehr deinen Freund mit dir, als dich mit ihm zu brechen, befugen würde.

13. Regel. „Zwingen dich hinlänglich trüftige Ursachen, eine Freundschaftsverbindung wieder aufzuheben, so laß es nicht durch einen urplötzlichen Bruch, sondern durch eine allmählige Auflösung geschehen.*) Es wäre denn, daß die Umstän-

de

*) Amicitiæ remissione usus eludendæ sunt, et ut Catonem dicere audivi, dissuende magis, quam discindendæ. Cicero.

de einen solchen raschen Bruch schlechterdings nothwendig machten.

Brichst du Knall und Fall mit deinem Freunde, so wird deine Sinnesänderung durch das Ueberraschende, eine zu empfindliche Sensazion bei ihm hervorbringen, eine solche nämlich, die leicht in Bitterkeit, wohl gar in Feindschaft übergehen kann. Und dann hättest du dir schlecht gerathen, indem du dich zwar außer Verbindung mit einem unwürdigen Freunde gesetzt, dagegen aber einen gefährlichen Feind an ihm dir zugezogen hättest; welcher unangenehme Fall doch hätte vermieden werden können, wenn du nicht so rasch zu Werke gegangen wärest. Gleichwie Freundschaft am ersprießlichsten allgemach entsteht, so hört sie auch am unschädlichsten nach und nach wieder auf. Wie du bei Schließung der Freundschaft dich deinem Freunde allmählig näherteſt, so tritt zur Wiederaufhebung derselben wieder zurück. *) Fang damit an, daß du von dem Eifer deinen Freund zu kultiviren, in etwas nachlasseſt; dann bezeige dich gegen ihn von Zeit zu Zeit kälter, und schränke unter schicklichen Vorwendungen deinen Umgang, mit ihm immer mehr und mehr ein, bis er endlich gar aufhört. Durch dieses Betragen wirst du zugleich seiner Freundschaft die Nahrung entziehen; sie wird folglich verhältnißmäßig mit der deinigen erkalten, abnehmen, und am Ende wird dein Freund sich unschwer gefallen lassen, daß du nicht mehr für ihn bist, was er auch seiner Seits selbst gegen dich zu seyn aufgehört hat.

Noch

*) Necesse est, ut initia et exitus congruant.
Seneca.

Noch aus einem andern Grunde rechtfertigt sich obige Regel. Zerfallen ein paar Freunde urplötzlich, so macht dieß in dem Zirkel derjenigen Menschen, die von der vormaligen Verbindung derselben Wissenschaft hatten, immer Aufsehn, und erregt ihre Neugierde, den Grund davon zu entdecken. Können sie den eigentlichen nicht erfahren, so werden sie ihre Zuflucht zu Muthmassungen nehmen, die nur zu wahrscheinlich für die Ehre des einen, oder des andern Freundes, auch wohl beyder zugleich, nicht eben am günstigen ausfallen werden.

14. Regel. „Erwarte nicht, daß bey einer grossen Veränderung der Glücksumstände deines Freundes ins Bessere; oder bey einer langen, oder gar immerwährenden, Trennung von ihm, seine Freundschaft mit der ehemaligen Wärme, fortdauern werde. Vielmehr sind es natürlich, wenn sie allmälig erkaltet, und endlich in blosses Wohlwollen übergeht *).

Durch Veränderung der Glücksumstände, wird dein Freund in eine neue Lage, in neue Verhältnisse versetzt, die von ihm aus Klugheit auch neue Freundschaftsverbindungen fordern, ihn folglich ausser Stand setzen werden, seine ehemaligen Freunde noch ferner, wie vorher, zu kultiviren. Dieß gilt ebenfalls von der Entfernung deines Freundes; wozu noch kömmt, daß, weil abwesende Freunde sich einander nicht mehr so leicht, so innig mittheilen, von ihren Angelegenheiten nicht mehr so genaue, so vollständige Wissenschaft haben können, als bey ihrem Zusammenseyn an einerley Orte,

dann

*) „Willst du deinen Freund nicht verlieren, so hüte dich, ihm ein jähes grosses Glück zu wünschen."
Gracian.

dann auch Briefe persönlichen Umgang nur kärglich ersetzen, es der Freundschaft an der zur unalterirten Fortdauer wesentlichen Nahrung gebrechen müße. Gleichwohl ist dieß nur der gewöhnliche Gang der Sache, wovon wir gar nicht alle Anomalien läugnen wollen; allein sie sind doch immer zu selten, um unsre Regel umzustossen.

Von der ehelichen Freundschaft *).

Den Gipfel ihrer möglichen Vollkommenheit erreicht die Freundschaft, oder die freundschaftliche

---

*) Daß ich diese Materie in meine, für akademische Vorlesungen bestimmte, Klugheitslehre mit aufgenommen habe, wird bey Sachverständigen, und bey gesund denkenden Lesern wohl keiner Rechtfertigung bedürfen. Auf den Fall jedoch, daß irgend ein überstrenger Cato daher, daß ich Akademiker schon in der Ehestandspolitik inziiret habe, Anlaß zum Aergerniß nähme, wird es nicht undienlich seyn, ein paar Worte zu meiner Vertheidigung zu sagen.

Da die Absicht der Klugheitslehre darinn besteht, zu den allgemeinen menschlichen Endzwecken der äußern Glückseligkeit schickliche Mittel anzugeben: so kann sie, ohne unvollständig zu seyn, das Glück, der Ehe, das bey weitem nicht den unbedeutendsten dieser Endzwecke ausmacht, um so weniger ausser Acht lassen, als begangene Unklugheit in keinem Falle so empfindlich bestraft, in keinem so irreparabel ist, wie im Punkt der Ehe. Hat der Mensch sich irgend einer andern Unklugheit schuldig gemacht, so trifft mei-

liche Liebe, in der Ehe *). Das wechselseitige Interesse der beyden Gatten gründet sich auf eine Verbindung, welche die engste, die innigste ist, die sich unter Menschen denken läßt. Selbst der Schöpfer gab dem ersten

---

meistens der Schade ihn allein; entscheidet nicht sogleich über sein ganzes Lebensloos; kann auch wohl noch remediret oder doch gemildert werden. Ganz anders verhält es sich bey einer aus Unklugheit übel getroffenen Ehe. Die Folgen davon sind von unübersehbarer Schädlichkeit und Ausdehnung. Sie leiden schlechterdings keine Reparazion; erstrecken sich nicht nur auf die unglücklichen Gatten und ihr ganzes Leben, sondern auch wohl auf ihre Nachkommenschaft durch ganze Generazionen. Noch mehr! Da unglückliche Ehen ausser dem, daß sie eine gute Erziehung der Kinder ganz unmöglich machen, auch dem Verderbniß der Sitten, auf mancherley Art, Vorschub thun: so leuchtet ein, daß sie das Elend der Menschheit im Ganzen vermehren, folglich auch das Wohl der Staaten untergraben helfen.

Sind dem zufolge unglückliche Ehen eine so reiche Quelle menschlicher Uebel, so sollte doch derjenige, der viele Menschen in der Klugheit, sich dagegen verwahren, unterrichtet, eher Lob als Tadel verdienen. Dieser Unterricht aber, wo findet er füglicher Statt, als auf Akademien, wo die auserlesensten jungen Staatsbürger sich in der Absicht versammeln, um ihre Verstandskräfte auf die Erkenntniß nützlicher Wahrheiten überhaupt, vorzüglich aber derjenigen, welche Weisheit und Klugheit des Lebens gewähren, ungetheilt, und bey der ungestörtesten Musse zu richten??

*) Gemeinschaftliches Leben ist das Mark der wahren Freundschaft.

Herder.

sten Manne ein Weib zur Gehülfinn, und belehrte dadurch dessen Nachkommen, wo sie vorzüglich Hülfe suchen sollten.

Da hier der Ort nicht ist, dem Ehestand eine Lobrede zu halten, *) so wollen wir uns nur auf die Behauptung, welcher kein unbefangener Sachkundiger widersprechen wird, einschränken: daß eine harmonische, zufriedene, glückliche Ehe das positiveste aller Güter des Lebens ausmache. Gleichwohl lehrt eine sehr traurige Erfahrung, daß nicht allein dieses Gut nur wenigen Menschen zu Theil werde, sondern daß sogar die mehresten in einer gesellschaftlichen Verbindung, die zum Genusse des höchsten Lebensglücks bestimmt zu seyn scheint, gerade das Gegentheil finden. Da es hieher nicht gehört, die Ursachen alle von diesem Paradoxen anzuführen, so wollen wir bloß der einzigen, die in der Unklugheit liegt, mit der man bey Schliessung der Ehe nur zu oft zu Werke geht, in Kürze gedenken.

Unstreitig wird beym Heurathen auf den eigentlichen Endzweck dieser Verbindung, d. i. auf die Glückseligkeit, die sie über das ganze Leben verbreiten kann, und welche lediglich von einer harmonischen Stimmung beyderley Gemüther zu erwarten steht, gerade am wenigsten gesehen. Insgemein verehelicht man sich aus allerley Nebenabsichten, wählt sich eine Gattin, durch die man diese Absichten zu er-

*) Die wichtigen Vortheile, die mit der Ehe verbunden sind, hat Tiede in seinen moralischen Reden, und zwar in derjenigen am ersten Adventsonntage, eben so gründlich als vollständig abgehandelt.

reichen hofft, auchwohl erreicht. Allein, da man bey dieser Wahl nicht auf das Glück der Ehe selbst Rücksicht genommen, findet sich nachher, daß man, um dieses Glück zu geniessen, unschicklich gewählt habe — ganz anders hätte wählen müßen.

Jener ist zu träge, durch Arbeitsamkeit, und mühsam zu erwerbende Geschicklichkeiten sich einen behaglichen Lebensgenuß, den er doch sehnlichst wünscht, zu verschaffen. Er wirft daher seine Angel nach einer Person mit einem reichen Heurathsgut aus, und schätzt sich bey dem Fange für überglücklich. Allein gar bald empfindet er, daß er sich zum elendesten aller Menschenkinder, zum Sklaven eines herrschsüchtigen, kapriziösen, polternden, unerträglichen Weibes gemacht habe *).

Ein Zweyter, der, um seinem sinkenden Handlungskredit wieder aufzuhelfen, unumgänglich eines Kapitals benöthigt, nimmt die erste beste Tochter Evens, die sein Anliegen zu heben im Stande ist, zur Frau **). Sein Kaufmannskredit ist nun wieder hergestellt, aber die Zufriedenheit seines Lebens hat auf immer Bankrot gemacht.

Ein Dritter möchte gern, bey vollem Mangel an Verdiensten, in der Kategorie, in welcher er als Staatsbeamter dient, sich auf einen höhern Posten hinaufschwingen. Zu diesem Endzweck thut er sich nach einer

---

*) Argentum accepi, dole imperium vendidi.
Plaut.

**) Optima sed quare Cesennia teste marito?
Bis quingenta dedit, veniunt a dote sagittæ.
Juven.

ner Gattin um, die ihm mächtige Protekzionen zur Aussteuer mitbringt. Nicht lange, so sieht er sich auch seines Wunsches gewährt; er überspringt manchen Würdigern. Allein seine theure Hälfte weis sich ihm, als die Schöpferinn seines Glücks, so geltend zu machen; legt ihm die Pflicht der schuldigen Dankbarkeit so oft, und so nachdrücklich ans Herz, daß er auf die Ehre, den Ehestandsmärtyrern vom ersten Range beygezählt zu werden, mit dem besten Grund ansprechen darf.

Ein Vierter heurathet bloß aus sinnlichem Triebe. Irgend eine weibliche Schönheit hat sich dergestalt seines ganzen Wesens bemächtigt, daß deren Besitz zur wesentlichen Bedingung seiner irdischen Glückseligkeit geworden. Allein in eben dem Masse in welchem die Hautschönheit seiner Gattinn, durch Natur und Gewohnheit, ihn zu blenden aufhört, werden die Häßlichkeiten ihrer Seele ihm sichtbarer, und endlich so auffallend, daß der Thor vom Manne sich nicht mehr verhehlen kann, wie er mit einem Satan in Engelsgestalt sich verbunden habe, den er, es koste was es wolle, wieder los zu werden suchen müße *).

Einem Fünften ist es beym Heurathen lediglich um einen Erben seines Namens und Vermögens zu thun. Da er hiezu nur einer Gattin benöthigt, und diese, zumal, wo Geld den Kuppler macht, sich leicht findet, so beschäftiget ihn die Wahl nicht lange. Der ersten besten

---

*) Cur desiderio Bibulæ Sartorius ardet?
Si verum excutias, facies non uxor amatur.
Tres rugæ subeant, et se cutis arida laxet;
Fiant obscuri dentes, oculique minores,
Collige sarcinulas, dicet libertus, et exi.
Juven.

sten Frauensperson, die ihm nach einem flüchtigen Eindruck gefällt, bietet er seine Hand an. — Es kommen Erben, aber die häusliche Glückseligkeit, deren Werth der Unkluge erst bey ihrer Vermissung einsehen lernt, bleibt gänzlich aus. Immerwährende Zwietracht, fortdauernder Hauskrieg machen die Erziehung seiner Kinder so übel gerathen, daß es für die Ehre seines Namens, und für die Anwendung seines Vermögens, ersprießlicher gewesen wäre, wenn er gar keinen Erben hinterlassen hätte.

Ein Sechster heurathet bloß der Mode wegen, die es so mit sich bringt, daß man in einem gewissen Alter eine Frau nehme, und eigene Haushaltung führe. Seine Wahl ist bald getroffen. Denn da diese sich nur darauf einschränkt eine Gattin zu finden, die ihm gefalle, und etwa nebenbey seinem Geschmack Ehre mache, so genügen ihm hiezu seine Augen. Die Ehe wird geschlossen, die aus natürlichen Gründen, auch nichts mehr noch weniger ist, als eine Ehe nach der Mode.

Ein Siebenter heurathet aus dem einzigen Beweggrunde, um an seiner Gattinn einen guten und sichern Dienstboten zu haben, der sich ganz der Sorge für sein leibliches Wohlbehagen widme, und jede Behandlungsart sich pflichtmäßig müße gefallen lassen, ohne ihm den Dienst aufsagen zu können; kurz er sucht, statt einer Ehestandsfreundinn, im eigentlichen Verstande des Worts, eine Dienstmagd. Zu dieser Absicht genügt ihm ein armes Mädchen von dauerhaftem Körperbau, die schon im väterlichen Hause gewöhnt hat, zu seyn, was sie ihm als Gattin seyn soll. Ob sie Verstand und Empfindsamkeit habe, kümmert ihn ganz und gar nicht; denn je weniger sie von beyden besitzt, desto unwiderredlicher wird sie sich in das Joch

schmiegen, das ihrer wartet. Und sonach hat unser Ehemann seinen Endzweck vollkommen erreicht. Er ist vortrefflich bedient, aufs beste gepflegt; seine Befehle werden pünktlich vollzogen, seine Kapризen ohne Murren ertragen, seine Launen ehrerbietigst respektirt. Aber bey alle dem fühlt er von Tag zu Tag stärker jene Leere in seinem Herzen, welche nur eine vernünftige, schätzbare, liebenswürdige Gattinn auszufüllen vermag, die aber die seinige gar nicht ist — gar nicht seyn kann.

Diese wenigen Beyspiele, aus einer zahllosen Menge ähnlicher ausgehoben, werden hinreichen, einen Begriff zu geben, wie man das Heurathen zur blossen Kaufmannsspekulazion machen könne, ohne dabey die häusliche Glückseligkeit den eigentlichen Endzweck der Ehe, im geringsten zu beabsichtigen. Da solche Heurathen nun, leider! gar nichts ungewöhnliches sind, und im Durchschnitt genommen, nicht anders, als übel ausschlagen: so erklärt sich hieraus zum Theil mit, warum glückliche Ehen zu den seltensten Erscheinungen gehören.

Ein andrer Grund hievon liegt darinn, daß oft bloß Umstände zum Heurathen bestimmen. Denn da in allen diesen Fällen keine freye Wahl Statt findet, so kann eine glückliche Ehe bloß die Wirkung eines Ungefährs seyn, das, seiner Natur nach, nicht anders, als nur selten, eintritt. Einige Beyspiele zur Erläuterung.

Agenor kömmt zu einer Frau, er weis nicht, wie. Die schlauen Aeltern eines verheurathbaren Mädchens lockten ihn ins Haus, überhäuften ihn mit Politessen jeder Art; gestatteten ihm eine Zeit lang, mit ihrer Tochter umzugehen, drangen nachher auf eine kategorische Erklärung, und jagten den unvorbereiteten

jun-

jungen Laffen dergestalt ins Bockshorn, daß er in der Angst versprach, woran er nie gedacht hatte, — ihr Schwiegersohn zu werden. Die Folgen einer solchen Heurath lassen sich denken.

Silon geräth von ungefähr in Bekanntschaft mit einem Frauenzimmer; sie gefällt ihm. Wohlstands halber macht er ihr einen Besuch. Man bittet ihn, wiederzukommen. Er ist gefällig, oder besser unklug, genug, es zu thun, und zwar so oft und so lange, bis das Mädchen mit ihm in den Ruf kömmt, sie sey seine Braut. So wenig Silon hievon selbst nur ein Wort weis, ist er zu ehrliebend und gutherzig, diesen Ruf Lügen zu strafen. Um nicht als ein Niederträchtiger im Publikum zu erscheinen, sieht er sich bemüßigt, die Fabel zur Geschichte zu machen. Ueberglücklich wird er sich zu schätzen haben, wenn seine delikate Denkart, und sein gutes Herz ihm nicht einen bösen Streich gespielt haben.

Gorgias heurathet bloß um sein Gewissen zu entbürden; weßwegen er freylich nicht zu tadeln ist. Daß er aber unbesonnen genug war, sich diesem Gewissensdrange auszusetzen, bleibt immer eine Todsünde wider die Klugheit, zu deren Abbüßung ihm seine Ehe, nach einer auf die tägliche Erfahrung gegründeten Probabilität, Gelegenheit vollauf anbieten wird.

Amyntor um sich dem Willen seiner Aeltern zu fügen, denen daran liegt, ihrem Sohne gerade dieses Mädchen zur Frau zu geben, heurathet, so wenig sein Herz mit dieser Wahl einverstanden ist. Schlägt der Handel übel aus, (wie zehne gegen eins zu wetten sind, daß er es werde) so ist ein solcher Ehemann um so unglücklicher, da er nicht einmal durch die Vorstellung,

daß

daß er es durch eigene Schuld geworden, sich zur Geduld aufmuntern kann.

Lysikles trauet sich weder Dreustigkeit noch Klugheit genug zu, sich selbst eine Gattinn zu wählen. Er überträgt dieß Geschäft einem seiner Freunde, der, wenn er auch mit aller Unbefangenheit dabei zu Werke geht, doch immer nach eigenem Geschmack und Sinne wählen, folglich es darauf wird müssen ankommen lassen, wie sein Freund bei dieser Wahl fahren werde.

Damias durch die Zudringlichkeit seiner Gläubiger, und durch die Aussicht auf das Schuldengefängniß, zur Verzweiflung gebracht, findet das einzige Mittel seiner noch möglichen Rettung in einer Gattin, die Geld und guten Willen genug habe, seine Schulden zu bezahlen. Es gelingt ihm, sie zu finden. Er athmet nun wieder frey; aber ein Wunder wird es seyn, wenn er nicht in schlimmere Hände gefallen ist, als woraus er sich durch das größte Wagestück gerissen hat.

Archander hat durch seine Verdienste den gerechtesten Anspruch in der Kathegorie, worinn er dem Staate schon geraume Jahre dient, auf Beförderung. Allein er darf die ihm schlechterdings nöthige Unterstützung seines Vorgesetzten nicht hoffen, wenn er sich nicht entschließt, dessen Tochter zu ehelichen. Was will er thun? Er sieht sich genothdrungen, in den sauern Apfel zu beißen, so wenig er auch Appetit dazu hat. Daß er unter solchen Umständen nicht glücklich in der Ehe seyn werde, dafür streitet die gegründetste Vermuthung gegen die bloße Möglichkeit des Gegentheils.

Noch ein dritter Grund, vielleicht der gemeinste, von der Seltenheit zufriedener Ehen entdeckt sich darinn, daß selbst Diejenigen, die aus der lautern Absicht, ihr Leben durch eine glückliche Ehe zu

ver=

verschönern, sich ehelich verbinden, ausser dem, daß sie einen sehr dunkeln Begriff von dieser Glückseligkeit haben, auch die Maßregeln, nach denen man bei der Wahl einer Gattinn zu verfahren hat, fast gar nicht kennen. Es leuchtet ein, daß sie unter diesen Umständen nicht weniger der Gefahr, ein unglückliches Loos zu ziehen, ausgesetzt sind, als Diejenigen, von denen wir so eben Beispiele aufgestellt haben. Um also den Ehestandskandidaten, die in gedachtem Falle sich befinden, mit einem guten Rathe, den auch nur sie benützen können, an die Hand zu gehen, wollen wir die vornehmsten Klugheitsmaximen sowohl für das Benehmen bei der Wahl, als für den Ehestand selbst zu entwickeln suchen, nachdem wir zuvor nachstehende Frage werden in Kürze beantwortet haben.

„Ist es rathsam, sich zu verehelichen?"

Diese Frage ist mit folgender identisch: Ist es rathsam, sich mit einer schönen weiblichen Seele, mit einer vernünftigen, tugendhaften Gattinn, die Leid und Freude, Weh und Wohl mit uns theile, die Sorge der Haushaltung uns tragen helfe, unser Wohl als das ihrige ansehe — befördre; kurz die ganz für uns lebe, ein Sinn und ein Herz mit uns sey, zu untrennbarer, ewiger Freundschaft zu verbinden, um derjenigen Glückseligkeit*) zu genießen, deren einzige Quelle eine zufriedene vergnüg-

*) Ueber diese Glückseligkeit drückt sich einer unsrer angesehensten Nationalschriftsteller folgendergestalt aus:

gnügte Ehe ausmacht? Und auf diese Frage, welcher gesunde, unbefangene Menschenverstand konnte wohl mit nein antworten? Ja es fehlt der Moral nicht an Gründen, die Ehe allen Denen, die eine vernünftige schließen können, sogar zur Pflicht zu machen.

Gott will, daß das menschliche Geschlecht durch die Ehe, und die häusliche Gesellschaft, erhalten werde. Nach zuverlässigen Berechnungen bemerkt man zwischen beiden Geschlechtern eine bestimmte Proporzion, eine beständige Gleichheit. Da dieß offenbar nicht von menschlicher Weisheit, nicht von den Erzeugern, nicht von Umständen, die in menschlicher Gewalt stehen, abhängt: so folgt auch daraus unwidersprechlich, daß die Ehe der natürlichste Zustand, daß sie Gottes Ordnung sey, der man — höchst wichtige Beweggründe ausgenom-

---

„Häusliche Glückseligkeit ist die einzige Art glücklich zu seyn, die dem Menschen hienieden bestimmt ist. Ich habe noch nie einen Menschen mit seinem Daseyn unzufrieden, neidisch über Andrer Glück, boshaft und übelthätig gesehen, der in seinem Kabinet, in seiner Kinderstube, und in seinem Schlafzimmer glücklich war. Auch habe ich nie gehört. noch gelesen, daß ein solcher Mann eine Verrätherey gegen den Staat angezettelt, oder einen Aufruhr erregt, oder sich zum Haupt einer Sekte aufgeworfen, oder an die Spitze einer Räuberbande oder Schwärmerrotte gestellt, und Unheil auf Gotteserdboden angerichtet hätte. Ein Mann, der in seinem Hause glücklich ist, ist immer auch ein guter Bürger, ein guter Gesellschafter, ein guter Mensch.“

Wie sehr muß demnach selbst dem Staate an der Vermehrung glücklicher Ehen gelegen seyn!!

nommen — ohne Verantwortung nicht widerstreben kann.

Diejenigen, die sich zu behaupten erfrechen, die Fortpflanzung des Menschengeschlechts könne auch, ohne Ehe, erhalten werden, verdienen den tiefsten Abscheu, nicht Widerlegung. Sie machen sich des Verbrechens der beleidigten Menschheit schuldig, denn sie würdigen den Menschen zum Vieh herab, indem sie aus dem gröbsten Irrthum wähnen die Befriedigung des thierischen Triebs, sey der einzige und ganze Zweck der Ehe. Sie wissen nicht, oder wollen nicht wissen, daß die Absicht der Ehe sich nicht darauf einschränke, einigen Thiermenschen das Daseyn zu geben, sondern auch weiter und vorzüglich dahin gehe, für deren Bildung zu vernünftigen, ihrer erhabenen Bestimmung entsprechenden Menschen, durch Erziehung zu sorgen, welche aber nur durch eine untrennbare Verbindung der Erzeuger zu einem gemeinschaftlichen Leben, d. i. durch die Ehe möglich wird.

Ist nun die Ehe so offenbar Absicht der Natur, so ist sie auch Naturgesetz, und hat, wie alle Naturgesetze überhaupt, Menschenwohl zum Endzweck. Wer demnach heurathet, macht sich zum Wohlthäter der Menschheit, wie Derjenige, der es unterläßt, wo er es auf eine ersprießliche Art, ohne höhere Pflichten zu verletzen, thun kann, sich als einen Feind derselben bezeigt. Aus diesem Grunde haben verschiedene Völker die Ehelosigkeit mit Recht, als nichts gleichgültiges, sondern als Staatsangelegenheit betrachtet,

tet, und derselben durch Strafgesetze zu steuern gesucht.*)

Indessen fehlt es Denen, die wider das Heurathen deklamiren nicht an Gründen, ihrer Ehescheu sogar einen Anstrich von Vernunftmäßigkeit und Klugheit zu geben. Welche Gründe, so oft und triftig sie bereits widerlegt worden, wir doch nicht ganz übergehen können, da sie trotz ihrer Richtigkeit bei den überhand nehmenden Sittenverderbniß, heut zu Tage mehr als jemals Eingang finden. Sie reduziren sich auf Folgendes.

„Der Ehestand sey mit so vielen, auch von der glücklichsten Ehe untrennbaren Beschwernissen und Widerwärtigkeiten verbunden, daß er als ein wahrer Wehestand zu betrachten sey, dem sich zu unterziehen, jeder Vernünftige, der nicht auf die Zufriedenheit seines ganzen Lebens Verzicht thun will, allerdings Bedenken tragen müsse."

Nun

---

*) Die Römer zwangen auf gewisse Art zum Heurathen, Lege Julia de maritandis ordinibus, und die ältern Deutschen durch das Jus Hagestolziatus, kraft wessen Derjenige, der 50, 60 Jahre alt geworden war, ohne sich zu verehlichen, zur Strafe, das Befugniß verlor über sein Vermögen, sowohl inter vivos, als mortis causa, zu disponiren. Seine sämmtliche Verlassenschaft fiel dem Fiskus anheim.

„Einem Garten alle Sonne benehmen (sagt einer unsrer angesehensten Schriftsteller) und in einem Staate den Ehestand aufheben, ist Eins. Künstelt alsdenn, wie ihr wollt — Pflanzen und Kinder gedeihen doch nicht."

Nun wohl! so sagt doch an, wo ist für den Erdenmenschen irgend eine ganz lautere, von aller unangenehmen Beimischung freie Glückseligkeit zu finden? Gewährt sie euch etwa Eure Ehelosigkeit? Die Hand aufs Herz! Dieser unnatürliche Zustand hat er nicht auch seine vielen und übergroßen Beschwerden? — nicht auch seine Ungemächlichkeiten? *) Und welche Freuden giebt er euch, die für den Verlust der häuslichen Glückseligkeit, und des so beseligenden Familiengenusses, der wesentlichsten Güter und höchsten Freuden des Lebens euch nur einigermassen entschädigen könnten? **) Lasset den Ehestand seine schlimme Seite haben — was unter der Sonne hat sie nicht? — so wird sie doch von der guten unendlich überwogen. Ja selbst die Beschwer-

den

---

*) „Dort sehe ich den brausenden, verirrten Jüngling, und den ganz sinnlichen Mann. Ein verderbtes Gemisch von Verachtung und Liebe erfüllt ihre Seele wechselweise mit Wollust und Eckel. Bei ihnen ist der heutige Tag für morgen verloren. Jetzt kömmt das Alter heran; die Sinne schweigen, der erschöpfte, siechе Körper verlangt Pflege; das Herz will erwärmt seyn: und nun leben sie in trauriger, melancholischer Einsamkeit; hören nie den süßen Namen Vater, und rufen umsonst die verlornen, ewig unwiederbringlichen Stunden ihres verträumten Lebens zurück.“

Deutsch. Merk.

**) Was sind mir alle Freuden des Lebens gegen die, welche häusliche Einigung und Familiengenuß mit giebt! Wie leer, wie unbefriedigt, wie gesättigt kehre ich oft aus dem Getümmel der Welt in meine stille Hütte zurück, und finde und genieße da alles, was ich draussen vergebens suchte.“

Benecken.

den, die das eheliche Leben begleiten, weit g fehlt, daß sie die demselben eigene Glückseligkeit vermindern — verbittern sollten, so vermehren, erhöhen sie solche vielmehr, indem sie den Verehlichten Gelegenheit darbieten, ihre Geistesvollkommenheiten einander wechselseitig mehr und mehr zu entdecken, dadurch einander immer schätzbarer, liebenswürdiger zu werden, und so das Glück, einander zu besitzen, von Zeit zu Zeit lebhafter, inniger zu empfinden. Nehmet alle Beschwernisse, alle Widerwärtigkeiten vom Ehestande hinweg, so habt ihr den Vermählten die Gelegenheit zu den schönsten, zu den erhabensten, zu den liebenswürdigsten Tugenden benommen, und manche Quelle des lautersten Seelenvergnügens abgeleitet.

„Der Ehestand — sagt man weiter — ist das Grab der Liebe. Man liebe eine Person noch so feurig; laßt sie unsre Frau werden: aus ist es mit der Liebe."

Der Ehestand ist das Grab der Liebe, ja; aber welcher Liebe? Hat bloß sinnliche, bloße Buhlliebe die Ehe geschlossen, so muß sie freilich auch in der Ehe ihr Grab finden, das solche Liebe allzeit, und auch ausser der Ehe, in der von ihr untrennbaren Sättigung findet — ihrer Natur nach finden muß. Knüpfet hingegen razionelle Liebe; Liebe, die sich auf Seelenschönheit, auf anerkannten moralischen Werth und aufrichtige Hochschätzung gründet, das Band der Ehe, dann weit gefehlt, daß sie in der Ehe ihren Tod finden sollte, nimmt sie vielleicht an Stärke und Beständigkeit zu, weil die Nahrung ihres Lebens aus einer Quelle fließt, die um so weniger versiegen kann, als sie durch immer neue Zuflüsse sogar von Zeit zu Zeit ergiebiger wird.

„Fer

„Ferner suchen die Feinde des Ehestands das Heurathen zum Würfelspiel zu machen, wo der Gewinnst nicht in der Macht des Spielenden stehe, sondern lediglich vom Zufalle abhange. Und die Zufriedenheit seines ganzen Lebens aufs Spiel, zumal auf ein solches Spiel zu setzen, wo überdieß die Möglichkeit, einen glücklichen, zu der Möglichkeit einen unglücklichen Wurf zu thun, sich wie 1 zu 100 verhalte, gestatte weder Vernunft noch Klugheit.*)“

Aber wie unbillig, die Folgen von den Thorheiten einzelner Menschen dem Ehestande selbst anzurechnen! Wenn es überhaupt keinen Endzweck giebt, der so absolut erreichbar wäre, daß er auch bei dem Gebrauch unschicklicher Mittel, nicht fehlschlagen könnte: wie soll dieß nicht auch beim Endzweck der Ehe der Fall seyn? Und sonach ist das Heurathen für alle die Menschen, die sich dabei unschicklich benehmen, allerdings ein Würfelspiel. Allein für Diejenigen, die dabei mit Vorsicht, mit Behutsamkeit, mit Ueberlegung, kurz nach den Maßregeln der Klugheit, zu Werke gehen, ist es ein Kunstspiel, d. i. ein solches Spiel, wo die erforderliche Geschicklichkeit vorausgesetzt, der Gewinnst nie fehlen kann.

Zwar

---

*) Der Kanzler Morus pflegte zu sagen: „Wer heurathet, ist im ähnlichen Falle mit einem Menschen, der in einen Sack, worinn unter hundert Schlangen sich ein Aal befindet, greift, um diesen Aal herauszunehmen. Es sind 100 gegen 1 zu wetten, er greift fehl.“

Ohne Zweifel zielte der Kanzler mit dieser Allegorie bloß auf den Schlendrian im Heurathen.

Zwar wollen und können wir nicht läugnen, daß es bei dem herrschenden Sittenverderbniß, und bei der modischen Erziehung, die das weibliche Geschlecht größtentheils erhält, nichts leichtes sey, eine Person mit denjenigen Eigenschaften, die zu einer würdigen Gattinn unentbehrlich sind, zu finden. Allein der Kluge wird sie doch zu suchen verstehen, und wäre das Glück, sie zu finden, ihm nicht beschieden, so wird er lieber gar unterlassen, was er nicht recht, nicht mit Beistimmung seiner Vernunft, nicht mit Vortheil thun kann; wird folglich gegen die Gefahr betrogen zu werden, gesichert seyn.

Ungerecht wäre es indessen, die Schuld von den so zahlreichen übeln Ehen, dem weiblichen Geschlecht allein beizumessen. Nur zu oft — und in einer gewissen Rücksicht möchten wir sagen, immer — liegt die Schuld an den Männern, theils, weil sie selbst so schlecht geartet sind, daß es nicht möglich — wenigstens Weibern, ohne ein mehr, als alltägliche Vernunft, Tugend und Klugheit nicht möglich — ist, mit ihnen auszukommen; *) theils weil sie nicht Vernunft, auch nicht Kenntniß der Ehestandspflichten und Ehestandsmaximen genug besitzen, um ihre Weiber vernünftig

*) Es gehört mit zu den Gebrechen der Menschheit, daß nur wenige Gattinnen so zu denken und zu handeln fähig sind, wie jene, die, indem sie von andern Frauen gefragt wurde, was für ein Geheimniß sie besässe, um mit ihrem Manne stets in der besten Eintracht zu leben, antwortete: „Mein ganzes Geheimniß besteht darinn, daß ich alles bereitwillig thue, was meinem Manne gefällt, und geduldig leide, was mir nicht gefällt.“

tig zu beherrschen — Friede, Eintracht, Zucht und Ordnung im Hause zu erhalten *).

Was endlich diejenigen Ehescheuen betrifft, die der Ehestand anekelt, weil er sich mit ihrer herrschenden Leidenschaft, die Manchfaltigkeit und Wechsel in ihrer Befriedigung heischt, durchaus nicht verträgt: so müßen wir es bloß ihrer Erfahrung überlassen, sie zu widerlegen; Vernunft vermag es nicht.

Nach dieser — wie wir glauben, nicht unnützen — Ausschweifung, wenden wir uns nunmehr zur Entwicklung der Klugheitsregeln, nach welchen man sich in Rücksicht auf das Heurathen, und den Ehestand überhaupt zu benehmen hat.

Da es die Klugheit mit sich bringt, keinen Schritt zu irgend einem Unternehmen zu thun, so lange man nicht im Stande ist, solches mit dem gewünschten Erfolg auszuführen: so giebt sich hieraus folgende

1. Regel. „Denk nicht eher ans Heurathen, als bis du dich im Stande findest, es auf eine Art zu thun, daß deine Freyheit zu wählen, weder von irgend einer Nebenabsicht, noch von Umständen eingeschränkt werde.

Nie darfst du eine glückliche Ehe hoffen, wenn du nicht lediglich in Rücksicht auf den Hauptendzweck der Ehe wählen kannst. Bestimmen dich Nebenendzwecke, zu heurathen, so mußt du auf das Glück der Ehe wissentlich Verzicht thun, oder es dabey auf ein blosses Ungefähr ankommen lassen. Das Eine, wie

das

---

*) J'ai eu plusieurs fois l'envie, de me marier; mais je n'etois ni assez sage, ni assez sot pour cela.

Rochefoucault.

das Andre, ſtreitet ſowohl mit der Klugheit, als mit einer vernünftigen Selbſtliebe.

„Wenn iſt aber die Bedingung, welche obige Regel zum Vernünftigheurathen erfordert, vorhanden?

Wenn man in allem Betracht ſchon ein geſtandener Mann iſt, und ein ſolches Einkommen beſitzt, daß man nicht nur eine Gattin ſtandesmäßig erhalten, ſondern auch die Bedürfniſſe der Familie beſtreiten könne, *) ohne dabey auf eine reiche Ausſteuer, oder, aus welchem Grunde immer, auf Unterſtützung durch ſeine Eheſtandshälfte, rechnen zu müßen. Unerfahrne, junge Leute, welche eine allzu frühzeitige Liebe trunken gemacht hat, verrechnen ſich insgemein ſehr gröblich, wenn ſie die Bedürfniſſe des Eheſtands mit ihrem Vermögen oder Einkommen vergleichen, und vergeſſen dabey nur zu leicht auf die Bedürfniſſe der von Zeit zu Zeit anwachſenden Familie. Romantiſche Liebesſchwärmerey macht ſie wähnen, ſie brauchten nicht viel, und das allernothdürftigſte Auskommen werde ihnen, bey dem Beſitze des Abgotts ihres Herzens, genügen. Aber wenn dieſer Wahn mit dem Taumel ihrer Liebe verſchwindet, — wie dieß nur allzu bald geſchieht — dann machen ſie die traurige Entdeckung, daß die Liebe weder ſatt, noch das, was unentbehrliches Bedürfniß des Lebens iſt, entbehrlich mache, und daß es ſich bey hungrigem Magen und leerer Kaſſe nicht ſonderlich liebe. Sonach tritt auch nur zu bald an die Stelle der vorigen, hochaufflammenden Liebe die froſtigſte Gleichgültigkeit, welcher Verachtung, Haß, Vorwürfe, Verwün-

*) Sorg' erſt für Brod und Haus;
Dann geh' aufs Freyen aus.

schungen auf dem Fusse nachfolgen. Man legt einander Verführung, Betrug zur Last; rückt einander Mangel an Vermögen, auch wohl Unfähigkeit, welches zu erwerben, vor. Und nun verwandelt sich der vor der Ehe geträumte Himmel, in eine wahre Hölle, aus welcher erlöst zu werden, keine Hoffung vorhanden ist.

2. Regel. „Ist es dir beym Heurathen lediglich um eine zufriedene, glückliche Ehe zu thun, so sey bedacht, eine solche Wahl zu treffen, daß sich zwischen dir und deiner künftigen Gattin keine Ungleichheit finde, es sey in Rücksicht auf Stand und Herkunft, oder in Rücksicht auf Vermögen, Alter, Leibesbeschaffenheit, Religion, Gemüthsart. Wo das Gegentheil der Fall wäre, wirst du wohl thun, dich nicht im geringsten einzulassen.

Si vis nubere, nube pari.

Was zuerst den Stand und die Herkunft betrifft, so lehrt eine schon graue Erfahrung, daß solche ungleiche Ehen äußerst selten gerathen, und daß über kurz oder lang nachfolgende Reue die eheliche Eintracht und Zufriedenheit untergraben. Ehen dieser Art werden, einem herrschenden Vorurtheile nach, immer gemißbilligt, und es trifft eine Gattinn von niedrigem Herkommen, die von einem Manne von hoher Geburt geehelicht wird, immer eine unversöhnliche Verachtung und Feindschaft von Seiten derjenigen Familie, die sich durch eine solche Mißheurath für beschimpft hält. Ueberdieß wird die Wahl einer Gattinn von niedrigem Herkommen als eine stillschweigende Erklärung des vornehmen Gatten angesehen, daß er unter der Klasse seines Gleichen keine Person, die seiner Hand würdig gewesen

wesen wäre, gefunden habe. Woraus natürlich Eifersucht entsteht, die sich bey jeder Gelegenheit, wenigstens durch bittere Satyre und hämische Ironie, zu rächen sucht. Die Verachtung der beleidigten Familie, und die giftigen Spöttereyen der übrigen Standesgenossen, kränken nicht nur beyde Gatten auf das empfindlichste, und denjenigen von der niedrigen Herkunft doppelt, sondern ermüden auch sehr oft die Standhaftigkeit des wählenden vornehmern; woraus nothwendig Unzufriedenheit und Reue, auch wohl Vorwürfe von beyden Theilen entstehen. Der vornehmere Gatte fängt an, sich seiner Wahl zu schämen; erscheint, um sich dem Spott und der Lästerungssucht nicht auszusetzen, mit seiner heterogenen Hälfte so sparsam, als möglich, im Publikum. Dieß wird für Zurücksetzung, für Verachtung, für Beschimpfung angesehen. Und nun ist der Grund zu manchem häuslichen Zwist gelegt, der dem Glück der Ehe überaus gefährlich werden kann.

Kann man demnach gegen diese natürliche Folgen solcher Mißheurathen, sich nicht gänzlich dadurch sichern, daß man sich der Verachtung der Familie, und dem Spotte der Welt auf immer entziehe, auch von allen Denen, deren Stolz oder Eitelkeit man beleidigt hat, ganz und gar unabhängig mache: dann hüte man sich vor einer Heurath dieser Art sorgfältigst, so viele und mächtige Beweggründe auch hiezu versuchen mögen.

Nicht minder bedenklich ist es, bey Mangel an eigenem Vermögen, eine reiche Frau zu heurathen; es wäre denn, man hätte ihr ein Aequivalent, das ihrem Reichthume das Gegengewicht halte, als etwa Charakter, Rang, Ansehn, Gelegenheit zu mannichfaltigern und interessantern Ergetzungen, anzubieten, oder man wäre moralisch gewiß, daß die reiche Gattinn Vernunft,

Tugend und Edelmuth genug besitze, um nicht besorgen zu dürfen, sie werde sich Vorwürfe erlauben, oder, auf Rechnung ihrer reichen Aussteuer, sich der männlichen Subordinazion entziehen, und sich Anmassungen herausnehmen, die mit dem Verhältniß einer Gattinn streiten. Ein zwar seltner Fall! denn nur zu sehr bestätiget die Erfahrung das Gegentheil. Die Töchter reicher Aeltern werden gemeinhin, in ihrer Erziehung überhaupt, vorzüglich aber in Rücksicht auf Geistesbildung verwahrlost. Daher, daß sie weichlich, eigenliebig, hartherzig, dummstolz, gebieterisch sind; lauter Eigenschaften, die geradezu denjenigen entgegenstehen, welche eine würdige Gattinn konstituiren, da sie unerträglich machen *).

Auffallende Ungleichheit des Alters verspricht keine glückliche Ehe, denn sie macht jene wechselseitige Liebe unmöglich, welche den Grund zur ehelichen Freundschaft legen muß. Wir sagen eine auffallende Ungleichheit; denn, daß der Mann nach Jahren und Monaten gerade so alt sey, als seine Gattinn, wird keineswegs gefordert, wäre vielmehr eine wahre Ungleichheit. Ein Ehemann, der genau so viele Jahre seines Alters zählte, als seine Frau, wäre schon deßwegen um 10 Jahre jünger, weil die Natur beym Weibe um 10 Jahre eher vollendet, als beym Manne. Auffallende Ungleichheit heißt hier wenn z. B. Winter und Frühling, wenn 60 und 16 Jahre zusammen heurathen. Ehen dieser Art sind eines Theils der ehrbaren Welt anstößig, reizen die Satyre wider sich; andern

*) Intolerabilius nihil est, quam femina dives. Juven.

dern Theils scheinen sie der Natur Hohn zu sprechen, deren Gesetzen die Vereinigung heterogener Dinge widersteht *).

Heurathet ein abgelebter Mann, so kann er keine andere vernünftige Absicht haben, als propter opem. Und hiezu wird ein junges, munters Mädchen sich ohne Vergleich weniger schicken, als eine ebenfalls etwas übertragene Matrone. Andrer Absichten wegen zu heurathen, verräth einen Mann, der weder Vernunft noch Ehrliebe besitzt, und den das Alter noch nicht weise gemacht hat. Eine junge Person, die sich an einen alten Mann, den sie unmöglich lieben kann, verdingt — etwas anders ist eine solche Heurath nicht — wird wahrscheinlich einige reservata in petto behalten; oder von irgend einem Freunde auf das Recht der Entschädigung aufmerksam gemacht werden. Dem alten Thoren bleibt nun nichts übrig, als mit sehenden Augen sich blind zu stellen, oder falls er noch der Eifersucht fähig ist, seine theure Hälfte einzukerkern, zu bewachen, und bewachen zu lassen, **) oder sie zu gezwungenen Liebkosungen durch Geschenke zu bestechen; oder sich zu Tode zu grämen, wozu seine, der Verzweiflung nahe, Ehekonsortinn das Ihrige treulich beyzutragen nicht ermangeln wird, um je eher je lieber wieder in Freyheit gesetzt zu werden.

Heu-

---

*) Ein' frische Nuß, ein stumpfer Zahn;
Ein junges Weib ein alter Mann,
Zusammen sich nicht reimen wohl.
Seines Gleichen Jedes nehmen soll.

**) — — — Sed quis custodiet ipsos
Custodes??

Juvenal.

Heurathet ein junger Mann ein altes Weib, so ist dieß ein wahres Skandal, welches eine wohlgeordnete Polizey nicht einmal gestatten sollte.

Auch in Betreff der Leibeskonstituzion muß beym Heurathen auf eine proportionirte Gleichheit gesehen werden. Die Gründe sind so einleuchtend, daß es überflüssig ist, sie anzugeben. Die Gattinn soll die Hälfte des Mannes seyn, unschicklich und widersinnig ist es also, wenn sie das Viertel oder gar Sechstel von ihm ausmacht, und so umgekehrt.

Verschiedenheit der Religion steht der innigen Seelenvereinigung, die zu einer glücklichen Ehe ein wesentliches Erforderniß ist, entgegen. Nur dann sind Ehegatten glücklich, wenn sie gleichsam ein Sinn, ein Herz sind. Dieß aber findet bey der Verschiedenheit der Religion nicht leicht Statt. So tolerant im Uebrigen die Eheleute auch seyn mögen, so wird der Unterschied der Religion doch hier und da zu kleinen Mißhelligkeiten Anlaß geben, welche die eheliche Eintracht stören. Nicht zu gedenken, daß sich auch wegen der Erziehung der Kinder, dem Hausfrieden nachtheilige Kollisionen ergeben können.

Daß zum Glück der Ehe eine gewisse Gleichheit der Gemüthszarten erforderlich sey, wird niemand widersprechen, der einen gesunden Begriff von diesem Glücke hat. Wie werden oder können Eheleute ein Herz, ein Sinn seyn, wenn ihre Gemüthsarten mit einander kontrastiren? Sagt man: das Weib müße sich immer nach dem Manne richten: so weis man nicht, was es heisse, seine Gemüthsart umzuändern, oder auch nur zu verläugnen. Daß der Mann das Weib zwingen könne, blindlings zu gehorsamen, und sich ohne Widerrede seinen Gesinnungen und Launen zu fügen,

läug-

läugnet man nicht; auch dieß nicht, daß eine vernünftige, den Hausfrieden liebende Gattinn sich von der Nothwendigkeit, alles dieß lieber ungezwungen zu thun, leicht überzeugen werde. Allein kann eine Gattinn bei diesem immerwährenden Zwange, bei dieser anhaltenden Selbstverläugnung, wohl eines zufriedenen Lebens genießen? Wird sie stets ihrer Mienen und Geberden dergestalt mächtig, stets ihre Empfindungen so zu bemeistern, fähig seyn, daß der Mann ihre Verstellung, ihre Unzufriedenheit nicht bemerke, nicht einsehen lerne, daß er nur gefürchtet, nicht geliebt werde? Und hat er einmal diese Entdeckung gemacht, dann ist auch seine Ruhe, seine Zufriedenheit vergiftet, wo er nicht ein ganz gefühlloser, rauher und roher Mensch ist, der keinen Sinn für die eheliche Glückseligkeit hat; nicht darauf achtet, ob seine Gattinn ihn als Ehefreundinn aufrichtig, zärtlich liebe, oder nur als Sklavinn fürchte.

Diese Gleichheit der Gemüthsarten fordert indessen nicht, daß beide Eheleute von ganz gleichen Charakteren seyn sollen, welches nicht einmal möglich ist. Genug ist es, wenn die Gemüther eine Art von negativer Gleichheit haben, d. i. wenn sie nur mit einander nicht kontrastiren, einander nicht kontradiktorisch entgegengesetzt sind. Einige Beispiele zur Erläuterung.

Ein Mann, von aufgeweckter, geselliger Gemüthsart, heurathe keine Weibsperson von vestalischer Sittsamkeit, die mit gesenktem Haupte und niedergeschlagenen Augen einhergeht, roth wird, und zittert, wenn jemand fremder sie anredet, und nicht weis, ob ihr weh oder wohl ist.

Ein Mann, der eine eingezogene, stille, ordentliche Lebensart liebt, heurathe kein Frauenzimmer, deren wahres und einziges Element Gesellschaften, Kokketerie, Toilettbesuche, Diné's und Soupé's, Lustpartien ꝛc. ausmachen; die gewohnt ist, ihre Reize, auf Redouten, Bällen, im Schauspielhause, auch wohl in der Kirche auszukramen; kurz, keine personam publicam; wir wollen sagen, keine solche, die Publizität liebt. Wiewohl, vor einer Gattinn dieses Gelichters hat jeder Ehestandskandidat, von welcher Gemüthsart er immer sey, sich sorgfältig zu hüten, wenn er anders eine glatte Stirne liebt.

Ein Mann, von gesetzter, ernster Denkart, heurathe kein Frauenzimmer von affenähnlicher Gemüthsstimmung, d. i. keine solche, die immer plaudern, schecken, kurzweilen, singen und springen möchte; deren ganze Sorge, ganzes Thun darinn besteht, Gassenneuigkeiten aufzulesen, und wieder zu erzählen, Unverstand zu reden, alberne Fragen zu thun, windschiefe Urtheile zu fällen, sich zu putzen, oder vielmehr nach den Gesetzen der Mode, zu verunstalten.

Ein Mann, von ökonomischen Grundsätzen, heurathe keine Weibsperson, die das Einmaleins nicht gelernt hat; die die Revolutionen der Mode trotz Einer inne hat, und auf das religiöseste befolgt, um die Maßregeln der Haushaltung aber sich wenig bekümmert; deren liebster und intressantester Umgang mit Galanteriehändlern, Putzmacherinnen, Modeschneidern ꝛc. ist; die nichts gedrucktes liest, als das Journal des Luxus und der Moden; die das: Man muß noble, man muß genereux seyn, zu ihrem Wahlspruch gemacht hat; die die Küche und das Speisgewölb flieht, als ob es bei hellem Tage darinn spuckte; die bei der weit dringen-

gendern Nothwendigkeit, ihre Toilette zu machen, ihren Putz zu ordnen, ihre weiße Hand und ihren kleinen Fuß zu pflegen, keine Zeit erübrigen kann, sich der Haushaltung anzunehmen, noch zu ihrer Ausbildung irgend ein gutes Buch zu lesen. *)

Ein Mann von gutem Geschmack und Delikatesse in Rücksicht auf das Dekorum, heurathe keinen weiblichen Cyniker. **)

Ein

---

*) Mulieris mentem seorsim fecit Deus
Primum. — — — —
Aliam equus cervice jubatus genuit,
Quæ servilia opera et laborem abhorret,
Neque juxta furnum, ad evitandam fuliginem,
Sederet. Virum non sponte, sed coacta amat.
Abluit autem sordes quotidie
Bis aut ter, et unguentis ungitur;
Semper autem et comas pexas gerit
Densas et floribus obumbratas.
Talis sane mulier pulcrum est spectaculum
Aliis, habenti vero damnosa,
Nisi rex fuerit aut princeps aliquis,
Quem ejusmodi res oblectent.

Simonides.

**) Aliam ex sue setosa produxit,
Cui omnia domi luto inquinata
Inornataque jacent, et humi devolvuntur;
Ipsa illota, cum vestibus immundis
In stercore sedens pinguescit.

Simonides.

Ein Mann von aufgeklärtem Verstande, von Bildung und Geist, heurathe kein Gänselein, oder eine sogenannte gute Haut — blosse Töpferarbeit. *)

Ein Mann von strengen moralischen Grundsätzen in Beziehung auf Ehre, empfindlich für den öffentlichen Ruf, und von minder toleranten Gesinnungen, heurathe kein Frauenzimmer, die bereits eine Kokette ist, oder auch nur eine entfernte Anlage dazu verräth. Was Koketten sind, braucht wohl keiner Erklärung? Denn da in unserm aufgeklärten, philosophischen Zeitalter die Koketterie mit zur Eleganz frauenzimmerlicher Lebensart gehört, sind sie ja Alltagserscheinungen!

Ein Mann von edelmüthiger Menschenliebe, von wohlthätigen, freigebigen Gesinnungen, heurathe kein Frauenzimmer, das in dem Ruf einer ausgemachten Wirthinn steht; sie ist gewiß ein Geizhals, oder nahe daran, es zu werden.

Ein Mann von sanfter, friedfertiger Gemüthsart, heurathe keinen aufbrausenden Poltergeist, der gewohnt ist, im Hause herumzutoben, und, ohne Zanken und Wettern, sich nicht bei Gesundheit erhalten kann, kurz — keine Xantippe. **)

Ein

---

*) Aliam ex tellure formatam Cœlicolæ
Marito dederunt in damnum. Nam neque mali
Neque boni quidquam callet hujusmodi mulier;
Sed comedere solum novit, haud aliud opus.

Simonides.

**) Mulierem autem ex mari genitam nunc mihi considera,
Interdum ridet et hilarem se præbet.

Ein Mann von cholerischem Temperament, heurathe kein Frauenzimmer, bei welchem die Seele nur die Stelle des Salzes vertritt, damit der Leib nicht in Fäulung gehe; die von nichts gerührt, von nichts in Bewegung gesetzt wird, nichts mit Ernst angreift, sich viel vornimmt, und nichts thut, immer von heut auf morgen verschiebt; und deren ganzes Gefühl sich auf den Gaumen beschränkt. *)

Ein Mann von biederer, gerader, platter Gemüthsart, heurathe keine sogenannte Pretieuse, die unzubefriedigende Ansprüche macht; von jedermann fordert, daß er ihr hofire; die jeden für einen Bengel hält, der von ihren Reizen, oder bei Mangel derselben, von ihrem Verstand und Witze, sich nicht bezaubert fühlt; die ihre eigene Art hat, zu lächeln, die Nase zu rümpfen, die Hand zum Kuße zu reichen, und in deren Miene grande supercilium herrscht.

Will man nun gegen die Gefahr, eine in Beziehung auf seine Gemüthsart ungleiche Heurath zu schließen, sich verwahren, so befolge man nachstehende

3. Re-

Interdum contra intolerabilis est tum visu,
Tum accessu. Tunc enim furit adeo
Ut approquinquare nemo sustineat.
Omnibus est implacida, infensaque
Quemadmodum mare.

Simonides.

*) Aliam ex cinere et dissuario asino constituit,
Quæ vix necessitate minisque adacta,
Tandem omnia facit et operatur,
Quæ viro placent.

Simonides.

3. Regel. „So lange du deine eigene Gemüthsart nicht genau kennst, und gemäß derselben dir ein Ideal zu einer Gattinn, wie du sie gerade brauchest, um mit ihr in einer zufriedenen Ehe zu leben, entworfen hast, laß dich mit keiner Person in Heurathspräliminarien ein.

So lange du deine Gemüthsart mit allem, was gutes und fehlerhaftes an ihr ist, vollständig genug kennest, ist es unmöglich zu bestimmen, was für eine Gattin sich am besten für dich schicke. Und so lange ferner dieß nicht ausgemacht ist, bist du nicht fähig vernünftig und schicklich zu wählen, weil du nicht wissen kannst, auf welche Gemüthsgaben und Eigenschaften du bei der zu wählenden Gattin zu sehen habest.

Es ist was nur zu gewöhnliches, daß man bei der Wahl einer Gattinn allein auf diese, nicht auch auf sich selbst sehe, nur ihren moralischen und intellektuellen Werth untersuche, und ob sie die absoluten Eigenschaften eines gebildeten Frauenzimmers und einer würdigen Gattinn besitze, auszuforschen bemüht ist. Man vergißt aber ganz darauf auch das relative Verhältniß ihrer noch so ausgezeichneten Geistesvorzüge zu unsrer eigenen Art zu denken, und zu handeln — zu unsern eigenen Gesinnungen, Tugenden, Fehlern, Schwächen zu prüfen. Eheliche Glückseligkeit ist eine zusammengesetzte Wirkung von der Beschaffenheit beider Gatten, einer davon allein, er sey ein noch so vollkommener Mensch, macht es nicht aus, wenn der andre Gatte mit ihm kontrastiret. Man kann daher — wie die Erfahrung nur zu oft bezeuget — bei einem Frauenzimmer, die in ihrer Selbstständigkeit betrachtet, so gebildet, so geartet ist, daß sie jedermann zur Verehrung, zur Verwunderung hinreißt, in einer

sehr

sehr unglücklichen Ehe leben, wenn sie als Gattinn, mit allen ihren Geistesvorzügen, sich nicht für uns, wir uns nicht für sie schicken, und wegen der Heterogenität beiderlei Gemüthsarten, keine Möglichkeit vorhanden ist, beide Gatten in Harmonie zu bringen — aus beiden Gatten ein zusammenpassendes Ganzes herzustellen.

4. Regel. „Hüte dich, daß eine vorgefaßte flüchtige Zuneigung dich nicht zu einer übereilten Wahl fortreisse. Bemeistre dieselbe vielmehr, bis du bei kalter, unpartheyischer Untersuchung gefunden, daß die Gemüthsart der Person, die dich eingenommen hat, dem Ideale genau entspreche, das du dir zu einer deiner Gemüthsart, und deinen Umständen anpassenden Gattinn gemacht hast."

Unter den Kautelen, welche die Klugheit den Ehestandskandidaten empfiehlt, ist vielleicht keine so einleuchtend, und doch der Nichtbefolgung mehr ausgesetzt, als diese: daß man bei der Wahl einer Gattinn, nicht von Liebe, sondern von Vernunft sich müsse leiten lassen. Liebe, wenn man ihr zu viel einräumt, wenn man ihr Zeit läßt, sich im Herzen festzusetzen, macht trunken, macht — wer weis es nicht! — physisch und moralisch blind, folglich zu unpartheyischer Prüfung des Gegenstandes ganz und gar unfähig. Sie findet Vollkommenheiten da, wo keine anzutreffen sind, und übersieht die auffallendsten Mängel. *) Man darf also ihrem Ausspruche nicht trauen, sondern muß sie so lange schweigen heißen, bis die kältere Vernunft ihr unbefangenes, ihr zuverläßigers Urtheil ausgesprochen hat.

Für

*) Amantes, amentes.

Für den innern Werth eines Frauenzimmers, und dafür, daß sie die Eigenheiten, die zu einer dauerhaftliebenswürdigen, dauerhaft beglückenden Gattinn erfordert werden, bürgen Achtung und Verehrung ohne Vergleich sichrer, als bloße Liebe. Jene können nur die Wirkung deutlich erkannter Vollkommenheiten des Verstandes und des Herzens seyn; da diese meistens nur einen verworrenen Eindruck, von äußeren Reizen gewirkt, zur Ursache hat. Vernünftige und tugendhafte Frauenzimmer ziehen daher den Verehrer dem Liebhaber vor, und finden überhaupt sich mehr geschmeichelt, wenn man sie seiner Verehrung, als wenn man sie seiner Liebe versichert. Ja sie nehmen es wohl gar für Herabwürdigung, für Beleidigung, wenn man sich erdreustet, sie mit verliebten Geckereyen zu bestürmen. Kaum giebt es einen komischern Auftritt, als der ist, wenn ein liebetrunkener Geck auf ein Frauenzimmer, das, an Verstand und Herzen gebildet, die Würde ihres Geschlechts, und den Adel ihres Herzens fühlt, Jagd macht, und von ihr nach Recht und Gebühr abgefertigt wird. Hier ist eine solche Szene der Natur abgehorcht.

„Welch unaussprechliches Glück, daß, nach so vielen fruchtlosen Bemühungen, ich endlich Gelegenheit finde, Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie liebe!“ (spricht Junker Leerhaupt zu Ismenen, einem Frauenzimmer, das, nach Juvenals Ausdruck, rara avis in terris ist.)

J. (mit Ernst und Würde) Sie lieben mich? — Was wollen Sie damit sagen?

L. Kann ich was anders sagen wollen, als das Wort Liebe sagt?

J. Zum Unglück hab' ich noch keinen Begriff von Liebe, oder vielleicht einen andern, als Sie. Wir müssen uns demnach über den Gegenstand unsrer Unterredung zuförderst vergleichen, um einander zu verstehen. — Was wollen Sie also damit sagen, daß Sie mich lieben?

L. Was denn anders, als daß ich von Ihren himmlischen Reizen bis in das Innerste der Seele gerührt bin; daß ich Sie — anbete?

J. Wissen Sie nicht, daß geschrieben steht: Du sollst Gott allein anbeten?

L. Weis wohl; aber ich vermag die Heftigkeit meiner Leidenschaft nicht anders auszudrücken.

J. Nun so wollt' ich ihnen wohl rathen, Ihre Sprache besser zu studiren; Sie drücken Sich für delikate Ohren etwas anstössig aus. Und darf ich fragen, welche himmlische Reize Sie an mir entdecken?

L. So können Sie fragen? Dann wahrlich müssen Sie Sich nicht kennen!

J. Nun wohl! so helfen Sie mir, mich kennen lernen. Sich selbst kennen, hab' ich immer gehört, ist eine schwere Kunst, die so gut, als irgend eine Unterweisung heischt. Seyn Sie hierinn mein Lehrmeister.

L. Wie? Sie kennten ihn noch nicht, diesen himmlischen Liebreiz ihrer Miene? kennten noch nicht dieses, Rosen und Lilien beschämende, Weiß und Roth Ihrer Wangen? — diesen schmachtenden Blick? — diese alabasterne Hand? — diesen grazienähnlichen Wuchs? Und wer kann sie alle herzählen, die Bestandtheile Ihrer so vollendeten, so bezaubernden Schönheit!

J. Nach den himmlischen Schönheiten, die Sie an mir entdecken, fragte ich ja: und sehen Sie! diejenigen, die Sie so eben genannt haben, sind so irdisch, so körperlich, daß Sie solche wohl auch an einem Gemählde finden könnten; sind so wandelbar und hinfällig, daß, besässe ich sie auch, in zehn Jahren, wenig oder nichts davon mehr übrig seyn würde.

L. Leider, daß auch solche Reize dem Wechsel unterworfen seyn müssen!

J. Und doch hält die Liebe der Mannspersonen nicht einmal bis zu diesem natürlichen Wechsel aus.

L. (mit Interesse) O das sind Flatterhafte, Unwürdige! Ich wenigstens, bei Gott — —

J. (unterbrechend) Halten Sie ein! Sie könnten falsch schwören, indem Sie Sich zu mehr anheischig machten, als Sie zu leisten im Stande sind. — Wieder zur Sache! Merken Sie also, mein Herr, von allen den Reizen, die Sie mir beilegen, und die Sie, wie Sie versichern, so bezaubern, gehört nicht das Geringste mir, alles der freigebigen Natur, der es gefiel, mich damit zu beschenken. Ihre Bewunderung also ist nur ein Kompliment, das Sie der Natur machen; von ihr müssen Sie auch die Belohnung für Ihre Artigkeit erwarten.

L. (etwas verlegen und merklich kälter) Sie sind ungerecht gegen Sich selbst, Ismene. Eine Andre an Ihrer Stelle, würde sich mehr Gerechtigkeit erweisen.

J. Sie irren Sich, wenn Sie glauben, ich sey von Eitelkeit, die, nach dem Urtheile der Männer, durchaus in die Mischung eines weiblichen Charakters gehört, und den Ehrgeiz unsers Geschlechts ausmacht,

ganz und gar frei. Stellen Sie mich nur auf die Probe.

L. (betroffen) Wie meinen Sie das, Ismene?

I. Sie verstehen mich nicht? Ich meine, Sie sollen mich loben.

L. Sie spotten; that ichs nicht schon; und doch —

I. Meinen himmlischen Liebreiz — mein bezauberndes Weiß und Roth — meinen schmachtenden Blick (wünschte nicht, daß ich ihn hätte) u. s. w. lobten Sie. Aber alles dieß ist ja nicht Ich, ist nur das Gehäuse von mir. Dieses müssen Sie öffnen, um zu sehen, was es in sich schließt. Und finden Sie dann, mir etwas schmeichelhaftes hierüber zu sagen; so werden Sie erfahren, daß ich nur zu sehr Frauenzimmer bin.

L. (äußerst betreten) Wahrlich, ich verstehe Sie nicht; weis nicht, was ich sagen soll.

I. Nicht? Nun so sagen Sie: Die Natur werde einem so schönen Gehäuse nichts gemeines, nichts schlechtes anvertraut haben. Sehen Sie, das wäre wenigstens galant, nicht wahr?

L. (beschämt) Nun ja, das wünscht' ich gesagt zu haben.

I. Sagten es aber nicht, weil es in dem Handbuche Ihrer verliebten Formeln nicht stand. Thut nichts! Nur weiter. Mein Ich ist eigentlich meine Seele, und dieß das Kleinod, das in dem, Ihrer Meinung nach, so schönen Gehäuse verwahrt ist. Wie gefällt Ihnen diese? Hat sie einige Reize für Sie, und welche? Lassen Sie hören! vergessen aber auch dabei nicht, ein wenig galant zu seyn, wie Ihre Schuldigkeit gegen ein Frauenzimmer es mit sich bringt.

L. (dem der Angstschweiß ausbricht) Vergeben Sie Ismene; Sie machen Sich ein Vergnügen daraus, mich in Verlegenheit zu setzen.

I. Verlegenheit? — Macht Sie das verlegen, wenn Sie mir etwas schönes über die Beschaffenheit meiner Seele sagen sollen, Sie, der Sie mit so viel Begeisterung von meinen körperlichen Reizen sprachen? — Doch ich will Ihrer Verlegenheit zu Hülfe kommen, und Ihre Erklärung durch Fragen erleichtern. Was halten Sie zuerst von meinem Verstande.

L. Wer wird Ihnen Verstand absprechen?

I. Freilich niemand, dem es nicht selbst daran gebricht, da sogar dem Thiere, in gewisser Rücksicht, Verstand nicht kann abgesprochen werden. Aber wie ist mein Verstand beschaffen? Hierüber wünscht' ich Ihr Urtheil zu hören, und zwar der Kürze halber, bloß in einem charakterisirenden Beiwort ausgedrückt, dergleichen Sie oben, in Absehen auf meine Reize, die Sie himmlisch nannten, gebrauchten.

L. (in Gedanken zu sich selbst) Verwünscht sey sie mit ihren Fragen!

I. Nun hurtig! hurtig! — Wenn Sie so lange nachdenken, muß mir, was Sie sagen werden, verdächtig scheinen. — Nun? mein Verstand?

L. Sie haben viel Verstand.

I. Eigentlich wieder keine Antwort auf meine Frage; denn ich fragte, was für einen Verstand ich hätte, weil ich nur zu wohl weiß, daß unser Geschlecht auf viel Verstand nicht ansprechen darf. Sie sagten aber, ich hätte viel Verstand. Es intressirt mich unendlich, davon gewiß zu seyn, weil ich dann eine Ausnahme von meinem Geschlecht wäre. Sagen Sie mir also zur Güte, was haben Sie für Beweise, daß ich

viel

viel Verstand besitze. Denn wahrlich ich müßte gar keinen haben, wenn ich Ihnen ohneweiters auf Ihr Wort glaubte.

L. (der für Scham und Aerger vergehen möchte, weis kein Wort vorzubringen, und spielt mit den Ketten seiner zwey Uhren.)

J. Soll ich Ihr Stillschweigen für Antwort nehmen? Nun wohl! ich weis also, wie es, Ihrer Meinung nach, mit meinem Verstande aussieht. Vielleicht, daß Ihr Urtheil über meinen Witz mich entschädigt. — Was dünkt Ihnen von meinem Witze? Witz ist sonst etwas, das man uns unvollkommenen Geschöpfen nicht ganz abspricht; darf ich mir welchen zueignen?

L. (etwas aufgebracht) Sie spielen eine Komödie mit mir?

J. Bewahre der Himmel! Nur möcht' ich wissen, ob Sie nicht eine mit mir spielten, indem Sie mich versicherten, daß Sie mich liebten; daß Sie mich anbeteten. — Mein Witz also?

L. (mit verbissenem Ingrimm) O ja! Sie haben viel Witz, mich zu peinigen.

J. Pfuy, so was von dem Abgotte, den Sie anbeten zu sagen!

L. (der alle Fassung verliert) Erlauben Sie, daß ich mich entferne.

J. Nur noch eine einzige Frage. — Was halten Sie von meinem Herzen? Das ist doch die wesentlichste Frage, wo es darauf ankömmt, was der Mensch gelte.

L. Mich dünkt nicht nur, ich erfahre auch, daß Sie ein grausames Herz haben, ein Herz, das Wohlgefallen daran findet, Andre zu quälen.

J. Da

J. Da sehen Sie nun, mein Herr, daß die liebe Natur auch viel böses in ein schönes Gehäus legen kann. Ziehen Sie Sich aus dieser Erfahrung die Lehre, daß man bei einem Frauenzimmer nicht bloß auf die Schale sehen müsse, und daß man schändlich betrogen werden könne, wenn man sich in diese verliebt, ohne den Kern untersucht zu haben. Und sonach hätte ich Ihnen ja einen Beweis gegeben, daß mein Herz nicht so grausam sey, wie sie zu glauben scheinen, indem ich mir angelegen seyn lasse, Sie vor Unglück zu warnen. Länger will ich Ihre Geduld nicht mißbrauchen. Können Sie übrigens bei einer wiederholten Zusammenkunft mir überzeugendere Beweise geben, daß Sie mich lieben, dann wird sich weiter aus der Sache sprechen lassen.

Leerhaupt zieht mit einer verlängerten Nase ab, und schwört, nicht wieder in diese Falle zu gehen. Von seinem Liebesfieber, in Rücksicht auf Ismenen, ist er, — wie leicht zu erachten — geheilt: möchte er es auch von seiner Geckerey seyn!

Wir kehren zu unsrer Regel, und zu der kaltblütigen Untersuchung, welche sie in Bezug auf die Gemüthsart derjenigen Frauensperson fordert, auf die man etwa Heurathsabsichten hat, zurück, und müssen hier noch bemerken, daß zu dieser Untersuchung auch eine eben so kaltblütige, unbefangene Beantwortung folgender Frage nöthig sey: „Worauf gründet sich die Zuneigung, die ich zu diesem Frauenzimmer fühle? Ist es ihre einnehmende Aussenseite? oder sind es die Vorzüge ihres Geistes?“ — Findet sich das Erstere, so schneide man ohneweiters ab; denn hier ist Liebe, sinnliche

Lie-

Liebe mit im Spiel, und diese muß man — wie bereits oben gezeigt worden — beim Heurathen nicht zur Rathgeberinn machen, da sie ihrem Gegenstande lediglich einen transitorischen Werth zu geben vermag. Man liebe, was und wie sehr man wölle, hat es keinen innern, keinen absoluten Werth, so wird dessen Besitz uns nach und nach immer gleichgültiger werden, endlich wohl gar Ueberdruß erregen. Dieß ist natürliche Wirkung der Gewohnheit — des Alltäglichen — des Einerlei.

Eine Gattin, die auf eine dauerhafte Art beglücken soll, muß ihren Werth in Eigenschaften haben, deren Eindruck nicht durch Gewohnheit geschwächt werden kann; die vielmehr durch die Mannichfaltigkeit in ihren wohlthätigen und schätzbaren Aeußerungen, den Reiz der Neuheit, und ihr Interesse immerwährend beibehalten. Und solche Eigenschaften können nur diejenigen seyn, die den Geist affiziren, den innern Menschen ausmachen; welche daher auch nur eine kalte, unbefangene Vernunft aufzusuchen, und zu finden fähig ist, bei weitem aber nicht der geblendete und blendende Affekt der Liebe. Wie wenige Männer denken doch in der Periode ihrer Liebestrunkenheit bei dem Glücke, das sie von dem künftigen Besitze ihrer Geliebten sich träumen, daran, was das: meine Frau, dem Gegenstande ihrer so heißen Liebe von seinem Werth entziehen wird. „Werde ich das, was ich jetzt für dieß Frauenzimmer fühle, auch immer, auch wenn sie meine Gattinn werden sollte, bei dem steten Umgange, beim Zusammenleben mit ihr fühlen? Diese Frage kann ein Mann, der eine Heurath im Projekt hat, sich nicht oft genug vorlegen, nicht redlich genug beantworten.

Das

Das de homine oculis non credo muß in Ansehung der zu wählenden Gattin mit vorzüglicher Strenge beobachtet werden. Betrug in diesem Stücke kann sehr theuer zu stehen kommen, kann die Zufriedenheit eines ganzen Lebens kosten. Was nun die Klugheit um sich gegen solchen Betrug zu sichern, für Maßregeln an die Hand gebe, wollen wir sogleich sehen.

5. Regel. „Um durch Stellung und Verstellung nicht getäuscht zu werden, studiere vor allen Dingen die Mutter desjenigen Frauenzimmers, auf das du etwa Heurathsabsichten hast. Beobachte sie bei jeder Gelegenheit, in jeder Verbindung von Umständen, vorzüglich aber in ihrer Benehmungsart gegen ihren Mann.“

Vernunft und Erfahrung haben schon lange unwidersprechlich ausgemacht, daß das Beispiel der Aeltern auf den Charakter der Kinder viel mächtiger wirke, als alle Bemühungen noch so verständiger Erzieher. Unvermeidlich ist es demnach, daß die Tochter die Denkens- und Handelnsart der Mutter, die sie stets vor Augen hat; die sie von ihrer Kindheit an hat urtheilen hören, hat handeln sehen, auch ohne es zu wollen und zu wissen, auf sich übertrage. *) Hast du nun die Mutter hinlänglich kennen lernen (und das ist um so leichter, weil die Mütter, da sie hiezu keinen Grund mehr zu haben glauben, sich nicht zu maskiren pflegen) so kannst du mit der grösten Wahrscheinlichkeit schließen, daß die Tochter das getreueste Abbild ihrer Mutter sey, auch als Gattin bleiben, und daß sie ihren künftigen

Ehe-

*) Scilicet expectas, ut mater tradat honestos
Aut alios mores, quam quos habet? — —

Juven.

Ehemann auf eben den Fuß behandeln werde, auf welchen sie ihre Mutter den ihrigen behandeln sieht. Wenigstens hast du schon einige Data, die du bey der direkten Erforschung ihrer Gemüthsart zum Grunde legen kannst, falls diese Erforschung noch nöthig seyn sollte, bey welcher dich alsdann folgende Regeln leiten werden.

6. Regel. „Vor allen Dingen untersuche, ob in dem Betragen dieses Frauenzimmers Offenheit-Wahrheit, oder Zwang, Verstellung herrschen. Im erstern Falle wird dir eine fernere Untersuchung wenig Mühe machen, und im letztern mußt du dabey mit doppelter Vorsicht zu Werke gehen."

„Ganz gut! — wirst du vielleicht sagen — aber wie kann ich inne werden, ob, was das Frauenzimmer scheint, Wahrheit oder Fikzion sey?"

Da wir bereits oben unter dem Abschnitte: von der Erkenntniß sittlicher Charaktere auch gezeigt haben, wie Wahrheit und Fikzion in dem Betragen der Menschen überhaupt zu erkennen sey, so müßen wir dich mit deiner Frage dahin zurückverweisen. Doch merke hier indessen so viel: Ein Frauenzimmer, das blöde und schüchtern thut, die Augen niederschlägt, mit seitwärts gewandtem Gesichte spricht; wenn man sie anredet, über und über roth wird, ohne daß diese Schüchternheit aus einer sklavischen Erziehung, oder allzu einsamen Lebensart sich erklären lasse, ein solches Frauenzimmer hält dir eine Maske vor. Hier sey auf deiner Hut.

7. Regel. „Das Zweyte, so du zu untersuchen hast, ist: wie es um das Empfindungsvermögen deiner Zuwählenden stehe. Denn dieß wird dir auch vorläufig sagen, was du von ihrer Vernunft

und ihrer Tugend zu erwarten hast. Entdeckest du hier, statt lebhafter, thätiger Empfindsamkeit, weichherzige, unmächtige, modische Empfindeley: so darfst du für sicher annehmen, daß du eine Romanheldinn, oder eine verzärtelte, nervenlose Puppe vor dir hast, nichts weniger aber, als ein Frauenzimmer, das eine sorgfältige, treue Befolgerinn auch der beschwerlichern Ehestandspflichten hoffen lasse.“

Wie soll auch ein Frauenzimmer mit einem ungebildeten, dickhäutigen, rohen Herzen, das keines zarten Mitgefühls fähig ist, zu der zärtlichen, innigen Freundschaft aufgelegt seyn, ohne welche eine harmonische glückliche Ehe nicht gedacht werden kann? Wie wird sie die Pflichten ihres dreyfachen Verhältnisses, die Pflichten der Gattinn, der Mutter, der Hauswirthinn, zu befolgen im Stande seyn, wenn ein zärtliches, herzliches Wohlwollen gegen ihren Gatten, gegen ihre Kinder, und eine empfindsame Theilnahme an dem Glück der ganzen Familie, ihren Eifer nicht beleben, stärken, immer rege erhalten? Im Ehestande giebt es Pflichten, schwere Pflichten, vorzüglich auf Seiten der Gattinn, zu deren Erfüllung nur ein Herz voll von Güte, Sanftmuth, Duldsamkeit und Sympathie geschickt machen, und wozu eine Gattinn durch nichts, als durch ein tiefes, thätiges Gefühl ihrer Pflicht verhalten werden kann. Weh dem Ehemanne, den das Unglück getroffen hat, eine Gattinn, zu haben, welcher, aus Mangel an Gefühl, von keiner Seite beyzukommen ist, eine Gattinn, die nichts rührt, nicht Pflicht, nicht Vorstellungen, nicht Bitten, nicht ihr eigenes Wohl und Weh; die keine Empfänglichkeit, keinen Sinn für die sanften, beseligenden Empfindungen hat, welche das Bewußtseyn

er-

erfüllter Pflicht, das Bewußtseyn, zur Zufriedenheit und zum Glück Andrer mitgewirkt zu haben, begleiten!!

Hieraus leuchtet ein, daß ein empfindsames Herz ein wesentliches Erforderniß zu einer würdigen, beglückenden Gattinn ausmache?

„Aber woraus läßt sich erkennen, ob ein Frauenzimmer ein solches Herz besitze?"

Freylich nicht daraus, daß sie bey jeder Schmeicheley, bey jeder Liebkosung, in Entzücken geräth; daß sie über jede Kleinigkeit, bey jedem Verdruße weint: daß sie bey einem Trauerspiele, bey Anhörung einer rührenden Geschichte, in Thränen zerfließt; daß sie, wenn sie Blut sieht, in Ohnmacht fällt; daß sie keinen Menschen kann weinen, kein Huhn kann schlachten sehen; daß sie niemanden etwas abzuschlagen vermag, und dem kläglich flehenden Bettler den letzten Groschen reicht; daß sie um keinen Kranken seyn kann, oder doch nicht ohne bey dessen Anblicke mehr, als er selbst, zu leiden; daß Siegwarts Klostergeschichte, Werthers Leiden, Yoriks empfindsame Reisen ihre Lieblingsbücher sind; daß sie sich mit dem Monde bespricht, und bey dem Auf- und Niedergang der Sonne in Wonnegefühle zerschmilzt; u. d. m. Denn alles dieß sind untrügliche Symptomen der Empfindeley, d. i. einer Weichherzigkeit ohne Grundsätze; sind Wirkungen des Temperaments, oder eines schwachen Nervensystems oder einer verzärtelten Erziehung, oder der Affektazion, oder des Lesens solcher Bücher, die von schwärmerischer Empfindsamkeit überfliessen, oder aller dieser Ursachen zusammengenommen.

Es fällt von selbst in die Augen, daß solche Empfindeley, weit gefehlt, daß sie eine würdige Gattinn versprechen sollte, vielmehr zur Erfüllung der, nur etwas beschwerlichen und mühsamen, Ehestandspflichten ganz und gar unfähig mache dadurch, indem sie der Seele alle Energie benimmt, und überdieß in derselben einen leidenden Zustand herrschend macht, der sie hindert nach Beweggründen der Vernunft thätig zu seyn. Solche empfindelnde Geschöpfe lechzen unaufhörlich nur nach angenehmen und gemischten Gefühlen und zwar bloß und allein, um sie zu geniessen, und bey diesem Genuße stehen zu bleiben, in welchem sie ihre Glückseligkeit suchen.

Der Tugendhafte soll nach Grundsätzen, soll auf den Antrieb erkannter Pflicht thätig seyn. Daher ist nur diejenige Empfindsamkeit eine wahre, eine tugendhafte, die den Willen unterstützt, dasjenige mit mehr Eifer, mit mehr Kraftanwendung zu thun, was die Pflicht zu thun vorschreibt. Sie macht zwar auch für jeden Eindruck empfänglicher, aber sie reißt nicht fort, diesem Eindrucke zu folgen, ohne die Vernunft gehört zu haben, ob, und in wie weit sie dem Eindrucke nachgeben könne, zu folgen. Sie ist daher folgsam und thätig, wo die Vernunft es fordert und sie regt sich nicht, wo diese heischt, daß sie schweige, daß sie sich Gewalt anthue. Sie intressirt sich für das Weh und Wohl Andrer aber nur auf Antrieb eines vernünftigen, und von Klugheit geleiteten Wohlwollens. Sie sympathisirt nicht, wie die Empfindeley, unwillkührlich, und ohne zu handeln; sie sympathisirt nach deutlich erkannten Beweggründen, um zugleich, zur Erreichung tugendhafter Endzwecke, wirksam zu seyn.

Und diese Empfindsamkeit ist es, die man bey seiner künftigen Gattinn suchen muß, weil sie den Grund einer dauerhaften, in Thaten übergehenden Zärtlichkeit ausmacht, und ohne sie ein fortwährender, auch gegen Schwierigkeiten ausdauernder Trieb, allenthalben der Pflicht Genüge zu thun, überhaupt zur häuslichen Glückseligkeit bereitwilligst und thätigst mitzuwirken, durchaus nicht möglich ist.

„Woraus läßt sich aber beurtheilen, ob das Empfindungsvermögen eines Frauenzimmers geübt — verfeinert — gebildet sey d. i. ob sie ein empfindsames Herz besitze?"

Die Beantwortung dieser Frage gehört abermals nicht in die Klugheitslehre. Indessen um sie nicht ganz zu umgehen, wollen wir wenigstens die Charaktere eines guten Herzens nur summarisch angeben.

Ein gebildetes Empfindungsvermögen, oder — welches eben das sagt — ein empfindsames Herz, muß, wie alle Geisteskräfte, seine Aeusserungen haben, von denen man, als von Wirkungen, auf die Beschaffenheit des Empfindungsvermögens, als auf die Ursache, schliessen könne. Diese Aeusserungen dürften folgende seyn.

Haben die Sensazionen eines Frauenzimmers Lebhaftigkeit, Präzision, Dauer; — ist sie einer lebhaften Freude, eines lebhaften Verdrusses fähig; — kann sie sich für etwas mit Lebhaftigkeit intressiren, durch Beyfreude, Beyleid, durch Beyfall, Verabscheuung — durch werkthätige Theilnahme; — verräth sie eine gespannte Aufmerksamkeit auf alles, was sie thut und sagt, auf alles, was um sie vorgeht; — hat sie Sinn für idealische Vergnügungen, für moralische

sche Schönheit, für die Schönheit der Werke der Natur und Kunst, für Vollkommenheit überhaupt, für Ordnung und Harmonie; — nun so kann man sicher schliessen, daß ihr Empfindungsvermögen gebildet sey, und sie, nach dem populären Ausdruck, ein empfindsames Herz besitze.

Auch hat ein solches Herz seine untrüglich en physiognomischen Charaktere, wozu vornehmlich ein sanftlebhafter Blick des Auges, ein melodischer Ton der Stimme, Leichtigkeit und Präzision in der Sprache, und eine freye, mit Anstand lebhafte, Bewegung des ganzen Körpers gehören.

Das Gegentheil von alle dem, oder Mangel an allem dem, verräth ein verwahrlostes, rohes, gefühlloses Herz, ein Herz, das zu allen sanften Aufwallungen, und zu den edlern Empfindungen ganz und gar unfähig ist, das daher auch keine dauerhaft schätzens- und liebenswerthe Gattinn, noch irgend eine Verbesserung ihrer Gemüthsart, selbst bey den unverdrossensten Bemühungen eines vernünftigen und klugen Ehemanns, hoffen läßt.

Noch läßt sich von den Liebligsergetzungen eines Frauenzimmers auf den Grad sowohl, als auf die Feinheit ihrer Empfindsamkeit schliessen. Liebt sie am meisten solche Ergetzungen, wozu ein verfeinertes und gebildetes Gefühl erfordert wird: so darf man daraus, daß sie ein sehr empfindsames Herz besitze, sicher schliessen. Ist sie hingegen nur für Vergnügungen eingenommen, die mit Geräusch, Strepitosität, mit einer starken Erschütterung der Nerven verbunden sind: dann ist ihr Herz ganz gewiß roh — ungebildet.

„So

„So ganz allein zu Hause, mein Fräulein?“ (spricht Dornbach zu Erdvinen, auf die er, aber nur noch von ferne, Heurathsabsichten hat.)

E. Wie Sie sehen. Papa und Mama sind ins Theater gegangen.

D. Und liessen Sie zu Hause?

E. Weil ich selbst wollte.

D. Darf ich fragen, warum Sie selbst wollten, mein Fräulein?

E. Weil das Theater mir kein Vergnügen macht.

D. Nicht? Wie denn so?

E. Was soll denn das für ein Vergnügen seyn, drey Stunden da zu sitzen, ohne ein Wort zu sprechen?

D. Man hört aber die Schauspieler sprechen — sieht sie handeln?

E. Wohl wahr. Allein, was kann dieß Geschwätz, das man oft nicht einmal versteht, und von dem man weis, daß es nicht im Ernst gemeynt ist, für Vergnügen, oder Unterhaltung machen? Und vollends die Trauerspiele, wobey so viel gewinselt, geächzet und geweint wird! Ich wundre mich immer, wenn ich sehe, daß manche Zuschauer mitweinen, und sogar Männer.

D. Sehen Sie das Weinen als etwas unanständiges für Männer an? Man weint aus Vergnügen, aus Theilnahme, aus Mitgefühl.

E. Das begreif' ich nicht! Wenn ich weine, so wein' ich immer aus Leid oder Verdruß; mir macht Weinen niemals Vergnügen.

D. Sonach kann Ihnen, mein Fräulein, das Schauspiel freylich kein Vergnügen machen. Wenn Sie aber so allein zu Hause bleiben, wie unterhalten Sie Sich dann?

E. Wie's

E. Wie's kömmt. Ich arbeite etwas, und freut mich das nicht mehr, so seh' ich aus dem Fenster, oder schlage mir über allerley Fragen die Karten auf, oder gebe meinen Gedanken Audienz.

D. Unterhält Sie denn das Lesen nicht? Es giebt Frauenzimmer, die viel Geschmack daran finden, und es sogar zu ihrer angenehmsten Unterhaltung machen.

E. Ich, wahrlich nicht! Man hat mich mit dem Lesen schon genug geplagt, als ich es lernte; sollt' ich mich noch selbst damit plagen? — mir die Augen und die Zeit damit verderben? Amalie Kronburg, wenn Sie sie kennen, ist eine solche Närrinn. Stets liegt sie in den Büchern, und wenn die Mutter ihr etwas von Modeputz kaufen will, spricht sie immer: „Ach wozu das, beste Mutter? Kaufen Sie mir lieber ein gutes Buch." Ist das nicht zum Lachen? Ich lache sie auch oft darüber aus, wie sie es verdient; aber es hülft immer nichts. Sie bleibt nicht nur bey ihrer Thorheit, sondern möcht' auch gar zu gern mich damit anstecken. In dieser Absicht liest sie mir, wenn ich sie besuche, immer etwas vor, und fragt mich von Zeit zu Zeit: „Ist das nicht schön? — ist das nicht vortrefflich? Fühlen Sie nicht wie lehrreich, wie herzerhebend, wie rührend das ist?" Aber ich fühle immer nichts, als lange Weile, und möchte über alle ihre herzbrechenden, schönen Sachen einschlafen.

D. Was Sie sagen Fräulein!

E. Ja ja, nicht anders. Hören Sie nur weiter! Gestern las sie mir aus einem Buche vor, ich weis nicht mehr, wie es hieß — — Doch ja: Für deutsche Mädchen, war der Titel. Sie nennt es ihr Lieblingsbuch. Aber ich konnte über das alberne Zeug, das darinn stand, mich nicht satt lachen.

D. Ha-

D. Haben Sie Sich nichts von diesem albernen Zeuge gemerkt, Fräulein? Ich möchte gar zu gern auch etwas davon hören.

E. Nicht viel, aber doch das, was mir am meisten auffiel.

D. Und das wäre?

E. Ha, ha, ha, ich muß noch lachen! Drey Schwestern auf dem Lande, (stand in dem Buche) hätten nebst ihrer Wirthschaft, sich meistens damit abgegeben, daß sie einige Dorfmädchen im Lesen und Schreiben, und in allerley weiblichen Arbeiten unterrichteten. Und können Sie, werthester Dornbach, glauben, daß Amalie diese drey Schwestern um dieses Glück beneidete?

D. Wirklich? Sie werden ihr doch einen freundschaftlichen Beweis darüber gegeben haben?

E. Das können Sie denken! Ich sagte ihr, dieß wär, eine Folge von ihrem unglückseligen Bücherlesen, das ihr den Kopf verrücke. Sagte ihr, daß ich mir keine Vorstellung von dem Glück oder Vergnügen machen könnte, sich mit schmutzigen, plumpen Bauerdirnen abzugeben, und ihre Schulmeisterinn zu machen. Aber, stellen Sie Sich vor! Amalie lachte mir hellaut ins Gesicht, als ob ich die größte Albernheit gesagt hätte; zuckte ganz mittleidig die Achseln und sagte: Ich bedaure Sie! Da lachte ich sie wieder aus. That ich nicht recht?

D. Sie konnten unmöglich was anders thun.

E. Hernach stand in eben dem Buche; daß die jüngste von diesen drey Schwestern — von diesen drey Dorfschulmeisterinnen nämlich, ihrer Mutter zum Geburtstage, nachdem ihre zwo Schwestern ihr andre Geschenke

schenke gemacht hatten, ihr Herz allein zum Geschenk gebracht habe. Ha, ha, ha! Ich habe wohl gehört, daß Mädchen ihr Herz zu verschenken pflegen; aber an die Mutter! — an die Mutter! Ha, ha, ha!

D. Und an wen würden denn Sie, theuerstes Fräulein, Ihr Herz verschenken, wenn sie es verschenken wollten, oder müßten?

E. Verschenken, schon niemals, aber — vertauschen.

D. Gegen ein ander Herz, nicht wahr?

E. (schalkhaft) Sie sind lose, Dornbach! Je nun, wenn ich ein ander Herz dafür haben könnte, das mir anständig — und des meinigen werth wäre — —

D. Das sollte, denk' ich, nicht schwer zu finden seyn.

E. Wie verstehen Sie das?

D. Nicht anders, als so: daß Herzen, die einander werth sind, sich leicht zusammen finden. Doch wieder auf das Vorige zurück zu kommen. Ich bin noch nicht befriedigt, und möchte — wenn es nicht zu frey wäre — gern wissen, was eigentlich Ihnen, mein Fräulein, Vergnügen macht, oder besser, welches Ihr Lieblingsvergnügen ist. Darf ich rathen? — Die Musik?

E. Musik? Ja und nein. Drockene, unbelebte Musik, als Konzerte, Opern, Kammermusiken, nein, die mag ich nicht! Was kömmt auch mit solchen Musiken heraus! Aber Musik, wobey getanzt wird, wobey es so recht durcheinander geht, o ja, für mein Leben! da hüpft mir das Herz im Leibe! Nur schade, daß im Jahr nicht mehr, wie einmal, Fasching, und dieser dazu noch so kurz, ist!

D. Da haben Sie Sich aber ein Vergnügen gewählt, das Sie nur selten, und des Jahrs nur eine kurze Zeit geniessen könnnen? Ist denn der übrige Rest des Jahrs für Sie ganz leer an Vergnügen? an Ergetzungen?

E. Das eben nicht, ob ich gleich keineswegs, wie Amalie — das gute Mädchen dauert mich in der That! — alle Tage ein paar Stunden auf dem Klavier spielen, und ein herzschmelzendes Lied dazu singen kann. Mein Vater gerieth auch auf den Einfall, mich, weil's heut zu Tage so Mode ist, im Singen und Klavierspielen unterweisen zu lassen; aber ich bat ihn, lieber tanzen, und Putz machen lernen zu dürfen, welche Bitte, durch Zuthun meiner Mutter, mir auch gewährt wurde. O die liebe Mutter! Sie versagt meinem Herzen nicht leicht einen Wunsch; muß sie aber doch zuweilen, so kränkt sie sich darüber mehr, als ich selbst. Der Himmel hat mir die Gabe verliehen, daß ich mir nicht leicht etwas zu Herzen nehme. Man lebt so hübsch ruhig dabey.

D. Da haben Sie vollkommen recht, mein Fräulein.

E. Auch hab' ich gehört, daß Gram und Kränkung vor der Zeit alt machen. Und wir Frauenzimmer werden ohnehin immer zu früh alt, und hören auf liebenswürdig zu seyn, ehe wir es wünschen müßen.

D. Ihr Geschlecht hat aber auch Reize, die diesem Wechsel trotzen, ja selbst im Alter noch bezaubern?

E. O ich verstehe! Sie meynen, wir können durch Schminken uns immer schön erhalten?

D. Wie Sie doch alles sogleich errathen!

E. O ich bin auch nicht auf den Kopf gefallen, ob ich gleich nicht, wie Amalie, ganze Bücher verschlungen habe. Man darf nur der lieben Natur folgen, und man kömmt auch fort.

D. Unstreitig, mein Fräulein, unstreitig.

E. Zwar muß man der Natur ein wenig nachhelfen; das lehrt uns aber schon der Spiegel und die Mode.

D. Sie sind eine sehr gelehrige Schülerinn dieser beyden vortrefflichen Lehrer; Sie wissen Sich mit viel Geschmack zu putzen.

E. Man muß uns Mädchen doch auch ein unschuldiges Vergnügen erlauben. Heurathet man, dann ist es ohnehin um unser Vergnügen gethan. Das sagt mir meine Mutter oft, und schafft mir darum auch alles, was die Mode neues erfindet, ohne daß ich sie erst darum bitten darf. Und sehen Sie, wertheſter Dornbach, das muß mir ja auch viel Vergnügen machen, und macht es auch.

D. Auf diese Art kann es Ihnen freylich nicht an Vergnügen fehlen.

E. Hernach machen wir auch oft in Gesellschaft kleine Spazierfahrten, worinn ebenfalls eines meiner Lieblingsvergnügungen besteht. Es ist Einem so wohl, wenn man aus der dumpfigten Stadt ins Freye kömmt. Und auf dem Lande, da kann man auch ungehindert thun, was man will; da kann man recht ohne Zwang leben, frey lachen, und nach Herzenslust schekern und herumspringen. Amalie, das seltsame Mädchen, will niemals mitfahren. Sie hockt beständig zu Hause bey ihrem Klavier, und ihren Büchern, und geht — verzeih mirs Gott! — sogar in die Küche! Dafür wird sie auch so melancholisch, daß Einem in ihrer Gesellschaft

schaft angst und bange wird. Ich — ich lobe mir einen guten Humor. So lange man jung ist, muß man sich freuen, im Alter hört's von selbst auf. Hab' ich recht?

D. Es läßt sich nichts dagegen einwenden. Jeder Mensch hat etwas, so ihn freut. Es wäre auch nicht gut, wenn alle Menschen bey ihrem Vergnügungen auf Einerley verfielen; sie würden einander zu oft in den Weg kommen.

E. Darf ich nun auch fragen, was Sie, werthester Dornbach, freut? was Sie für Lieblingsvergnügungen haben?

D. Wir Männer haben unsre Geschäfte, und würden sehr unglücklich seyn, wenn diese nicht unser Lieblingsvergnügen ausmachten.

E. Wohl ein trauriges Vergnügen! Wie froh bin ich, daß ich ein Frauenzimmer bin!

D. Seine Pflicht thun, mein Fräulein, gewährt, glauben Sie mir, auch ein grosses, ein unaussprechliches Vergnügen.

E. Kann seyn! Will's Ihnen zu gefallen glauben. Sie können aber nicht stets arbeiten; Sie müssen Sich doch auch ausschlagen?

D. Dann haben, ich muß gestehen, meine Unterhaltungen mit den Vergnügungen Amaliens, von denen Sie mir eben erzählten, viel gemein. Ich liebe die Musik, und das Lesen. Der Umgang mit einigen gewählten Freunden, zuweilen ein Spaziergang, zuweilen das Theater, sind zu meiner Ausschlagung mehr, als hinreichend.

E. (betroffen) So? — Und wenn Sie einmal heurathen, was werden denn Sie Ihrer Frau für Unterhaltungen machen?

D. Ich

D. Ich hoffe, meine Frau wird auch an den meinigen Geschmack finden, und gern Theil nehmen.

E. (etwas niedergeschlagen) So?

D. Liebt mich meine Frau, so wird es ihr, hoff ich, auch nicht schwer fallen, mit mir zu harmoniren.

E. Sie müßte nur gerade so, wie Sie, denken?

D. Freylich wohl, und das wird sie auch.

E. Wie können Sie aber fordern, daß sie, Ihnen zu gefallen, sich ganz ändern soll?

D. Das werd' ich nicht fordern; auch soll dieß, denk' ich, nicht nöthig seyn.

E. Ja so wohl! — (rasch abbrechend) Die Komödie will heut auch gar nicht aus werden!

D. Mach' ich Ihnen Langeweile, mein Fräulein?

E. O nein! Meine Aeltern werden's bedauern, daß sie nicht zu Hause waren.

D. Vielleicht auch Sie, Fräulein, daß Sie ihnen nicht Gesellschaft leisten. Ohnehin bin ich Willens, noch einen Sprung ins Theater zu thun; dort hab' ich die Ehre, Ihren lieben Aeltern noch aufzuwarten. Ich empfehle mich.

E. (etwas kalt) Ihre Dienerinn.

Dornbach müßte wenig Seelenphysiognomik besitzen, wenn er aus dieser einzigen Unterredung nicht abgenommen hätte, wie es mit Erdvinens Herz bestellt sey. Ihre Lieblingsvergnügungen mußten ihm ja nur zu deutlich sagen, daß sie für die sanften für die edlern Freuden schöner Seelen, keinen Sinn habe, sondern nur für das strepitose bachantische Vergnügen des Tanzes — für das ungezogene, lärmende Vergnügen muthwilliger Gesellschaften, für das kleinseelige Vergnügen sich zu putzen, und jede Mode mitzumachen; daß sie folglich ohne alles Gefühl sey, wo

ihr

ihr Körper nicht stark erschüttert, oder einer ihrer thörichten Neigungen geschmeichelt wird. Für die sanften, edlen Vergnügungen des Theaters, der Musik, des Lesens nützlicher Bücher; für die himmlischen Regungen des Wohlwollens, der Menschenliebe, der Wohlthätigkeit hat sie gar kein Herz. Auch steht sehr zu vermuthen, Dornbach werde nach dieser Entdeckung, von Erdvinen ohne weiters abstehen, und seine Gedanken auf Amalien, die ihm Erdvine mit einem, ihrer Absicht gar nicht entsprechenden, Erfolg geschildert hatte, richten.

Ein geübtes, verfeinertes, Empfindungsvermögen heißt, wie wir gesehen haben, ein empfindsames Herz. Aber ein empfindsames Herz ist darum nicht sogleich auch ein gutes Herz. Man kann leicht in Empfindungen aufwallen, weil man ein empfindsames Herz hat; aber es kömmt noch weiter darauf an, in was für Empfindungen, und welche Empfindungen die herrschenden sind. Dadurch erhält das empfindsame Herz seine nähere Bestimmung ob es nämlich ein gutes oder ein böses Herz sey. Sind edle Empfindungen, vorzüglich die Empfindungen der Sympathie, des Wohlwollens, der Menschenfreundlichkeit die herrschenden: so heißt ein empfindsames Herz, ein gutes Herz; im Fall des Gegentheils, ein böses. Ein bloß empfindsames, aber böses, Herz kann — wie leicht zu erachten — wohl keine der Eigenschaften seyn, die ein kluger, nach ehelicher Glückseligkeit strebender, Mann an seiner künftigen Gattinn wünschen und suchen muß? Daher die

8. Regel. „Hast du bey derjenigen Person deren Gemüthsart du, in Rücksicht auf ihre Anlage zu einer würdigen Gattinn, auszuforschen vorhast, ein empfindsames Herz entdeckt: so mußt du dabey nicht stehen bleiben, sondern noch ferner untersuchen, ob dieß empfindsame Herz auch ein gutes Herz sey.

„Woran läßt sich aber ein solches Herz erkennen?“

Abermals eine Frage, die eigentlich nicht in die Klugheitslehre gehört. Gleichwohl, um sie nicht ganz zu umgehen, wollen wir die Charaktere eines guten Herzens, im Hauptsächlichen angeben.

Uneigennütziges, thätiges Wohlwollen gegen alle lebenden Geschöpfe ist der Grundcharakter eines guten Herzens; abgeleitete sind folgende.

Wer Andern mit Bereitwilligkeit, auch wohl Zuvorkommung, Hülfe und Dienste leistet, ohne hiezu durch eine bürgerliche oder Vertragspflicht gehalten zu seyn, und ohne eine äußerliche Belohnung zu bezwecken oder hoffen zu können; — wer sich selbst Abbruch thut, oder einer Beschwerniß unterzieht, um einen andern zu unterstützen, zu laben, zu überheben, oder dessen Wohl und Vergnügen zu befördern; lieber selbst leidet, als Andre leiden, lieber selbst darbet, als Andre darben läßt; — wer von seinem Rechte lieber etwas nachläßt, als daß er durch dessen strenge Behauptung einem Andern weh thun, ihn betrüben, demüthigen sollte; den Wünschen Andrer zuvorkömmt; Beleidigungen gern entschuldigt, edelmüthig nicht ahndet; die Schwachheiten und Fehler Andrer gelassen erträgt, vorzüglich aber an seinen Mitmenschen lieber ihr Gutes als Böses aufsucht, und alles dies thut auf Antrieb einer allumfassenden Menschenlie-

liebe: dem darf man mit allem Grunde ein gutes Herz zueignen.

Dornbach. Einem so vortrefflichen Frauenzimmer, wie Sie, verehrte Amalie, kann es an Freundinnen unmöglich fehlen.

Amalie. Vortrefflichen Frauenzimmer? Um Vergebung, mein Herr, dazu gehört viel, unendlich mehr, als ich besitze. Doch Komplimente bedürfen keiner Widerlegung. — Sie verlangen zu wissen, ob ich Freundinnen habe? Ich fühle das Bedürfniß der Freundschaft; bin auch so glücklich, ein paar Freundinnen zu besitzen.

D. Ohne Zweifel ist eine von diesen Erdvine?

A. Allerdings. Eine entfernte Verwandtschaft zwischen ihrem Vater und meiner Mutter hat gemacht, daß wir von unsrer zartesten Jugend mit einander umgehen.

D. Zur Freundschaft gehört eine gewisse Gleichheit der Gemüther: sollte Erdvine, nach diesem Erforderniß, Ihre Freundinn seyn können?

A. Die Regel von der Gleichheit der Gemüther muß bei den Freundschaften unsers Geschlechts nicht so strenge genommen werden. Es denkt und handelt ein Frauenzimmer nicht leicht, wie das andre. Die Ursache hievon weis ich nicht, wenn sie nicht in der Flatterhaftigkeit, in der Veränderlichkeit, in dem Leichtsinne, diesen Grundzügen unsers Charakters liegt. Hätten wir aber, wie man behaupten will, auch gar keinen Charakter: so wär' es nicht zu verwundern. Ihnen mein Herr Dornbach, kann es nicht unbekannt seyn, daß

wir

wir im Durchschnitt genommen, fast gar keine Erziehung bekommen.

D. Leider nur zu wahr! Indessen hat die gütige Natur diesen Mangel einigermassen dadurch zu ersetzen gewußt, daß sie dem Frauenzimmer zärtere Nerven, Sanftheit, Milde, Biegsamkeit, überhaupt ein empfindsamers Herz gegeben, das weniger Bildung bedarf, als das männliche etwas rauhere Herz.

A. Meines Erachtens machen diese Vorzüge — wenn es anders Vorzüge sind — bei unserm Geschlecht eine weise Erziehung gerade um so nöthiger. Aus hundert Mädchen werden wenigstens zehne, durch die ungebildete, sich selbst überlassene Empfindsamkeit ihres Herzens, unglücklich.

D. Wider eine so laut sprechende Erfahrungswahrheit läßt sich nichts einwenden. Zum Glück ist unser Zeitalter reich an Büchern, woraus ein Frauenzimmer, das nach Weisheit, Tugend, nützlichen Kenntnissen, kurz nach Bildung strebt, im Nothfall sich selbst unterrichten kann.

A. Ein eben so mißlicher als mangelhafter Behelf! Es gehört schon einige Bildung dazu, wenn ein Frauenzimmer am Lesen soll Geschmack finden, und Nutzen daraus ziehen können. Dann kömmt es noch darauf an, was für Bücher der Zufall, oder die Neigung, oder fremder Rath uns in die Hände giebt.

D. Nachdem, was Sie theuerste Amalie hier mit so viel Grund behaupten, wer könnte noch zweifeln, daß Sie so lesen, wie ein Frauenzimmer lesen muß, um sich durch Lesen selbst zu bilden. Möchten Sie doch in diesem Stücke die Lehrmeisterinn aller Ihrer Freundinnen werden!

A. Viel-

A. Vielmehr brauch' ich noch selbst einen Anführer. Ich lese wohl, aber ich möchte fast sagen, mehr zum Zeitvertreib, als um mich zu bilden, und bei der Wahl meiner Bücher leitet mich niemand, als mein Herz.

D. Folgen Sie diesem Rathgeber ohne Bedenken!

A. Aber, wir Mädchen sollten am wenigsten unserm Herzen folgen. Es ist unerfahren, so kurzsichtig; meint es nicht immer gut mit uns, und spielt uns, wo wir es am wenigsten vermuthen, irgend einen bösen Streich.

D. Dieß gilt gewiß von Ihrem Herzen, verehrte Amalie nicht. Doch auf Ihre Freundin Erdvine zurückzukommen. Dieß Frauenzimmer scheint, in Bezug aufs Bücherlesen einer ganz entgegengesetzten Meinung zu seyn?

A. Das ich nicht wüßte.

D. Sie hat sich hierüber selbst gegen mich auf eine Art erklärt, daß ich nicht glaube, ihr Unrecht zu thun.

A. Das gute Mädchen drückt sich manchmal übel aus, und scheint daher, was anders zu sagen, als sie im Grunde sagen will.

D. Es mache ihr, sagte sie Langeweile, wenn man ihr vorliest. Sollten Sie das nicht schon an ihr bemerkt haben?

A. Vielleicht lese ich so schlecht, daß diese Wirkung erfolgen muß?

D. Sie liest aber auch selbst nicht, und findet das Bücherlesen sogar an ihrer Freundin lächerlich.

A. Deßwegen muß man sie bemitleiden. Zudem ist es denn ihre Schuld, daß sie so und nicht anders denkt?

denkt? Jedes Mädchen erzogen wie sie, würde diese Schwachheit auch haben, die bei ihrem im Grunde guten Herzen sehr verzeihlich ist. Auch mach' ich mir große Hoffnung, ihr mit der Zeit noch Geschmack am Lesen beizubringen.

D. Ich wünsch' es; aber ich besorge, Sie dürften Ihre Mühe verlieren.

A. Vielleicht nicht. Und wär' es; was ich aus Liebe zu meiner Freundin thue, kann wohl nie verlorne Mühe seyn, wenigstens für mich nicht.

D. Edel gedacht!

A. Nichts als freundschaftlich. Es muß uns Frauenzimmer in der That demüthigen, daß man über jeden guten Gedanken, über jede nicht ganz unnütze Handlung, uns einen Lobspruch macht; — daß man alles vortrefflich, göttlich findet, was wir sagen oder thun. Und wenn man über die unbedeutendsten Beweise, daß wir auch denken, und für das Gute nicht ohne Gefühl sind, durch bewundernde Ausrufungen zu verstehen giebt, daß man überrascht worden, verräth das nicht, wie wenig man uns zutraut, wie wenig man von uns erwartet?

D. Wenn Sie, werthe Amalie nicht so eben alle Ausrufungen für demüthigend erklärt hätten, ich würde mir über das, was Sie da sagten, mit dem besten Grund eine erlaubt haben. Frauenzimmer ihrer Art sollten uns nicht den Vorwurf der Schmeichelei machen.

A. Meines Erachtens sollte man überhaupt keinem Frauenzimmer schmeicheln. Verdient sie Beifall, Lob, so ist Schmeicheln überflüßig. Im Falle des Gegentheils finde ichs ein wenig lieblos, sie etwas zu überreden, was nicht ist, und dadurch ihrer Eitelkeit, die

bei

bei unserm Geschlecht auch ohne Pflege von selbst so sehr gedeiht, Nahrung zu geben. Ueberdieß sind wir zum Gehorchen, und zur Verläugnung unsers Willens bestimmt; in beiden werden wir dieser Bestimmung bereitwilliger nachkommen, wenn wir bei der Ueberzeugung von unserm geringen Werthe — von unsern Schwachheiten und Mängeln, erhalten werden.

(der Bediente tritt ein.)

„Fräulein Erdvine läßt sich beim Hrn. Dornbach erkundigen, ob sie die Ehre haben wird, ihn heut bei sich zu sehen?“

D. (Verlegen, etwas unwillig, unentschlossen.)

A. Erlauben Sie, daß ich statt Ihrer die Post aufgebe.

D. Ich will nicht hoffen, daß — daß —

A. Mit Ihrer Erlaubniß also, (zum Bedienten) Sag' er, Hr. Dornbach werde sogleich erscheinen.

D. Ums Himmelswillen, Amalie?

A. (zum Bedienten) Geh' er nur. (der Bediente ab)

D. Was haben Sie gethan? — Sie können mich des größten Vergnügens, das ich in Ihrer Gesellschaft finde — —

A. (unterbrechend) Wenn ich Sie darum bitte, Dornbach! — Sich selbst Vergnügen zu versagen, um jemanden andern ein Mißvergnügen zu ersparen, fällt edelmüthigen Seelen nicht schwer. Kränken würd' es Erdvinen, wenn Sie werthester Dornbach, ihre Einladung ausschlügen; und ich würde ihren Kummer mitfühlen.

D. O Amalie, so viel zärtliche Freundschaft verdient Erdvine von Ihnen nicht!

A. Sie

A. Sie ist meine Anverwandte, meine Freundin, sie verdient alles; mein Herz sagt es mir. Und das ist genug. Gehen Sie werthester Dornbach — lassen Sie das gute Kind nicht warten!

D. Ich bin Ihnen lästig? Sie wünschen mich weg?

A. Sie thun mir Unrecht. Aber ich opfre gern mein Vergnügen demjenigen meiner Freundin auf.

D. Sie bedenken aber nicht, daß Sie ihr auch das meinige aufopfern?

A. Nicht doch, Dornbach! Kostet Sie einem so edeldenkenden Mann ein wenig Gefälligkeit gegen ein Frauenzimmer, das Sie schätzt, so viel Zwang? Ich weis, Sie haben eine Zeit her Erdvinen mit Ihren Besuchen beehrt, zwar, nachdem ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe, etwas sparsamer. Schon dieß — ich muß gestehen — war mir nicht gleichgültig. Untröstlich wär' ich, wenn Erdvine meinetwegen zurückgesetzt werden sollte — ja wenn sie es nur besorgen könnte.

D. Welch' vortreffliches Herz! Welcher Edelmuth!

A. Keine Ausrufungen Dornbach!

D. Da mein Herz so voll von Verehrung, so voll von Bewunderung ist?

A. Um so mehr beschwör ich Sie, mich zu verlassen!

D. Unter einer Bedingung, Amalie.

A. Sofern ich sie eingehen kann, herzlich gern.

D. Wenn Sie mich zu Erdvinen begleiten, um mich durch Ihre Gesellschaft für das Opfer, das ich Erdvinen bringe, einigermassen zu entschädigen — zu belohnen.

A. Wenn meine aufrichtigste Hochachtung für Sie Entschädigung, Belohnung seyn kann, so versichre ich Sie derselben auf das feierlichste. Aber Sie begleiten? — Kennen Sie denn die Delikatesse unsers Geschlechts nicht? In meiner Gesellschaft würden Sie Erdvinen nicht sehr willkommen seyn, und ich in der Ihrigen noch viel weniger. Man muß wertheſter Dornbach nichts halb thun. Gönnen Sie Erdvinen das Vergnügen, das sie von Ihrem Besuch erwartet, ganz. Thun Sie das edler Mann!

D. Wen sollte Ihr Edelmuth vortreffliche Amalie nicht zur Nachahmung hinreissen! Ich gehorsame.

A. Rechnen Sie auf meine Dankbarkeit. Welche Wonne für mich, Erdvinen einen vergnügten Tag verschafft zu haben! Er soll es auch für mich seyn.

D. Welch' unwiderstehliche Macht hat nicht weibliche Tugend! Wer könnt' ihr nicht huldigen! Gewiß, Ihr Geschlecht vortreffliche Amalie, verdient unsre tiefste Verehrung, wenn es sich in seiner ganzen Würde, in seinem ganzen Adel uns zeigt. O Amalie! welch' ein Kontrast zwischen Ihnen und einer Erdvine!

A. Nicht doch, Dornbach! Erdvine ist meine Freundin; Sie müssen die Harmonie unsrer Herzen nicht stören; das werd' ich nie zugeben.

D. (mit Begleitung) Nicht? — nie?

A. Nie, Dornbach! Nie soll Erdvine mich als Verrätherin kennen lernen, und auch — Sie nicht. Ich habe mir's zur Pflicht gemacht — oder vielmehr es ist jedermanns angeborne Pflicht — niemanden ein Leid zuzufügen.

D. Dieses Gesetz hat seine Ausnahmen, als zum Beispiel —

A. (einfallend) Halten Sie ein! Ich möchte dieß Gesetz gern so lang als möglich ohne Ausnahme befolgen. Traurig wird es für mich seyn, wenn solche Ausnahmen sich von selbst aufdringen werden. Leben Sie wohl!

D. (ganz bewegt ab.)

Die Denkart, welche Amalie in dieser Unterredung verräth, zeugt nur zu einleuchtend sowohl von der feinen Empfindsamkeit, als von der Güte und dem Adel ihres Herzens. Sie erlaubt sich nicht nur über Erdvinens Denkart nicht die geringste Mokerie, ungeachtet Dornbach ihr mehrmals dazu Anlaß giebt, sondern sie weis auch ihre Fehler zu mildern — zu entschuldigen. Sie nimmt warmes Interesse an Erdvinens Schicksal, obgleich Dornbach ihr zu verstehen giebt, daß diese ihre Freundschaft nicht verdiene. — Sie sucht noch immer zu verhüten, daß Erdvinen kein Kummer verursacht werde, und dringt in Dornbachen die Einladung anzunehmen, ungeachtet sich mit Grund schließen läßt, daß sein Besuch ihr nichts weniger als gleichgültig sey. — Sie trägt sogar Bedenken, Dornbachen zu begleiten, aus Besorgniß, dadurch Erdvinens Eifersucht zu erregen. — Von sich, und ihren schätzbaren Eigenschaften denkt sie — ohne allen Schein von Affektazion — überaus bescheiden. — Auch darf man annehmen, ihr gutes edles Herz werde ihr nicht erlauben, Dornbachen, mit Erdvinens Hintansetzung, ihre Hand zu reichen, worauf dieser es angelegt zu haben nicht undeutlich verräth.

Soll übrigens ein gutes Herz zu allen den Absichten, zu welchen ein solches Herz einer würdigen Gattinn unentbehrlich ist, geschickt machen: so muß es auch mit einem gesund denkenden, hinlänglich aufgeklärten Verstande verbunden seyn. Ein gutes Herz, wenn es nicht unter der Aufsicht und Leitung eines solchen Verstandes handelt, weit gefehlt, daß es zur Glückseligkeit der Ehe viel beytragen könne, wird vielmehr zu mancher Schwachheit, zu mancher Uebereilung, zu mancher Unbesonnenheit, zu manchem Fehltritt verleiten, wodurch die eheliche Eintracht, und das Wohl der Familie gehindert werden kann. Gar zu gut — sagt das Sprichwort — ist nicht gut; das heißt mit andern Worten so viel: Ein gutes Herz, dem ein richtig denkender, über das, was wahrhaft gut ist, aufgeklärter Verstand nicht Ziel und Maaß setzt, stiftet auch Böses. Hieraus fließt folgende

9. Regel. „Hast du bei derjenigen Person, auf welche du Heurathsabsichten hegest, dich von ihrem guten Herzen überzeugt, so mußt du noch weiter untersuchen, ob sie auch einen hinlänglich aufgeklärten Verstand besitze, um nicht nur den Obliegenheiten und Pflichten einer würdigen Gattin mit Einsicht und Klugheit selbst nachzukommen, sondern auch hiebei von ihrem Manne sich durch Vernunftgründe leiten zu lassen.

Ein gutes Herz kann jede Gattin zwar geneigter machen, und kräftiger antreiben, den Pflichten ihrer dreifachen Bestimmung nachzukommen, dazu aber, damit sie dies auch auf eine Art thue, daß die häusliche Glückseligkeit dadurch wirklich erzielt, und aufrecht erhalten werde, wird noch ein hinlänglich gebildeter Verstand erfordert. Hiemit — wie leicht zu er-

achten — wollen wir jedoch keineswegs gesazt haben, daß zu einer würdigen Gattin gehöre, daß sie gelehrt sey. Gelehrsamkeit, wissenschaftliche Vielkönnerei ist nicht nur für jede Gattin etwas ganz entbehrliches, sondern auch etwas, das einen vernünftigen häusliche Glückseligkeit suchenden Mann vielmehr abschrecken, als reizen muß. *)

Ein gelehrtes Frauenzimmer ist etwas widernatürliches, denn sie ist etwas, wozu die Natur sie nicht bestimmt hat. Auch ist von allen Mitteln, weibliche Eitelkeit zu befriedigen, Gelehrsamkeit gerade das zweckwidrigste; denn sie macht lächerlich, und kann vielleicht nur in dem einzigen Fall Entschuldigung finden, wenn sie zur Absicht hat, den Mangel an körperlichen Reizen zu ersetzen. **)

Von

---

*) Non habeat matrona, tibi quæ juncta recumbit,
Dicendi genus, aut curtum sermone rotato
Torqueat enthymema; nec historias sciat omnes.
— solæcismum liceat fecisse marito.

Juven.

**) „Die liebenswürdige Daphne herrscht über die schönen Wissenschaften, und Apollo trägt von neuem ihre Ketten. Mit übereinander geschlagenen Beinen thront sie auf ihrer Sofa, und giebt den wettstreitenden Dichtern Audienz. Ihr Urtheil ist die letzte Probe eines jeden Werks. So bald ein Akt von einem Schauspiele durchgelesen ist, prophezeit sie das Uebrige; und indem sie dann, mit einer entscheidenden Miene ihren Ausspruch thut, so überführt sie die ganze Stadt, daß sie schön sey."

Young.

Von einem Frauenzimmer, das ihre meiste Zeit darauf verwendet hat, sich zur Gelehrten zu machen, kann man mit mehr als Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie die weiblichen Kenntnisse ihrer Aufmerksamkeit nicht gewürdigt habe. Findet sie einmal Geschmack und Behagen an profunder Gelehrsamkeit, so werden sie die Küche, der Keller, das Kinderzimmer, die Haushaltung zuverläßig aneckeln, und wo sie sich mit der Näh- und Stricknadel, mit der Hausrechnung, mit der Pflege und Erziehung der Kinder wird beschäftigen sollen, wird sie in Folianten und Quartanten blättern, Exzerpten machen, gelehrte Journale lesen, und sonach genau wissen, was in der gelehrten Welt vorgeht; was aber in ihrem Hause geschieht und nicht geschieht, das wird jeder Andre besser wissen, als sie.

Die Bestimmung, der Geschlechtsberuf der Mädchen ist angenehme Gesellschafterinnen ihren arbeitsamen Ehemännern, sorgsame, geschäftige, kluge Hauswirthinnen, vernünftig zärtliche, geduldige Mütter, und weise Erzieherinnen ihren Kindern zu werden. Und alles dies zu seyn, setzt weder Metaphysik, noch Psychologie, noch Algebra, noch Mathematik, noch Philologie, noch Welt- und Naturgeschichte, noch Aesthetik, noch Kritik in den Stand; folglich sind diese Wissenschaften, auf Seiten der Gattin zur häuslichen Glückseligkeit ganz entbehrlich, können sie vielmehr unfähig machen, hiezu denjenigen Beitrag zu leisten, den sie als Gattin leisten soll. Zum Glück gehört die weibliche Manie, von welcher hier die Rede ist, heut zu Tage, wo die Befolgung der Mode, in allen ihren Zweigen, den Weibern schon vollauf zu studieren giebt, zu den allerseltensten der Fehler, worüber geklagte Ehemänner zu seufzen haben.

Besitzt ein Frauenzimmer einen gesunden, praktischen Verstand und Einsicht genug, über Recht und Unrecht, über das Schickliche und Unschickliche, über das Thunliche und Unthunliche ꝛc. ein treffendes Urtheil zu fällen; — hat sie richtige Begriffe von Gott, von der Bestimmung des Menschen, von Tugend und Laster; — ist sie gehörig im Christenthum, und in den menschlichen Pflichten, vorzüglich in denjenigen des Ehestandes, hinlänglich unterrichtet; — besitzt sie einige Menschenkenntniß und so viel Klugheit, um in den Geschäften ihrer Bestimmung sich zu rathen, dann hat sie Bildung des Verstandes genug, und gerade so viel, als sie zu einer würdigen Gattin benöthigt, und ihr zu besitzen gedeihlich ist.

Sollen wir aber den Gattinnen doch eine Art von Wissenschaft einräumen, so beschränket sich diese darauf, daß sie die Kunst verstehe, sich ihrem Gatten stets schätzbar und liebenswerth zu erhalten, seinen durch Arbeit ermüdeten Geist aufzuheitern, der Haushaltung weislich vorzustehen, ihre Dienstboten vernünftig zu beherrschen; — endlich, daß sie so viel in der Erziehungskunst verstehe, als nöthig ist, um nicht nur ihren Kindern die erste Erziehung zu geben, sondern auch um weiterhin die Bemühungen ihres Mannes in diesem Stücke zu unterstützen. Und alle diese Geschicklichkeiten, Einsichten, Fertigkeiten sich zu erwerben, fordert schon so viel Zeit, Verwendung, Lernen, daß einem Frauenzimmer unmöglich Musse zur Erwerbung gelehrter Kenntnisse, die überdies nur dazu dienen, Aufsehn zu erregen, übrig bleiben kann.

Auch darf ein Frauenzimmer, um eine würdige Gattin zu werden, so viel Aufklärung besitzen, daß sie ein in den weiblichen Geschicklichkeiten, und in ihren

Berufspflichten unterrichtendes, auch zur angenehmen Unterhaltung dienendes Buch mit Verstand und Nutzen lesen könne. Nicht minder erlauben wir ihr Witz und das Talent, angenehm zu scherzen; nur nehme sie sich in Acht, mit ihrer Belesenheit, und ihrem Witze Staat zu machen. Hier müssen wir die Klugheitsregel empfehlen, die Young*) dem schönen Geschlecht an die Hand giebt, wenn er sagt: „Frauenzimmer sollten billig in nichts nackt erscheinen, sondern sogar ihren Witz mit Bescheidenheit umhüllen. Lasset die Männer die Reize eurer Seele entdecken, zeiget sie nicht selbst, sondern übergebet sie ihnen mit süssem Zaudern."

„Wie kann man erkennen, ob ein Frauenzimmer einen richtigen, gebildeten Verstand besitze?"

Dieß kann wohl nichts schweres für Denjenigen seyn, der selbst einen solchen Verstand besitzt. Geht man mit einem Frauenzimmer um, so wird sich doch aus dem, was sie spricht und thut, abnehmen lassen, wie es mit ihrem Verstand aussehe. Verräth sie gesunde Begriffe von den Dingen; sind ihre Urtheile richtig; weis sie, ihre Behauptungen durch Gründe, von der Sache selbst hergenommen, zu unterstützen, Einwürfe dagegen zu beantworten; handelt sie nach deutlich erkannten Beweggründen, nach Grundsätzen, und ist ihr das bloße Beispiel Andrer nicht Rechtfertigungsgrund genug für ihr Betragen; läßt sie, falls sie einer irrigen Meinung wäre, sich willig eines Bessern belehren; finden vernünftige Vorstellungen bei ihr Eingang;

ver-

*) S. die Satyre über die Ruhmbegierde der Frauenzimmer.

verräth ihr Benehmen Klugheit und Schicklichkeit; ist sie entfernt von der alltäglichen Frauenzimmern eigenen Plauderhaftigkeit; findet sie Geschmack an Unterredungen von intressantem Inhalt: nun so ist es kein Problem mehr, ob ihr Verstand Bildung erhalten habe. Bliebe nach allem dem noch einige Zweideutigkeit übrig, so wird es nur darauf ankommen, daß man sich über die Gegenstände, worüber man ihre Begriffe, ihre Denkart noch nicht genug kennt, mit ihr in ein Gespräch einlasse; und bald wird sich veroffenbaren, was man zu wissen verlangt.

„Vermuthlich werden Sie schon gehört haben, daß beim Herrn von Wiesenfeld eine Krida ausgebrochen?" (spricht Reindorf zu Nerinnen, einem verheurathbaren Frauenzimmer.

N. Gestern brachte meine Mutter diese Neuigkeit aus der Spielgesellschaft mit nach Hause.

R. Der rechtschaffene Mann dauert mich!

N. Mich nicht. Warum wollte er auch höher fliegen, als ihm die Federn gewachsen waren.

R. Man giebt die Schuld von dem Unfalle seiner Frau.

N. Freilich! immer müssen die armen Weiber die Schuld von den Thorheiten ihrer Männer tragen!

R. Immer, wäre ungerecht. Aber wenn es mit der Haushaltung eine schiefe Wendung nimmt, dann, dünkt mich, kann man immer annehmen, daß, wo nicht alle, doch die meiste Schuld an der Frau liege. Beim Wiesenfeld soll das wenigstens offenbar der Fall seyn. Die Frau, sagt man, habe unter der Hand beträchtliche

Schul-

Schulden gemacht, die nun zum größten Befremden des Mannes ausgebrochen wären.

N. Vielleicht war sie genöthigt, Schulden zu machen, weil ihr der Mann nicht so viel passirte, als die Haushaltung forderte?

R. Eine vernünftige, haushälterische Frau wird nie mehr brauchen, als ihr der Mann zu brauchen erlaubt; wird ihre Bedürfnisse nach ihrem Einkommen abmessen.

N. Die Männer verstehen nicht immer, oder vielmehr wollen nicht verstehen, was eine Frau braucht.

R. Billige Forderungen wird kein vernünftiger Mann seiner Frau abschlagen; auch wird er vernünftigen Vorstellungen nachgeben, sofern er kann.

N. O wenn's auf die Männer ankömmt, da weis man schon, daß sie immer nicht können, was ihre Frauen von ihnen verlangen! Es ist eine allgemeine Klage, daß die Männer nicht gern Geld hergeben.

R. Die Männer wissen zu gut, wie sauer das Geld verdient wird. Man muß sie also auch nicht verdenken, wenn sie es nicht leichtsinnig wieder hergeben.

N. Nun so müssen sie sich auch gefallen lassen, wenn ihre Weiber, um nicht über jeden Gulden eine Lamentazion anhören, oder über jeden Groschen Rechnung legen zu müssen, sich durch Schuldenmachen helfen.

R. Eine wohlgeordnete Haushaltung fordert unumgänglich, daß über die Ausgaben genaue Rechnung geführt werde. Vernünftige, wirthliche Frauen werden es also ihren Männern nicht verübeln, wenn sie Rechenschaft über jede Ausgabe von ihnen fordern; auch werden sie solche um so leichter abzulegen im Stande seyn, da sie sich selbst keinen vergeblichen Aufwand erlauben.

Nur

Nur unvernünftige Weiber, nur schlechte Wirthinnen, sträuben sich gegen eine solche Rechenschaft, und nehmen sich zum größten Nachtheil des Hauswesens, und zur empfindlichsten Schande ihrer Männer heraus, in geheim Schulden zu machen.

N. Wenn sie sich aber anders nicht helfen können, was sollen sie denn thun?

R. Sich nach der Decke strecken, wenn der Mann sie nicht verlängern kann. Kann er es aber, so sollen sie durch gütliche Vorstellungen ihn von der Nothwendigkeit, die Decke zu verlängern, überzeugen. Ohne Wissen und Willen des Mannes aber Schulden machen, ist eheliche Treulosigkeit, die durch keinen Vorwand in der Welt sich entschuldigen, zu geschweigen, rechtfertigen läßt.

N. Sie erklären ja eine Frau, die Schulden macht gar für eine Diebinn?

R. Das ist sie auch, und eine um so gefährlichere Diebinn, weil der Mann, da sie ihr Unwesen in geheim treibt, sich vor ihr nicht einmal in Acht nehmen kann.

N. Ich für meinen Theil würde mir aus einem solchen Diebstahl kein Gewissen machen. Was dem Manne gehört, gehört auch der Frau, folglich auch sein Vermögen.

R. Zur Bestreitung der gemeinschaftlichen Nothdurft — ja! aber nicht, um es auf eine thörichte Art durchzubringen, wie die Frau des unglücklichen Wiesenfeld gethan haben soll. Ich wette, sie wird jetzt mit ungleich Wenigerm auslangen, als der Mann ihr vormals ausgeworfen hatte — wird manches entbehren lernen, was ihr vormals unentbehrliches Bedürfniß schien.

N. Hm!

N. Hm! wenn man muß, lernt man sich in alles schicken. Dafür hat sie wenigstens einige Jahre nach ihrem Sinn und Wunsche gelebt.

R. Wird oder kann dieß ihren gegenwärtigen harten Zustand ihr erträglicher machen? Muß die Zurückerinnerung ehemaliger, ihrer thörichten Meynung nach, glücklicherer Umstände, und das Bewußtseyn, sich und ihren Mann in die größte Schande gestürzt, sich ihren Mann, und ihre Kinder durch Verschwendung unglücklich gemacht zu haben, sie nicht auf das empfindlichste martern?

N. Ist sie doch nicht die Erste, noch die Einzige, der so was wiederfährt; sie wird sich schon zu trösten wissen! Man lernt endlich alles ertragen, was man nicht ändern kann.

R. Nur weiblicher Leichtsinn vermag das.

N. Es helfe, was helfen kann, wenn's nur hülft!

R. Meynen Sie? Da übrigens Wiesenfeld nicht nur ein beträchtliches Einkommen hatte, sondern in seinem Hause auch auf keinen grossen Fuß gelebt wurde: so bin ich sehr versucht zu glauben, was die ganze Stadt sagt, daß nämlich seine Frau, sich auch wenig um die Haushaltung bekümmert habe.

N. Hätte sie etwa selbst auf den Markt gehen, selbst kochen, selbst die Zimmer auskehren, und den ersten Dienstboten im Hause machen sollen?

R. Das eben nicht. Auch sind dieß nicht eigentliche Geschäfte der Haushaltung, Haushaltung fordert mehr; ihre Geschäfte sind von der Art, daß die Dame vom ersten Range sich derselben nicht zu schämen hat, auch, wenn sie Vernunft besitzt, nicht schämen wird. Ohnehin

wer-

werden Sie, Nerine, mit diesen Geschäften bekannt seyn; ich darf sie Ihnen nicht erst hererzählen.

N. Bis ietzt besorgt die Mama noch die Hauswirthschaft; doch helfe ich ihr, und gebe zuweilen das Nöthige heraus; gehe auch in den Keller, und sage dem Gesinde, was die Mama von ihm gethan haben will. Das Uebrige, hoff' ich, werd ich schon lernen, wenn ich einmal heurathen sollte.

R. Glauben Sie, das Haushalten lerne sich so leicht und bald?

N. Es kann doch nicht so schwer seyn, weil es alle Frauen lernen. Und haben es andre gelernt, werd ich's wohl auch lernen.

R. Wär's aber nicht besser, Sie lernten es schon jetzt, um es zu können, wenn Sie es einst brauchen werden?

N. Wer weis, ob ich es jemals brauchen werde?

R. Ich sollte nicht zweifeln.

N. Weis ich denn, ob ich heurathen werde?

R. Heurathen ist der Mädchen Bestimmung.

N. Wie sagen Sie?

R. Ich meyne, Heurathen sey die Bestimmung der Mädchen.

N. Was heißt denn das — Bestimmung?

R. Das heißt: die Natur will, daß die Mädchen heurathen sollen.

N. Ja so! Was hilft es aber, daß die Natur will; deßwegen heurathen doch nicht alle Mädchen?

R. Wohl wahr; aber nicht selten liegt die Schuld an den Mädchen selbst.

N. Wie denn an den Mädchen? Müßen wir nicht warten, bis eine Mannsperson sich über uns erbarmt?

R. Guter Waare fehlt es nicht leicht an einem Käufer.

N. Wollen Sie denn, daß ich mich verkaufen soll?

R. Wenn ein braver Mann der Käufer und Kaufschilling zugleich wäre, warum denn nicht?

N. Ja so! Er müßte mir aber auch gefallen können, sonst —

R. Und wie müßte er denn beschaffen seyn, um Ihnen gefallen zu können?

N. Das weis ich selbst noch nicht; habe noch nicht darüber nachgedacht. Wenn ich ihn sehen werde, hernach werd' ich schon wissen, ob er mir gefällt oder nicht. Wie kann ich auch sagen, ob mir etwas gefallen wird, ehe ich es noch sehe?

R. Freylich! freylich! Wenn Sie Sich aber einen Mann wünschen sollten, wie würden Sie Sich ihn wünschen?

N. Was nützt denn das Wünschen!

R. Wieder wahr. (Mit Ironie) Es ist auch albern von mir, sowas zu fragen! Also eine gescheidere Frage! Kennen Sie die Kinder der Frau von Wiesenfeld? Man will wissen, sie wären äußerst ungezogen?

N. Das kann wohl seyn.

R. Auch das macht dieser Frau wenig Ehre.

N. Was kann denn sie dafür, wenn sie böse Kinder hat? Nicht alle Aeltern können gute Kinder haben.

R. Darf ich fragen, warum nicht?

N. Ich habe oft genug gehört, gute Kinder wären ein Geschenk von Gott.

R. Und das glauben Sie?

N. Warum sollt' ichs nicht glauben, da ich's von verschiedenen Leuten gehört habe?

R. Kann denn Gott wollen, daß nur einige Kinder, und nicht alle, gut seyn sollen?

N. Es muß doch wohl so seyn, weil es so viele böse Kinder giebt?

R. Ich glaub' aber, dieß komme lediglich daher, weil es wenige gute Aeltern giebt.

N. Sehen wir nicht oft genug, daß auch gute Aeltern böse Kinder haben?

R. Unter guten Aeltern verstehe ich solche, die gute Menschen sind, und ihre Pflicht in Beziehung auf ihre Kinder getreu erfüllen, — ihnen ein gutes Beyspiel und eine gute Erziehung geben. Und solche gute Aeltern können nimmermehr böse Kinder haben.

N. Aeltern wenden oft alles auf ihre Kinder, und sie gerathen doch nicht.

R. Sehr möglich.

N. Also liegt die Schuld ja nicht immer an den Aeltern, wenn sie böse Kinder haben?

R. Dieser Schluß, vergeben Sie, ist nicht richtig. Alles auf Kinder wenden, heißt noch nicht sie gut erziehen.

N. Nicht? Ich will nicht streiten. Ich habe noch keine Kinder erzogen, weis also davon nichts zu sagen, als was ich manchmal andre Leute davon habe sagen hören.

R. Will's glauben, will's glauben. —

Hatte Reindorf — wie es nicht undeutlich scheint — bey dieser Unterredung es darauf angelegt Re-

rin-

rinnens Art zu denken überhaupt, und ihre Begriffe von den Rechten einer Gattinn, von Hauswirthschaft und Erziehung ins Besondre auszuforschen: so hat er seine Absicht vollkommen erreicht. So wenig braucht es, im Ganzen sowohl, als in Absehn auf die Gegenstände, über welche man gerade will, den Verstand eines Frauenzimmers mit Zuverläßigkeit kennen zu lernen.

Ein empfindsames, gutes Herz, und ein gebildeter Verstand, machen indessen noch nicht alles aus, was eine Gattinn besitzen muß, um ihren Mann auf die möglich ausgebreitetste Art zu beglücken. Sie muß mit diesen Eigenschaften auch Tugend, von welcher jene erst Werth und Brauchbarkeit erhalten, verbinden. Daher die

10. Regel. „Mehr, als auf alles Uebrige mußt du, bey der Wahl einer Gattinn, darauf sehen, ob sie Tugend besitze. Denn diese allein kann dir mit dafür bürgen, daß sie die Pflichten der Gattinn, der Mutter, und der Hauswirthinn mit Treue erfüllen werde.

Besitzt ein Frauenzimmer Tugend, so wird sich diese zuerst in denjenigen moralischen Vollkommenheiten ankündigen, die ihrem Geschlechte vorzüglich eigen seyn müßen. Diese sind Frömmigkeit, Sittsamkeit, Schamhaftigkeit, Bescheidenheit, Eingezogenheit, Sanftmuth, Duldsamkeit. Wo diese Eigenschaften vermißt werden, da wäre es überflüssig zu untersuchen, ob ein Frauenzimmer Tugend besitze. Denn strebt ihr Herz aufrichtig nach Tu-

gend,

gend, so wird sie sich gewiß um diejenigen tugendhaften Fertigkeiten zuerst bewerben, die gleichsam die Haupttugenden ihres Geschlechts ausmachen, und daher bey ihrem Geschlecht auch vor andern gesucht werden. Ueberdieß sind besagte Tugenden auch die unwiderstehlichsten Reize an einem Frauenzimmer, nicht nur in ihrem blühenden Alter, sondern auch auf ihre ganze Lebenszeit; Reize, die allein keinem Wechsel unterworfen sind, und die nicht nur den Liebhaber, sondern auch den Gatten fesseln, Reize, die keine Verführung anzufallen wagt; Reize endlich, bey denen körperliche Schönheit kein zweydeutiges Geschenk für ein Frauenzimmer seyn kann.

Würde dir das überseltne Glück, zwischen zwey oder mehrern Frauenzimmern, welche in Ansehung der zu einer würdigen Gattinn wesentlichen Eigenschaften, einander das Gleichgewicht halten, wählen zu können: dann mußt du, um dich zu bestimmen, auf die äußern Verhältnisse, jeder aus ihnen, Rücksicht nehmen. Es sind folgende. 1) die Vermögensumstände; 2) die Gesichtsbildung; 3) die Leibeskonstitution; 4) der Stand der Aeltern; 5) die Sippschaft. Es wird nicht unnütz seyn, auch in diesem Stücke einige Klugheitsregeln anzugeben.

11. Regel. „Kannst du eine vernünftige und tugendhafte Gattinn haben, die dir auch einiges Vermögen zubringt, so ist sie, bey übrigens gleichen moralischen Werthe, einer andern, ohne Vermögen, vorzuziehen.“

Zeitliches Vermögen — wie bereits oben angemerkt worden — darf niemals den einzigen oder Hauptbeweggrund zu einer Heurath ausmachen. Indessen räth die Klugheit doch, bey den wesentlichern Eigen-

genschaften zu einer würdigen Gattinn, zeitliches Vermögen nicht auszuschlagen; aus folgenden Gründen: 1) weil es überhaupt moralische Pflicht ist, sein zeitliches Vermögen, so gut es durch erlaubte Mittel geschehen kann, zu vermehren. 2) Weil man nicht wissen kann, welche unvorhersehliche Umstände in der künftigen Ehe einen größern Aufwand nöthig machen dürften, als man, durch sein eignes Einkommen allein, zu bestreiten vermögend seyn würde. Und endlich 3) weil dadurch, daß die Gattinn nicht ganz mit leeren Händen in den Ehestand getreten, dem Anlaß zu kränkenden Vorwürfen vorgebeugt wird.

Die Regel sagt: einiges Vermögen. Denn oben haben wir schon gezeigt, daß es äußerst bedenklich und gewagt sey, eine reiche Frau, d. i. eine solche zu heurathen, die ein beträchtliches Vermögen besitzt, daß sie dadurch verleitet werden könnte, die Regentschaft in dem kleinen Familienstaate zu usurpiren.

Blendende körperliche Schönheit kann nur sinnliche, oder solche Männer, ein Frauenzimmer zu heurathen bestimmen, die nicht daran denken, welch ein flüchtiges, wandelbares Gut *) bloße Hautschönheit, und mit welchen Gefahren für die Tugend sie verbunden, sey. Den klugen Mann, der da weis, daß eine zufriedne Ehe wesentlich davon abhängt, daß seine Gattinn ihm auf immer liebenswürdig bleibe, wird ein blendend schönes Gesicht vielmehr abschrecken, als fesseln. Daher die

*) La beauté est comme l'apprêt dans le marchandises; elle evanouit dans l'usage, que l'on en fait.

Montaigne.

12. Regel. „Es ist immer bedenklich, sich eine Gattinn von blendender Schönheit zu wählen, selbst, wenn sie Vernunft und Tugend genug besässe, um gegen Verführung gesichert zu seyn. Schmückt eine schöne Seele deine künftige Gattinn, so begnüge dich damit, sollte ihre Gestalt auch nur zu den erträglichen gehören."

Die Gründe von dieser Regel, die manchem paradox, und dem schönen Frauenzimmer vom engern Ausschusse wohl gar impertinent scheinen dürfte, unterwerfen wir, mit der vorbehaltlosesten Resignazion, fremder Prüfung und geben, im Falle, daß diese letztre ungünstig ausfallen sollte, selbst unsre Regel preis.

Körperliche Schönheit und Tugend sind äußerst schwer in Eintracht zu erhalten *). Es gehört eine Art von Heldentugend dazu, die der Schönheit überlegen bleibe **). Wenn wir auch ganz bereitwillig einräumen, (was zu läugnen Verwegenheit wäre,) daß es Schönheiten geben könne — wirklich gebe, die unter der Aegide ihrer Tugend, auch der feinsten, Verführung unbesieglich sind: so ist doch jede derselbe-

---

*) — — rara est adeo concordia formæ
Atque pudicitiæ.

Juven.

**) Auf die Frage der Ophelia: Kann wohl Schönheit einen bessern Umgang haben, als mit der Tugend? antwortet Hamlet: „O ja! denn es wird allemal der Schönheit leichter seyn, die Tugend in eine Kupplerinn zu verwandeln, als der Tugend sich die Schönheit ähnlich zu machen. Das war ehemals ein paradoxer Satz; aber in unsern Tagen ist seine Wahrheit unstreitig."

selben wenigstens Anfällen bloß gestellt, und wird, um zu siegen, manchen schweren Kampf zu bestehen haben *). Muß ein Ehemann von Delikatesse, bey dieser Vorstellung, nicht für die Tugend seiner Gattinn stets zittern! nicht in steter Besorgniß leben? Und wie leicht, wie natürlich ist es, daß diese Besorgniß in herznagende Eifersucht übergehe, welche den geringsten zweydeutigen Schein für Wirklichkeit nehmen, und dann die schrecklichsten Auftritte zwischen beyden Gatten veranlassen kann! Je tugendhafter und schuldloser die Frau ist, desto beleidigender desto kränkender muß ihr der geringste Argwohn fallen. Und fehlt es etwa an Beyspielen, daß solche unverdiente Kränkung, aus dem Scheingrunde der Genugthuung oder Rache, gerade den Fall ehegattlicher Tugend bewirkt hat?

Die Schönheit der Helena hat Troja zerstört, die Schönheit der Lucretia die Regierungsform Roms verändert. Und liefert nicht die Geschichte die tragischsten Begebenheiten, die durch die Schönheit der Weiber veranlaßt wurden? Unter den Hamadryaden der Diana **) befand sich auch eine gewisse Calliste.

Illa Deæ tangens arcus, quos tangimus arcus,
Este meæ testes virginitatis, ait.
Cynthia laudavit, promissaque fœdera servas;
Et comitum princeps tu mihi, dixit, eris.

Allein Calliste hielt gar schlecht ihr Gelübde, und warum!

Fœdera servasset, si non formosa fuisset.

---

*) Quelque vertueuse qu'on soit, on est toujours exposée soi — même à force d'exposer les autres.
Marivaux.

**) Ovid. fast. L. II.

Und dürfen wir uns darüber wundern, da zu unsern Zeiten, aus eben diesem Grunde, noch viel feyerlichere und heiligere Gelübde gebrochen werden?

Jeder kluge, seine Ruhe liebende Mann, wird demnach sich hüten, einer Eigenschaft seiner Gattinn, die ausser dem, daß sie nur Augenweide ist, zu den hinfälligsten aller Güter gehört, die ungleich wichtigern und wesentlichern Vortheile einer zufriednen Ehe aufzuopfern. Man ist überhaupt sichrer in dem Besitz eines Guts, das keinen Neid, keine Eifersucht erregt. Daher giebt ein französischer Schriftsteller von Autorität den Ehestandskandidaten diesen Rath: „Wollt ihr in der Ehe glücklich leben, so wählet euch keine Gattinn, die allzu liebenswerth sey."

„Was soll denn aber aus den schönen Mädchen werden, wenn sie niemand heurathen soll?"

Statt der Antwort wollen wir eine Anekdote erzählen. Ein Philosoph des Alterthums hatte behauptet, daß jeder Vernünftige besser thun würde, sich nicht zu verheurathen. „Aber — warf man ihm ein — was würde denn aus den Mädchen werden, wenn alle Männer deinem Rathe folgten?" — „Hat keine Gefahr! antwortete er. Es wird immer Thoren genug geben, die meinem Rathe nicht folgen werden."

Eine Gattinn ist schön genug, wenn sie — nach dem Ausdrucke des Gellius — uxoriam formam hat; es ist nicht nöthig, auch nicht rathsam, daß sie die Gestalt einer Phryne besitze. Ist sie vollends mit einer schönen Seele geschmückt, so wird körperliche Schönheit um so entbehrlicher, als die höchste Schönheit, deren eine Gattinn fähig ist, die Schönheit der Seele nämlich, keinen vernünftigen Wunsch nach der unendlich entbehrlichern Schönheit der blossen Gestalt übrig läßt.

läßt. Auch ist Seelenschönheit der ehelichen Treue nicht gefährlich. Was sie einflößt, ist Hochachtung, Bewunderung; und diese Empfindungen, von welcher Intension sie auch seyn mögen, können nie unedle Anschläge erzeugen. Allein diese Schönheit ist etwas, wonach das schöne Geschlecht der Majorität nach, in unserm philosophischen Jahrhundert, eben nicht geizet. Man begnügt sich, körperliche Reize zu besitzen; und da die Natur, zum Glück der Menschheit, nicht verschwenderisch damit ist: so bemüht man sich die Kargheit der Natur durch Kunst zu ersetzen. Man versteht Rosen und Lilien dahin zu pflanzen, wo die Natur nicht für gut fand, daß welche wachsen sollten. Man versteht die Schönheit gleichsam zu inokuliren.

12. Regel. „Da eine gute Leibesbeschaffenheit, und dauerhafte Gesundheit zu den Hauptabsichten der Ehe erforderlich sind: so darfst du diese Eigenschaften bey deiner künftigen Gattinn nicht für etwas unbedeutendes ansehen. Es ist eine mißliche Sache, sich mit einem Krankenspital zu verheurathen.“

Eine Gattinn hat Pflichten zu befolgen, hat Beschwerniße zu ertragen, die einen ifesten Körper, und eine Gesundheit nöthig machen, die nicht nur anhaltend, sondern auch vermögend sey, gegen Strapazen auszudauern. Ist sie nun von einer schwächlichen Leibesbeschaffenheit, zieht ihr jede Abweichung von ihrer gewohnten Lebensart, Tagordnung, Diät, jede aufferalltägliche Anstrengung der Leibeskräfte eine Krankheit zu: so wird sie, bey dem besten Willen, sich zu Befolgung mancher Pflicht unfähig finden; dem Manne durch beständiges Siechen lästig werden; auch wohl der Besorgung des Hauswesens sich entschlagen müßen. Der Arzt

und die Apotheke werden zu einer ordentlichen Rubrike des jährlichen Aufwands werden, und über alles dieß, welche Deszendenz ist von einer solchen Mutter zu erwarten!!

13. Regel. „Kannst du in eine angesehne Familie heurathen, mit welcher in Verbindung zu stehen, dir Ehre, auch wohl noch andre Vortheile bringen kann: so ist dieß Glück, falls ihm, von Seiten der wesentlichen Bedingungen zu einer glücklichen Ehe, nichts aufgeopfert werden darf, gar nicht zu verachten."

Die Richtigkeit dieser Regel leuchtet von selbst ein. Je mehrere Endzwecke durch eine Heurath zu erzielen sind, desto mehrere Gründe hat auch die Klugheit, sie anzurathen.

14. Regel. „Ein Frauenzimmer, das wenige Anverwandten hat, wirst du, falls das Uebrige gleich ist, wohl thun, einer andern, welche dich mit einer ausgedehnten Sippschaft in Verbindung setzen würde, vorzuziehen."

Der Grund von dieser Regel liegt in Folgendem. Je mehrere Anverwandten eine Gattinn zählt, von desto mehrern Personen wird der Mann abhängig gemacht; in ein desto manchfaltigers Intresse wird er gezogen. Schwer, wenigstens äußerst lästig ist es, so viele Personen, wie sie es verlangen, zu kultiviren, und allen recht zu thun. Hiezu kömmt, daß die Oheime und Basen sich immer berechtigt glauben, in die Angelegenheiten ihrer Nichte, in ihre Haushaltung, Kinderzucht u. s. w. auch ein Wörtchen zu sprechen: und da ist des Hofmeisterns und Kritisirens kein Ende. Unter einer zahlreichen Schwäger- und Vetterschaft müßen verhältnißmäßig auch mehrere verdrießliche und un-

unglückliche Vorfälle sich ergeben, in die der Mann, von wegen seiner Gattinn — wenn auch nur durch Theilnahme — mit verflochten wird. Unter vielen Geschwiestern entstehen leicht Uneinigkeiten, Prozesse; auch ist es was gewöhnliches, daß sich ein Taugenichts darunter finde, der seinen Geschwiester zur Last und Schande gereicht. Sonach geschieht es nur zu oft, daß die Eintracht der Eheleute, die ausser dem bestens harmonirt hätten, lediglich durch Unannehmlichkeiten gestört wird, zu denen die Anverwandten der Gattinn Gelegenheit und Anlaß gaben.

15. Regel. „Ist es dir beym Heurathen hauptsächlich um die häusliche Glückseligkeit zu thun, so hüte dich, die Hand eines Frauenzimmers ohne ihr Herz anzunehmen, so wichtig und einladend im Uebrigen die Nebenvortheile immer seyn mögen, die du aus der Verbindung mit ihr ziehen könntest."

Der Grund dieser Regel ist nicht schwer zu finden. Zu einer glücklichen Ehe müßen beyde Gatten ein Sinn und ein Herz seyn. Findest du das Herz derjenigen Person, auf welche du deine Augen geworfen hast, von dir abgewendet, so fällt bey der Unmöglichkeit einer solchen Seelenharmonie auch die Möglichkeit einer zufriedenen Ehe gänzlich weg. Laß dich durch den so gemeinen Irrwahn: daß die Zuneigung deiner für iezt noch widerstrebenden Braut in der Ehe schon nachkommen werde, ja nicht einschläfern. Denn trifft dieß auch zuweilen von ungefehr ein, so ist das Gegentheil doch das Natürliche; und nach diesem, nicht nach dem, was nur von ungefehr geschieht, muß der Kluge seine Maßregeln nehmen. Es hält schwer genug, daß die aufrichtigste, wärmste Zuneigung, die eine Heurath schloß, auch, durch den Verlauf der Ehe,

sich erhalte, nicht allmälig in kalte Gleichgültigkeit übergehe: mit welchem, auch nur wahrscheinlichen Grunde darfst du denn erwarten, daß gleich anfängliche Abneigung, sich mit der Zeit werde in Liebe verwandeln?? *)

Hostis est uxor invita, quæ ad virum nuptum datur.

„Hostis! Ein Feind, diejenige Person, die man zu Schliessung der engsten Verbindung, der innigsten Freundschaft gewählt, in deren Hände man das Wohl seiner ganzen irdischen Existenz gelegt hat, diese Person eine Feindinn!! — Ueber dem ist die Verführung nirgends glücklicher, als bey solchen Opfern des älterlichen Despotizmus, da gezwungene Gattinnen nur zu oft, in der Verletzung der ehelichen Pflicht, eine Art von Rache gegen den Mann suchen, dessen Hand man ihnen aufgedrungen hat. Gesetzt aber eine solche Gattinn, in einem besondern Falle, besäße zu viel Tugend, um eine solche Rache nicht zu verabscheuen, kann ein Ehemann von Gefühl, gebunden an eine Gattinn, von der er weis, daß sie ihm abgeneigt, und daß sie durch ihn auf immer unglücklich sey, nur eine vergnügte Stunde geniessen? Wird ihn nicht vielmehr über seinen unbesonnenen Schritt die empfindlichste Reue unaufhörlich peinigen, und bey der Unmöglichkeit, ihn zurückzuthun, nicht unheilbarer Gram verzehren? Noch mehr! Wird seine Gattinn, so aufrichtig auch seine Zuneigung gegen sie ehedem war, ihm, als die Quelle seiner Lei-

den,

*) Liebe ohne Gegenliebe ist ein einsamer Brand, der bald verlischt.

den, nicht auch selbst verhaßt werden? Und wenn nun die Gemüther, die zu einer glücklichen Ehe aufs innigste vereinigt seyn sollten, sich vielmehr wechselseitig abstoßen: welche Ehe!!

Es ist ein Grundsatz in der Ehestandsphilosophie, daß ein Gatte allein nicht glücklich seyn könne; sie müßen es beyde seyn, oder keiner ist es. Die Erfahrung, daß es Ehemänner giebt, die sich wenig darum kümmern, ob ihre Gattinnen sie lieben, oder nicht; an ihrer Seite glücklich sind, oder nicht; wenn sie nur ihren Obliegenheiten nachkommen: stößt obigen Grundsatz nicht um. Denn solche rohe, ungeschlachtete Ehemänner sind keines Begriffs von ehelicher Glückseligkeit fähig; wie könnten sie deren Verlust fühlen!

16. Regel. „Obgleich das Verhältniß, in welchem du, während der Freyerschaft, mit deiner Braut stehest, dir nicht gestattet, sie schon auf den Fuß zu behandeln, auf welchen sie zu behandeln das Recht des Ehemannes dich befugen wird: so sey doch dein Benehmen gegen sie auch nicht so beschaffen, daß sie dadurch sowohl zu falschen Begriffen von deiner Gemüthsart, als zu täuschenden Erwartungen für die Zukunft verleitet werde. Das Gegentheil würde mit der Rechtschaffenheit so sehr, als mit der Klugheit streiten.

Diese Regel hat die Absicht, vor einer Unredlichkeit und Thorheit zugleich zu warnen, deren so manche Ehestandskandidaten sich schuldig machen. Um in das Herz ihrer Gewählten sich desto sichrer einzuschleichen, und desto fester darinn zu erhalten, wissen sie sich so zu stellen und zu verstellen, daß sie eingefleischte Engel zu seyn, und ihre Verlobte für ihre unbeschränkte Gebieterinn für jetzt und allezeit

anerkannt zu haben scheinen. Nicht nur ihre Unarten, Fehler, Leidenschaften, verbergen sie auf das sorgfältigste, sondern stellen auch Tugenden und Vollkommenheiten zur Schau aus, die, sich eigen zu machen, ihnen noch nie in den Sinn gekommen. In Absehn auf ihre Geliebte verläugnen sie allen Willen; sehen ihre Winke als Befehle an; unterwerfen sich ihren Launen und Kaprizen mit kriechender Gefälligkeit; erdreusten sich nie eines Widerspruchs, nie einer abschläglichen Antwort, nie einer sauern Miene; kurz sie bezeigen sich so geschmeidig, nachgebend, zuvorkommend, als ob sie sich vorgenommen hätten, künftig in ihrer Gattinn allein zu leben und zu weben, indeß sie nicht gesonnen sind, einst von ihren Rechten das Geringste zu vergeben, ja sogar auch für den Zwang, den sie sich jetzt anthun, sich die vollständigste Entschädigung auf die Zukunft vorbehalten.

Dieß Benehmen streitet durchaus mit der Rechtschaffenheit, da es im Grunde auf Arglist und Betrug hinausläuft, und die getäuschte Braut nicht nur verleitet, sich falsche Begriffe von der Gemüthsart ihres Verlobten zu machen, sondern auch von ihm einst als Gattin eine Behandlungsart zu erwarten, von welcher sie gerade das Gegentheil erfahren soll. Wenn dir alles daran liegen muß, die Gemüthsbeschaffenheit deiner künftigen Gattin genau zu kennen, und du dir alle Mittel erlauben darfst, diese auszuforschen: so muß auch ihr das Recht zustehen, von der deinigen unterrichtet zu seyn. Folglich kannst du ohne Verletzung einer Zwangspflicht, sie hierinn durch Betrug und Vorspieglung nicht hindern.

Indessen bestraft solche Unredlichkeit sich selbst, und darum streitet sie — wie die Regel sagt — auch mit

der

der Klugheit. Legt der Betrieger die blendende Maske, die er als Liebhaber vorgenommen hatte, nachmals — wie er anders nicht kann — ab; zeigt er sich in seiner wahren Gestalt, so muß auch die Binde von den Augen der betrogenen Gattin herabgleiten; sie muß hell und klar sehen, daß sie sich mit einem ganz andern Manne, als der Frever anzukündigen schien, verbunden habe. Und nun tritt Verzweiflung an die Stelle, der Zufriedenheit, die sie sich von ihrer künftigen Ehe versprochen hatte. Doch wir wollen nicht einmal den schlimmsten Fall annehmen, sondern setzen, die Gattin habe noch Ursache, mit der Gemüthsart ihres Mannes zufrieden zu seyn; nur die Behandlungsart stimme mit dem Ideal, daß sie sich hievon zu machen, durch das fingirte Betragen ihres Mannes während der Freierschaft verleitet worden, nicht überein: so ist nichts natürlicher, als daß sie den so auffallenden Kontrast in seinem gegenwärtigen Betragen, der Erkaltung seiner Liebe zuschreiben werde.

Die Aufführung ihres Mannes, als ehemaligen Liebhabers schien sie zu der schmeichelhaften Erwartung zu berechtigen, daß sie von ihm auch als Gattin werde angebetet, noch als Gattin für seine Gebieterin werde geachtet werden; daß er auch als Ehemann mit der ehemaligen Gefälligkeit, ihre Wünsche befriedigen, ihre Bitten gewähren, daß sie folglich bei einem so zärtlichliebenden, so sanften, nachgebenden, gefälligen Gatten paradisische Tage leben werde. Nun aber haben schon die ersten Monate ihres Ehestandes sie belehrt, daß alle diese schönen Hoffnungen nichts als süße Träume gewesen. Der Ehemann ist dem Freier so ganz unähnlich geworden, daß sie sehr natürlich auf den Gedanken

gerathen wird, sie müsse aufgehört haben ihrem Manne zu seyn, was sie ehmals als Braut ihm gewesen. Wahrscheinlich wird es hierüber zwischen den Eheleuten zu unangenehmen Erklärungen kommen. Die Frau wird dem Manne Ueberlistung, Betrug, Wankelmuth, geheime Einverständnisse mit andern Frauenzimmern vorrücken. Der Mann wird der Frau zur Albernheit anrechnen, daß sie nicht gewußt hat, wie der Freier seine Rolle nur bis zum Altar spiele, wo der Ehemann an seinen Platz tritt, von dem eine vernünftige Gattin nicht erwarten, viel weniger fordern könne, daß er ihr zu Liebe seinen Rechten entsage — sich zu ihrer Marionette mache. Recht und Unrecht findet sich auf beiden Seiten; und da kein Richter vorhanden ist, bleibt zwar der Streit, aber nicht die Frage unentschieden: ob bei einer solchen Verstimmung der Gemüther noch eine glückliche Ehe möglich sey?

Soll demnach ein kluger Ehestandskandidat diese Klippe, an welcher das Glück der Ehe so leicht scheitert, nicht sorgfältigst vermeiden, zumal es gar füglich geschehen kann? Er richte schon als Freier, sein Betragen gegen seine künftige Gattin dergestalt ein, daß sie dadurch in keine übertriebenen, täuschenden Erwartungen gesetzt, sondern vielmehr vorbereitet werde, ihn einst als Mann, als Gebieter zu ertragen. Er hat als Liebhaber noch nicht das Recht, zu befehlen, aber er lasse es merken, daß er künftig als Ehemann wo nöthig befehlen werde. Der Wohlstand fordert, daß er noch hier und da Nachsicht gebrauche, nicht jeden Seitentritt rüge; daß er noch manches übersehe, in manchem Stücke nachgebe. Aber er thue alles dies auf eine Art, daß man seine Nachgiebigkeit nicht

für Gemüthscharakter, sondern für das, was sie ist, für bloße Artigkeit, für gute Lebensart ansehe, die ihm die Umstände auferlegen, zu der er aber als Gatte nicht geneigt seyn werde, sich so ganz unbedingt zu verstehen. Er versichre seine Verlobte seiner Hochschätzung, Zuneigung und Liebe, gebe ihr auch Beweise hievon; er thue aber keines von beiden nach Art verliebter Gecken, die zu den Füssen ihrer Dulcineen auf den Knieen liegen; in dem Paroxismus ihres Liebesfiebers von nichts als Bezauberung, Anbetung schwätzen; um einen holden Blick mit aufgehobenen Händen flehen, und im Fall der Nichterhörung mit Todtschießen drohen.

Er bezeige seiner Braut seinen Beifall, wo sie ihn verdient; aber er billige Thorheiten nicht, noch weniger lasse er sich von ihr oder ihrentwegen zu Thorheiten verleiten. Er nehme auf eine anständige Art sich die Freiheit heraus, sie zuweilen zu rechte zu weisen — eines Bessern zu belehren. Gebe ihr zuweilen zu verstehen, was er wenigstens wünsche, da er noch nicht zu befehlen habe. Er suche es zuweilen so einzuleiten, daß es nach seinem Willen gehe; und wenn er sich dem Willen seiner Braut fügt, thue er es niemals blindlings, niemals mit dem Anscheine, daß ihr Wille ihm Befehl sey: sondern er gebe die Gründe an, die ihn hiezu bestimmen. Kurz er richte sein ganzes Benehmen dergestalt ein, daß seine Verlobte nicht nur ihn nach seiner wahren Gemüthsbeschaffenheit ganz, folglich auch mit seinen Fehlern und Schwachheiten kennen lerne, sondern auch hierüber, was er einst als Gatte für sie seyn wird, nicht in Irrthum oder Zweydeutigkeit gelassen werde. Kann sie sich nach allem diesen

noch entschließen, ihm Herz und Hand zu schenken; wohl und gut: wo nicht, so ist es besser, die Heurath gehe zurück, als daß sie zum Unglück beider Theile geschlossen werde.

17. Regel. „Bei der Auswahl einer Gattin bediene dich keiner Mittelperson, sondern geh' hin, sieh selbst, überzeuge dich selbst. Wäre ein solcher Heurathsmäckler ein noch so rechtschaffener Mann, so ist er doch nicht du selbst. Niemand aber kann besser beurtheilen, was für eine Gattin dir behagen könne, als du selbst. Indessen wirst du doch wohl thun, den Rath eines klugen, erfahrnen Freundes zu benutzen."

Diese Regel ist deutlich genug, um alle Erklärung überflüßig zu machen. Nur wollen wir noch erinnern, daß sie vorzüglich gegen solche Personen zu befolgen ist, die, ohne erhaltenen Auftrag Partien vorschlagen. Denn hier muß man für ausgemacht annehmen, daß ein solcher Unterhändler bei der Sache wie immer intressirt und partheyisch sey, folglich die Vortheile der angetragenen Heurath übertreibe.

Anders verhält es sich mit dem Rath eines geprüften Freundes. Er hat unbefangene Augen, mit denen nicht alle Liebhaber sehen; zumal wenn sie eher halb und halb beschlossen, als untersucht haben. Nur muß dieser Rath nicht erst dann eingeholt werden, wenn die Heurath schon so gut, als richtig ist. Welche Thorheit wir bereits oben gerügt haben.

Nachdem wir nun die vornehmsten Regeln, die bei der Wahl, einer Gattin zu befolgen sind, um eheliche Glückseligkeit zu erzielen, im Vorhergehenden beigebracht haben, wollen wir noch einige Klugheitsmaximen beifügen, die das Benehmen des Gatten

im

im Ehestande gegen seine Gattin bestimmen sollen. Es sey also die

18. Regel. „Halte mit weiser Strenge über die Rechte des Ehemanns, und gestatte deiner Gattin weder un- noch mittelbar Eingriffe in dieselben."

Das Weib soll dem Manne unterthan und dieser ihr Herr seyn. Das ist Gottes Befehl, und auch Anordnung der Natur; die dem Manne mehr Kräfte des Leibes und Geistes verlieh. Unmittelbar kannst du deine Rechte dadurch vergeben, daß du deiner Ehestandshälfte mit Wissen und Willen das Hausregiment überträgst, dich ohne Vorbehalt ihrem Willen unterwirfst, über alles, was du zu thun vorhast, vorläufig ihr placet einholst, und ihr veto in allen Fällen respektirest. Mittelbar aber dadurch, daß du auf die Politik deiner Gattin minder aufmerksam bist, und dich durch allerlei feine Kunstgriffe, worinn weiblicher Witz unerschöpflich ist, von ihr, ohne es zu wissen, an der Leine führen lässest. Es liegt mit in dem Sinne unsrer Regel, daß du dich nicht auf die sogenannten Käsewochen einlassest. Nimm daher gleich den ersten Tag des Ehestandes ohne Umstände, Besitz von deinem Amte, damit deine Gattin, durch dein unzeitiges Galantseyn nicht versucht werde, einen Versuch zu wagen, ob sie dir etwa das neue Jahr abgewinnen könne.

19. Regel. „Ist dir eine würdige Gattin zu Theil geworden, so halte sie in Ehren, und laß sie in deiner aufrichtigen Hochschätzung und Liebe den Lohn ihrer Tugend finden."

Moralische Vortrefflichkeit, wo man sie immer findet, zu würdigen, ist Naturpflicht, von welcher der Gatte, in Bezug auf seine verdienstvolle Gattin, sich um so weniger ohne Ungerechtigkeit dispensiren kann, da ihre Geistesvollkommenheiten einen so direkten Einfluß in die Verschönerung seiner Existenz haben. Gewährt deine Gattin dir das größte Gut des Lebens — häusliche Glückseligkeit, so darf sie wohl auf deine Erkenntlichkeit Anspruch machen? Und diese, worin sonst kann sie bestehen, als darin, daß du sie durch dein Betragen überzeugest, wie sie als die Urheberin deines Glücks dir über alles werth und theuer sey. Sieht eine Gattin, daß alles, was sie für ihren Mann ist und thut, mit gefühlloser Gleichgültigkeit aufgenommen werde: so ist es was sehr natürliches, wenn auch ihre Achtung und Liebe, ihr Eifer in Befolgung ihrer Pflichten allmählig nachläßt — erkaltet.

20. Regel. „Um die Tugend deiner Gattin keiner Gefahr auszusetzen, halt sie von allem Umgange mit unmoralischen Menschen vorzüglich Weibern entfernt.

Umgang steckt an; das ist ein wahres Wort. Deine Gattin sey so tugendhaft, als sie wolle, sie ist gegen Verführung nicht gesichert. Ihr hiezu alle Gelegenheit abzuschneiden, muß demnach eine deiner vorzüglichsten Sorgen ausmachen. Sey besonders wachsam auf ihren weiblichen Umgang, er kann ihr gefährlicher werden als der männliche. Gestatte ihr keine Verbindung mit Weibern von zweydeutigem zu geschweigen, von entschiedenem übeln Rufe. Solche Weiber gehen absichtlich darauf aus, Proselitinnen zu machen, und richten hiebei ihre teuflischen Bemühungen

vor-

vorzüglich auf die tugendhaften Weiber. Denn da sie durch diese allzu sehr in den Schatten gestellt werden, ist ihnen ihr Anblick, der ihnen ihre Schande zu exprobriren scheint, verhaßt, und es muß ihnen daran liegen, dieselben sich gleich zu machen.

Sie dringen sich unter dem, keinen Verdacht erregenden Deckmantel der Freundschaft auf; schlüfern die erkiesenen Schlachtopfer ihrer Verführung durch heuchlerische Versicherungen — auch wohl Beweise — von ihren besten aufrichtigsten Gesinnungen ein. Haben sie sich hiedurch einiges Zutrauen erworben, dann rücken sie allgemach mit ihrer vergiftenden Philosophie an, deren Grundsätze sich auf Folgendes reduziren. „Die eheliche Treue sey eine altväterische, bereits aus der Mode gekommene, überdieß äußerst lästige Tugend; sie zeuge von einem kleinlichen feigen Geist, von einer gemeinen abergläubischen Denkart. — Es sey die lächerlichste Thorheit, der unnatürlichste Selbsthaß, die Freuden des Lebens, so wie sie sich anbieten, nicht genießen zu wollen. — Um einen aufgeklärten Verstand zu zeigen, müsse man sich der herrschenden Sitte, dem von der galanten Welt angenommenen Kostume fügen. Ein Frauenzimmer, das sich beigehen lasse, die Rolle eines Sonderlings zu spielen, mache sich lächerlich, verscheuche alle Helldenkenden ihres Geschlechts um sich her — isolire sich u. s. w." Um die Wirksamkeit dieser und ähnlicher Persvasorien zu verstärken, nehmen solche Weiber Spott, Ironie, Persiflage zu Hülfe. Finden sie ihre Bemühungen nicht ganz fruchtlos, dann treiben sie um zu vollenden, auch selbst das Handwerk der Kupplerinnen.

Freund! liegt dir die Tugend deiner Gattin, liegt dir deine häusliche Glückseeligkeit, die mit jener steht und fällt, am Herzen: sey dir auf deiner Hut! Laß dir die Befolgung unsrer Regel, deren Aufferachtlassung schon so manchen Ehemann in Verzweiflung gestürzt hat, angelegen seyn. Entferne nicht nur deine Gattin von dem Umgange mit diesen gifthauchenden Ungeheuern so sorgfältig als möglich; rücke ihr auch deren ärgerliche Beispiele nach Thunlichkeit aus den Augen. Mache sie nebenbei auf den schlimmsten Fall, mit ihren satanischen Verführungskünsten, mit ihrer ruchlosen Moral, und mit den schrecklichen Folgen, welche deren Ausübung nach sich zieht, in voraus bekannt. Hast du dadurch einen recht lebhaften, einen unüberwindlichen Abscheu bei deiner Gattin erregt; dann wird sie auch selbst auf ihrer Huth, und auf jeden Anfall, der nicht zu verhüten war, hinlänglich vorbereitet seyn.

21. Regel. „Quäle deine Gattin nicht durch thörichte Eifersucht; vermeide aber auch jeden Anlaß zur Erregung der ihrigen."

Nichts stört die eheliche Eintracht so sehr, als Eifersucht. Sie veranlaßt oft tragische Auftritte zwischen den Ehegatten; verwandelt oft die zärtlichste Liebe in tödlichen Haß. Wie wäre es auch möglich, daß eine Gattin ihren Ehemann noch liebe, der ihr die größte Beleidigung, die einer ehrliebenden Gattin wiederfahren kann, dadurch zugefügt, daß er ihre Treue in Zweifel zieht? der sie mit Argusaugen bewacht, durch ihre Dienstboten bewachen läßt, jedem ihrer Schritte nachspürt, jeder Miene, jedem Worte eine verfängliche Ausdeutung zu geben sucht, zu geben weis? Auch kann ächte Klugheit in keinem Falle Eifersucht billi-

gen,

gen, sie muß sie vielmehr als höchst widersinnig verwerfen. Denn ist deine Gattin tugendhaft, so ist deine Eifersucht Grausamkeit gegen dich und deine Gattin. Gegen dich, weil du dadurch selbst deine Ruhe mordest; gegen deine Gattin, weil du sie, trotz ihrer Schuldlosigkeit als eine Verbrecherin behandelst. Hat aber deine Gattin sich wirklich verdächtig gemacht, so wird deine Eifersucht, da sie nicht auf ihren Verstand, noch weniger auf ihr Herz wirkt, sie keineswegs zur Tugend zurückführen, vielmehr darfst du dieß von einer sanften, edelmüthigen, sie beschämenden Behandlung, verbunden mit liebreichen Vorstellungen hoffen. Denn dadurch wird sie zum Nachdenken und durch dieses zur aufrichtigen Erkenntniß ihres Unrechts gebracht werden. Andre Maßregeln zumal Eifersucht, vermögen das Uebel gründlich nicht zu heben, können es vielmehr nur ärger machen.

22. Regel. „Betrachte und behandle deine Gattin als deine Freundin, als deine Gehülfin, und als Theilnehmerin an der häuslichen Glückseligkeit. Sey kein despotischer Ehemann, denn dadurch würdest du das Herz deiner Gattin unvermeidlich von dir abwenden.“

Wie kann es nur mit der Klugheit — wir wollen nicht sagen, mit der Achtung und Liebe, die der Mann seiner Gattin schuldig ist — bestehen, wenn er durch trotzige Befehle, durch Machtsprüche zu erhalten sucht, was er durch Ueberredung, durch sanftes Erinnern, durch glimpfliches Anordnen, auch wohl Bitten, weit sichrer und besser erhalten würde? Welch' lächerlicher, kleinseeliger Stolz, mit der Gewalt des Hausregenten, zur empfindlichsten Demüthigung einer würdigen Gattin, deren An-

theil ohnehin Gehorchen ist, sich zu brüsten! Ist es klug, wenn der Mann ihr aus eingebildeter Selbstgenügsamkeit nicht einmal erlaubt, Rath zu ertheilen oder bescheidene — wenn auch nicht immer annehmbare, doch immer gutgemeinte — Erinnerungen und Vorstellungen zu machen? Es giebt sogar Angelegenheiten, in welche die Frau mehr Einsicht haben muß, als der Mann: ist es nicht eben so unvernünftige als Schaden bringende Stützigkeit diese bessere Einsicht zurückzuweisen? Der Mann soll seine Frau leiten, soll das Haupt der Familie seyn: aber nichts berechtiget ihn zum willkührlichen Despoten, dem alles erlaubt sey, was ihm gefällt. Er muß daher nicht seinen Eigensinn, sondern die Vernunft zu seinem Führer machen, folglich da, wo die Vernunft auf der Seite seiner Gattin ist, sich nicht schämen, nachzugeben.

23. Regel. „Suche durch Höflichkeit und Gefälligkeit deiner Gattin dich achtungs- und liebenswerth zu erhalten. Dadurch wirst du sie nicht nur gegen dich ein gleiches zu thun, um so stärker verbinden, sondern auch zugleich kräftigst aufmuntern."

Höflichkeit ist das sicherste Mittel, die wechselseitige Achtung unter den Eheleuten zu befestigen; und diese Achtung beugt mancher Unanständigkeit in ihrem Betragen gegen einander vor, woraus gegenseitige Beleidigungen entstehen. Ehegatten, die auf eine grobe Art mit einander umgehen, können unmöglich lange in Eintracht leben; denn keiner wird der Empfindlichkeit des andern schonen. Und so werden alle Augenblicke Mißhelligkeiten und Spannungen entstehen, die den Hausfrieden stören.

Die

Die Gefälligkeit ist unter den Eheleuten etwas so seltenes geworden, daß der Name eines gefälligen Ehemanns als Schimpfname gebraucht wird, indem man hierunter einen Ehemann versteht, der unter dem Pantoffel steht, dem Willen und der Gnade seiner Frau lebt, und sich alles gefallen läßt, was ihr gefällt. Das heißt aber eine unvernünftige, niederträchtige Gefälligkeit, die, wie leicht zu erachten, nicht der Gegenstand unsrer Regel seyn kann. Die Gefälligkeit, die wir den Ehemännern empfehlen, besteht in der Bereitwilligkeit, in gleichgültigen oder solchen Dingen, worin ohne merklichen Unterschied und Nachtheil Eines dem Andern substituiret werden kann, dem Wunsche ihrer Gattinnen zu willfahren, oder auch wohl zuvorzukommen, sollte es allenfalls auch mit einiger Selbstverläugnung geschehen müssen; kurz diese Gefälligkeit ist eine gewisse Aufmerksamkeit, seine Gattin zu verbinden.

Einige Beispiele werden es erklären. Deine Gattin wünscht, daß du dich ein wenig mehr nach der Mode kleidest; sie wünscht einen unschädlichen, unschuldigen Umgang vorzugsweise vor einem andern; sie wünscht eine Unterhaltungsart statt einer andern; sie wünscht, mit dir lieber Karten als Schach zu spielen, lieber diesen Stoff zum Kleide, als einen andern; sie wünscht einen ihr nicht anständigen Dienstboten aus dem Hause, und dafür einen andern nach ihrer Wahl aufnehmen zu dürfen, u. dgl. mehr. Warum solltest du ihr in diesen und ähnlichen Stücken nicht zu Gefallen seyn? Ihre Zufriedenheit wird dadurch vermehrt, und sonach auch die deinige. Auch müßte sie sehr roh und unartig seyn, wenn sie sich nicht bestreben sollte, deine Gefälligkeit

doppelt zu erwiedern. Du empfängst also mehr zurück, als du ausgiebst.

Dieß wären nun, unsers Gedünkens die allgemeinsten Klugheitsregeln, die sich denjenigen Männern, die nach dem Glück der Ehe streben, an die Hand geben lassen. Wir räumen ganz gern ein — was uns von manchem erwiedert werden dürfte — daß die Befolgung dieser Regeln keine Kleinigkeit, und für manchen Ehestandskandidaten sogar eine Unmöglichkeit sey. Allein wo giebt es einen großen Endzweck, dessen Erreichung nicht Verstand, praktische Klugheit und Mühe forderte? Eine zufriedene, mit allen ihren möglichen oder doch wesentlichen Vortheilen beglückte, Ehe, ist sie nicht eines der vorzüglichsten Güter des Lebens? nicht ein Endzweck von der äußersten Wichtigkeit? Sie kann folglich auch nur der Lohn kluger, und mit Geschicklichkeit befolgter Maßregeln seyn. Wer sich diese Maßregeln zu befolgen nicht fähig gemacht hat, der hat die Unmöglichkeit in deren Befolgung sich selbst beizumessen. Wer sich hiezu nicht fähig machen konnte, den bedauern wir. Und wer sie zu mühsam oder überspannt findet, der hat sich daran nicht zu kehren; der kann ohne sich von uns irre machen zu lassen, jeden kürzern und leichtern Weg zu seinem Glück einschlagen.

Andre werden uns vielleicht zurufen: „Eure Anweisung, sich glücklich zu verheurathen, mag schon gut seyn; allein uns kann sie, leider! zu nichts weiter dienen, als einzusehen, was wir hätten thun sollen, um nicht zu werden, was wir sind — unglückliche Ehemänner. Hat eure Klugheitslehre nicht wenigstens einige Kurativmittel für uns, da ihre Präservative uns nunmehr zu spät kommen?“

Diese Zumuthung ist zwar nicht leicht zu befriedigen; indessen wollen wir doch unsre ganze Klugheit aufbieten, um ihr einigermassen zu entsprechen.

Hier müssen wir nun gleich anfangs erinnern, daß — wie jedermann von selbst einsieht — viele bei der Wahl einer Gattin begangene Unklugheiten auf keinerlei Art mehr gut zu machen sind. Hat sich z. B. Jemand dadurch, daß er wider die Regeln handelte, die wir oben in Absehn auf die Gleichheit des Standes, des Alters, der Glücksumstände und der Gemüthsart der zuwählenden Gattin, ausgezeichnet haben, eine unglückliche Ehe bereitet: so ist ihm weiter nicht zu helfen, weil die Ursache seines Unglücks durchaus nicht zu heben ist. Liegt jedoch der Grund von der mißrathenen Ehe darin, daß es der Gattin an Einsicht, an Verstand überhaupt, oder an einem empfindsamen guten, tugendhaften Herzen gebricht, so wird sich zur Verbesserung des Uebels etwas thun lassen.

In vita est hominum, quasi cum ludas tesseris.
Si illud, quod maximo opus est jactu, non cadit,
Illud, quod cecidit forte, id arte ut corrigas.

Terent.

Das Heurathen, wie es gemeiniglich geschieht, ist freilich auch ein Würfelspiel. Man geht dabei mit so wenig Vorbereitung und Klugheit zu Werke, daß bloß der Zufall über das Glück und Unglück der Ehe entscheidet. Für den Vorsichtigen, für den Klugen hingegen ist das Heurathen wie ein Jahrmarkt. Er besieht zuerst die zum Verkauf ausgestellten Waaren von fern, und nimmt als ein verständiger Waarenkenner nicht die erste beste auf Gerathewohl,

sondern untersucht diejenige, die ihn von weitem reizt, auf das sorgfältigste, und kauft sie nur dann erst, wenn er von ihrer innern Güte, und daß sie seinem Wunsche vollkommen entspreche, sich überzeugt hat. Und sonach wird — kann es ihn seines Kaufes nie gereuen.

Da die verbesserlichen Untauglichkeiten einer Gattin zu einer vergnügten Ehe wie schon erinnert worden, sich entweder auf ihren Verstand oder auf ihr Herz oder auf beide zugleich beziehen können, so wollen wir versuchen, zur Verbesserung dieser Untauglichkeiten einige Mittel vorzuschlagen.

Die Untauglichkeiten des Herzens können keine andern seyn, als Mangel an Empfindsamkeit, Güte und Tugend. Dem Mangel an Empfindsamkeit des Herzens bei einer Gattin ist vielleicht am schwersten abzuhelfen. Ein rohes gefühlloses Herz ist immer die Wirkung verwahrloster Erziehung: und Fehler der Erziehung lassen sich ungemein schwer verbessern. Das Herz muß gleich in der zarten Jugend, wo es gegen alle Eindrücke noch empfänglich ist, gebildet werden. Hat es sich einmal durch Verwahrlosung verhärtet, dann hält es äußerst schwer, ihm Empfindsamkeit beizubringen. Indessen wird folgende Regel vielleicht nicht ohne allen Nutzen angewendet werden.

24. Regel. „Fehlt es deiner Gattin an einem empfindsamen und guten Herzen, so mußt du in deinem Betragen überhaupt, besonders aber gegen sie Freundlichkeit, Sanftmuth, Milde und zuvorkommende Gefälligkeit herrschen lassen. Uebe in ihrer Gegenwart so viele Handlungen des Wohlwollens, und der Mutthätigkeit aus, als du kannst, und gieb ihr die selige Zufriedenheit, die du darüber empfindest, durch

Mie-

Mienen, Geberden und Worte zu erkennen. Trag ihr auch selbst die Ausübung solcher Werke, so oft es seyn kann, auf, und mache sie auf den Zustand ihres Herzens, der auf solche Werke folgt, aufmerksam. Durch mehrere Versuche dieser Art wird ihr Herz Empfänglichkeit für das Vergnügen des Wohlthuns annehmen. Und ist diese da, so wird wiederholte Ausübung ähnlicher Handlungen ihrem Herzen gewiß eine sanftere, theilnehmendere Stimmung geben."

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er leicht die Sitten Derjenigen annehme, mit denen er umgeht. Dieser Trieb zur Nachahmung als Naturtrieb, wirkt unwillkührlich, wirkt ohne Vorsatz. Daher braucht es weiter nichts, als daß er Gelegenheit, sich zu äußern, erhalte. Diese Gelegenheit sind Beyspiele; die wenn sie von solchen Personen herkommen, die Ansehn haben, um so schneller und stärker wirken. Der Mann wird und muß bey der rohesten Gattinn in Ansehn stehen, wenn er es anders zu behaupten weis. Folglich werden seine Beyspiele der Sanftmuth, Gelassenheit, Gefälligkeit, Wohlthätigkeit, Sympathie, Menschenfreundlichkeit auch auf den Nachahmungstrieb seiner Gattinn nicht vergebens wirken. Aus diesem Grunde wird im Gegentheil, ein rauhes, eigensinniges, gebieterisches Betragen auf seiner Seite die Rohheit des Herzens bey seiner Gattinn eher vermehren als verbessern; gerade so, wie ein ähnliches Betragen gegen Kinder die nämliche Wirkung hervorbringt.

Die Unempfindlichkeit des Herzens kömmt oft auch daher, daß die Menschen nicht aufmerksam auf das sind, was in ihnen vorgeht, daher sie sich ihrer innern Empfindungen gar nicht, oder nur dunkel, bewußt sind. Hieraus ist klar, daß das Empfindungsvermö-

mögen nach eben dem Masse verbessert werden müße, nach welchem die Aufmerksamkeit auf die Modifikazionen des innern Sinnes mehr Intension erhält. Aus diesem Grunde räth unsre Regel, eine minder empfindsame Gattinn anzugewöhnen, daß sie auf ihre Empfindungen mehr Aufmerksamkeit richte, um sich derselben recht lebhaft bewußt zu werden. Wir sagen anzugewöhnen, weil blosse Deklamazionen über die Nothwendigkeit eines empfindsamen, wohlwollenden Herzens, oder Strafpredigten über Gefühllosigkeit, über Aeusserungen eines bösen Herzens, wenig oder gar nichts wirken, wohl aber das Uebel ärger machen können dadurch, daß sie aufbringen, erbittern, und die Zuneigung gegen einen Gatten schwächen, der stets etwas zu rügen findet, unaufhörlich den Sittenrichter spielt. Bald wird man seines ewigen Hofmeisterns müde werden, und solches bloß für die Wirkung seiner verdrießlichen Laune, oder der Zanksucht halten, folglich ihm keine Nachachtung schuldig zu seyn, sich bereden. Man erreicht immer sicher und eher seinen Endzweck, Seelenkrankheiten zu heilen, wenn man die erforderlichen Arzneyen gebraucht, ohne den Kranken viel auf seinen gefährlichen Zustand, und auf die Absicht, die man mit ihm hat, aufmerksam zu machen.

25. Regel. „Liegt der Grund von der Unempfindlichkeit, und von dem Mangel eines guten Herzens im Verstande deiner Gattinn, d. i. in der Unwissenheit der Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und andre Menschen, dann auch in der Nichtkenntniß der beseligenden Vortheile, die ein empfindsames, wohlwollendes Herz gewährt: (und dieß ist meistens der Fall) so mußt du besorgt seyn, deiner Gatrinn richtigere und vollständigere Begriffe von den menschlichen Pflichten, sowohl,

als von dem Einfluß ihrer Befolgung auf Seelenruhe und Selbstzufriedenheit beyzubringen.“

Und wie kann dieß auf die vortheilhafteste Art geschehen? Nicht dadurch, daß du deiner Gattinn ihre Unwissenheit mit Unglimpf, und in bittern, demüthigenden Ausdrücken vorrückest, daß du in dem Tone eines Hofmeisters, eines Bußpredigers mit ihr sprichst. Nein; du mußt sie unterrichten, ohne sie dein Vorhaben merken zu lassen. In dieser Absicht wähle dir ein gutes Buch, das in einer populären Sprache die Materien abhandelt, worüber du den Verstand deiner Gattinn aufzuklären vorhast; an welcher Gattung von Büchern es heut zu Tage gar nicht mangelt. Stelle dich an, als wolltest du ihr bloß, zur gemeinschaftlichen Erbauung, oder zum Zeitvertreib, etwas vorlesen, und lies ihr, wenn du sie am besten hiezu aufgelegt findest, aus diesem Buche vor. Streue, nach Nothdurft, Erklärung, und kleine Betrachtungen über das Gelesene mit ein, worinn du ganz unvermerkt auf die Fehler und den Gemüthszustand deiner Gattinn Rücksicht nehmen kannst. Wiederhole diese Lesung so oft, und sezze sie so lange fort, als du es nöthig findest. Vielleicht, daß überdieß deine Gattinn Lust zum Selbstlesen bekömmt, welches deine Bemühungen ungemein unterstützen, und sie in den Stand setzen würde, sich nun auch selbst, durch Lesen lehrreicher Bücher, zu unterrichten, zu bilden.

26. Regel. „Bist du deßwegen minder glücklich in der Ehe, weil es deiner Gattinn an einem richtigen, hinlänglich gebildeten Verstande, oder in manchem Stücke an der erforderlichen Einsicht gebricht: so hüte dich (wir können dieß nicht oft genug einschärfen) ihr Vorwürfe darüber zu machen, als wodurch eines

Theils dem Uebel nicht abgeholfen, andern Theils aber zu Störung der ehelichen Eintracht Anlaß gegeben wird. Sanfte, liebreiche Belehrung und Zurechtweisung werden von besserer Wirkung seyn, womit du auch wohl thun wirst, die kurz vorher anempfohlene Vorlesung guter, und den Umständen angemessener Bücher zu verbinden.

Ungeduldige oder unvernünftige Ehemänner verderben, durch zweckwidrige Maßregeln mehr, als sie gut machen. Die erstern, da sie weder Gelassenheit noch Geduld genug haben, die langsam fortschreitende bessere Bildung ihrer Gattinnen abzuwarten, geben bald, nach den ersten Versuchen, die Hoffnung, sie zu bessern auf, und machen nicht nur durch beständige Vorwürfe, durch fortwährendes Schmählen die Herzen ihrer Gattinnen von sich abwendig, sondern bringen es endlich auch dahin, daß diese muthlos werden, und an der Möglichkeit, es ihren Ehemännern jemals recht zu machen, verzweifeln.

Unvernünftige Ehemänner, da sie nicht einsehen, was dazu gehöre, ihren Gattinnen zu mehr Verstand und Einsicht zu verhelfen, bereden sich, alles gethan zu haben, wenn sie ihnen den Mangel an Verstand, bey jeder Veranlassung, mit Bitterkeit aufmutzen. Allein jemanden seine Fehler und Unvollkommenheiten vorhalten, setzt ihn noch nicht in den Stand, sie zu verbessern, sie abzulegen. So wie Leibeskrankheiten nicht dadurch gehoben werden, daß der Arzt dem Pazienten seinen gefährlichen Zustand zergliedert, ihm zeigt, wie krank er sey: eben so verhält es sich mit den Seelenkrankheiten. Man muß bewährte Heilungsmittel dagegen gebrauchen, sonst kann keine Besserung erfolgen. Ueberdieß wird der Ehemann, der, durch immerwährendes

Ta-

Tadeln, seine Aufmerksamkeit auf die Fehler und Mängel seiner Gattinn gerichtet hält, seiner Abneigung gegen dieselbe nur mehr Nahrung geben, und sich solche von Zeit zu Zeit selbst unerträglicher machen. Daher die

27. Regel. „Um dir die Fehler und Mängel deiner Gattinn erträglicher zu machen, bemühe dich das etwaige Gute, das sie noch an sich hat, aufzusuchen. Und hierauf richte vielmehr deine Aufmerksamkeit. Sie wird dir nicht nur erträglicher, sie wird dir wohl gar schätzbar werden."

Viele Ehemänner würden bey minder gebildeten Gattinnen noch in einem erträglichen Zustande leben, wenn sie obige Klugheitsregel zu befolgen verstünden. Die meisten machen sich noch unglücklicher dadurch, daß sie sich immer mit der fehlerhaften Seite ihrer Gattinnen beschäftigen, und die gute ganz ausser Acht lassen. Man erträgt jedes widrige Schicksal mit mehr Gelassenheit, wenn man seine Aufmerksamkeit vielmehr auf das Gute, was sich bey demselben noch findet, als bloß auf das Uebel, das damit verbunden ist, richtet.

So ganz fehlervoll ist doch nicht leicht eine Gattinn, daß sie durchaus gar keine gute Eigenschaft besitzen sollte, wenn man nur geneigt ist, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Hat deine Gattinn nicht eben viel Verstand, so hat sie vielleicht ein gutes, lenkbares Herz; so besitzt sie vielleicht um so mehrere weibliche Geschicklichkeiten?

Gebricht es ihr an Geist, an Witz: so ist sie vielleicht eine fromme, tugendhafte Christinn?

Besitzt sie wenig feine Lebensart, wenig Welt- und Menschenkenntniß: so liebt sie vielleicht ein eingezogenes Leben, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit?

Taugt sie nicht für die grosse Welt: so ist sie vielleicht eine um so zärtlichere Gattinn, eine um so sorgsamere Mutter?

Ist sie zänkisch, auffahrend, polternd: so ist sie vielleicht eine verständige, thätige Hauswirthinn? u. s. w.

28. Regel. „Um die Ausbildung des Verstandes bey deiner Gattinn zu befördern, sey, nebst dem Gebrauche der oben in der 25. Regel zu dieser Absicht bereits vorgeschlagenen Mittel, besorgt, ihr Umgang mit verständigen, gebildeten Frauenzimmern zu verschaffen.

Der Umgang ist ein grosser Lehrer; er bessert unvermerkt und daher auch um so wirksamer. Wir nehmen nicht nur die Sitten, sondern auch die Denkart Derjenigen an, mit denen wir Umgang pflegen. Es kann also nicht fehlen, daß deine Gattinn, ohne Wissen und Wollen, im Umgange mit Frauenzimmern von gebildetem Verstande, allmälig auch richtiger und heller denken lerne.

Am mißlichsten ist der Fall, wenn es einer Gattinn an Tugend gebricht; wenn allerley böse Neigungen, Leidenschaften, Gewohnheiten sie hindern, oder gar unfähig machen, ihren Ehestandspflichten so, wie es zu einer würdigen Gattinn erfordert wird, nachzukommen. Muß derjenige Ehemann nicht äußerst unglücklich seyn, dessen Gattinn keine Geneigtheit zum Guten fühlt? die bloß, oder meistens, in ihren Handlungen von ihren unmoralischen Neigungen bestimmt wird? bey welcher Beweggründe von Sittlichkeit, Religion, Rechtschaffenheit und Pflicht hergenommen, wenig

oder

oder nichts vermögen? die für die Schönheit der Tugend, und ihre beglückende Folgen keinen Sinn hat?

Die Ehe, wenn sie glücklich seyn soll; erfordert Harmonie und Uebereinstimmung der beyderseitigen Gemüther. Wie mag nun ein Ehemann von echten moralischen Grundsätzen, ein Verehrer und Freund der Tugend, mit einer Gattinn, die gerade das Gegentheil von ihm ist, in Harmonie und Eintracht leben? Was läßt sich aber einem Ehemann, der mit einer Gattinn dieser Art gestraft ist, zu einiger Milderung seines harten Standes rathen?

Der Grund von der Lasterhaftigkeit der Menschen überhaupt liegt entweder im Verstande, oder im Willen. Im Verstande, wenn es dem Menschen an hinlänglicher Kenntniß der Grundsätze des Rechtverhaltens, und der menschlichen Pflichten mangelt. Im Willen, wenn böse Neigungen und Begierden beym Menschen dergestalt herrschend geworden sind, daß es nicht mehr bey ihm steht, den Vorstellungen der Vernunft zu folgen, sondern er, durch die Macht dieser lasterhaften Fertigkeiten, zum Handeln leidend bestimmt wird. Hieraus ergiebt sich für unsern Ehemann folgende

29. Regel. „Liegt der Grund von der Unmoralität deiner Gattinn in ihrem Verstande, so bemühe dich, nach Anweisung obiger 25ten Regel, ihr bessre Begriffe von moralischen Gegenständen, und echte Grundsätze des Rechtverhaltens beyzubringen. Liegt er aber in ihrem Willen, so suche nach Möglichkeit, allen Anlaß zu Erregung ihrer bösen Leidenschaften zu entfernen, und dadurch die Befriedigung derselben auf eine unmerkbare Art zu hindern, — zu erschweren.

Un-

Unstreitig besteht das bewährteste Mittel, böse Neigungen auszurotten, darinn, daß man eines Theils die Entstehungsursache derselben wegzuschaffen, andern Theils ihre Macht immer mehr zu schwächen suche. Das Erste geschieht durch bessere Aufklärung des Verstandes über moralische Gegenstände; das Zweyte dadurch, daß den bösen Neigungen die Befriedigung, als worinn ihre Nahrung besteht, erschwert — unmöglich gemacht werde. Denn gleichwie jede Neigung, nach dem Masse der öftern Befriedigung, an Stärke zunimmt: so muß umgekehrt ihre Stärke, nach eben dem Masse, wieder abnehmen, nach welchem ihre Befriedigung vermindert wird. Dieß ist so klar und unwidersprechlich, daß es keines Beweises bedarf.

Obige Regel verlangt weiter, das der Ehemann den bösen Neigungen und Leidenschaften seiner Gattinn die Befriedigung auf eine unmerkbare Art zu entziehen — zu erschweren suche. Warum dieses? Wie leicht zu erachten, darum, damit die Gattinn, wenn sie seine Absicht merkt, sich dagegen nicht sträube, und durch die Vorstellung, daß man ihren geliebkosten Neigungen entgegenarbeite, nicht verleitet werde, auf Mittel zu denken, diese heilsamen Bemühungen zu vereiteln. Böse Neigungen und Leidenschaften wissen sich zu wehren, sobald man sie offenbar und geradezu angreift. Man muß sich daher einer List gebrauchen, und sie vielmehr durch Entziehung der Nahrung, als durch offenbare Gewalt besiegen und tödten. Einige Beyspiele sollen die Anwendung dieser Maxime zeigen.

Ist deine Gattinn eine Verschwenderinn, so zieh nach und nach, aus scheinbaren Gründen, die Verwaltung des Hauswesens größten Theils an dich. Gib ihr im-

immer weniger Geld in die Hand, und laß sie die Folgen ihrer Verschwendung dadurch empfinden, daß du ihr bey dem Mangel, den sie sich durch ihre Thorheit zugezogen, aus wahrscheinlichen Gründen der Unmöglichkeit, Hülfe versageſt. Mache, daß sie nur äußerſt knapp ihre nothwendigen Bedürfnisse zu befriedigen im Stande sey, um von der Unbesonnenheit, Geld auf entbehrliche Dinge zu versplittern, sich zu überzeugen.

Ist deine Gattinn zur Koketterie geneigt, so schneide ihr nach und nach alle Gelegenheit ab, mit geckenhaften Frauenknechten zusammenzukommen. Entferne sie unter scheinbaren Vorwendungen von den Schauplätzen öffentlicher Zusammenkünfte.

Ist sie der Spielsucht ergeben, so laß sie keine Gesellschaften besuchen, wo gespielt wird, und stelle das Spiel in deinem Hause nach und nach gänzlich ab. Suche über dieß ihr nach und nach für andre Unterhaltungen Geschmack beyzubringen.

Liebt deine Gattinn zum Nachtheil der Haushaltung, müßige Gesellschaften allzu sehr, so vermindre nach und nach deine und ihre Bekanntschaften, und suche sie, nach Möglichkeit zu Hause zu beschäftigen. Verschaffe ihr zu Hause Gesellschaft von vernünftigen und tugendhaften Personen, vorzüglich von Weibern, die als gute Wirthinnen bekannt sind.

Ist sie eitel, auf Putz und Stat versessen, so entzieh ihr so viel, wie möglich, die Mittel, ihre Neigung zu befriedigen; und schneide ihr den Umgang mit solchen Personen ab, die von eben dieser Thorheit angesteckt sind. Laß sie nach und nach seltner öffentliche Zusammenkünfte besuchen. Ihre Neigung wird sich legen,

so-

sobald sie keine Bewundrer, und keine Gelegenheit mehr haben wird, sich in ihrem State zu brüsten.

Ist deine Gattinn argwöhnisch, eifersüchtig, so sey besorgt, ihr nicht einmal einen Schein von Anlaß dazu zu geben. Dieß bist du ihrer und deiner Ruhe schuldig.

Eckeln sie die Hausgeschäfte an, so entzieh ihr unvermerkt alle Gelegenheit und Mittel zu ihrer Lieblingsbeschäftigung.

Ist deine Gattinn zornig, zänkisch, aufbrausend, so entferne auf das sorgfältigste allen Anlaß zur Entstehung ihrer Leidenschaft; geh ihr, wenn sie tobt, aus dem Wege.

Ist sie eigensinnig, unbiegsam, so setze dich, so viel wie möglich, in keine Kollision mit ihr. Mache ohne die dringendste Noth, keine Forderung, an sie, von der du vorhersiehst, daß sie sich dagegen sträuben wird. Kannst du dieß aber nicht umgehen: so dringe mit gelassenen, gesetztem Ernst auf Gehorsam, ohne dich auf ihre Gegenvorstellungen einzulassen.

Ist deine Gattinn herrschsüchtig, so sey ihrem Willen, wo es ohne deinen Nachtheil geschehen kann, entgegen; doch allemal so, daß du ihr mit Gelassenheit die Gründe vorhaltest, warum du es thust.

Ist sie lau in ihrer Religion, so wirst du wohl thun, eine Art von gemeinschaftlicher Hausandacht einzuführen, und damit das Vorlesen gewählter Erbauungsbücher zu verbinden. An dem öffentlichen Gottesdienst, und an den Religionsübungen überhaupt, laß sie stets dir zur Seite Theil nehmen.

Ist sie schmähsüchtig, ehrabschneiderisch, so verweise ihr, so oft sie von Andern Böses redet, es geschehe zu Hause, oder in Gesellschaft, ihr liebloses, bö-

ses Herz, und decke, wo du kannst, den Ungrund ihrer Verleumdung auf. Diese Beschämung wird sie demüthigen, und für die Zukunft zurückhaltender machen. u. s. w.

Dieß sind nun die vornehmsten Verhaltungsregeln, die wir unglücklichen, geplagten Ehemännern zu einiger Milderung ihres Unglücks an die Hand zu geben im Stande waren. Sollten sie von irgend einem solchen Gatten, ohne den gewünschten Erfolg, in Ausübung gebracht werden: nun so können wir weiter nichts, als ihn auf das allgemeine Linderungsmittel aller Widerwärtigkeiten und Leiden, d. i. auf die liebe Geduld, — auf eine gelassene Ertragung seines Hauskreuzes, verweisen. Dann muß er bey der Religion, bei der Philosophie und an dem Busen eines vertrauten Freundes Trost suchen.

. . . . . .

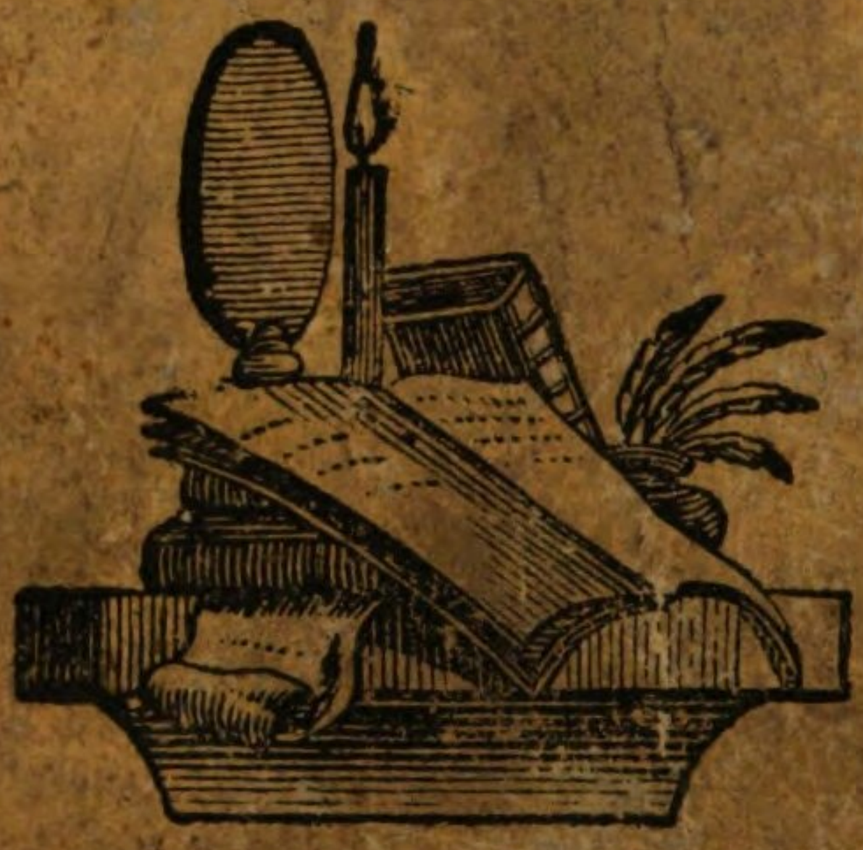
. . . . . .

Ende des zweyten Theils.

Gedruckt mit Hraba'schen = Erben = Schriften.

Inhalt.

	Seite
Grundgesetz der Klugheit	3
Von den Geschicklichkeiten des Verstandes	6
Von der Ehre	54
Vom zeitlichen Vermögen	117
Von der Klugheit	171
Von der Mitwirkung fremder Kräfte	191
Von Gönnern im ausgebreitetern Verstande	195
Vom Anstande	202
Von der Höflichkeit	205
Von der Artigkeit	212
Einige allgemeine Regeln für den gesellschaftlichen Umgang	223
Von Gönnern im eingeschränkten Verstande	232
Von Freunden in der ausgedehntern Bedeutung	242
Von der ehelichen Freundschaft	257



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seibt, Carl Heinrich <<von>>,

Klugheitslehre oder die Kunst aus dem Umgange mit Menschen die möglich grö ssten Vortheile zu ziehen

Bd.: 2

Prag 1824

Anthr. 128 n-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10311534-6